Bill Bryson

Reif für die Insel

England für Anfänger und Fortgeschrittene

GOLDMANN

BILL BRYSON

REIF FÜR DIE INSEL

Was ist das für ein Land, in dem so unaussprechliche Namen wie Llywyngwril auf den Ortsschildern stehen? Wo Kekse gereicht werden, die jedes Gebiß auf eine harte Probe stellen. Von den Kalkfelsen Dovers bis ins rauhe schottische Thurso erkundet Bryson die eigentümliche Welt jenseits des Ärmelkanals und kommt zu dem Schluß: England muß man einfach lieben - ganz gleich, wie wunderlich es einem zuweilen auch erscheinen mag.

ISBN: 3-442-30693-0
Original: »Notes From A Small Island«
Aus dem Englischen von Sigrid Ruschmeier
Verlag: Wilhelm Goldmann Verlag
Erscheinungsjahr: 1997

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Für Cynthia

Prolog

Zum erstenmal erblickte ich England in einer nebligen Märznacht des Jahres 1973. Ich kam mit der Mitternachtsfähre aus Calais. Zwanzig Minuten lang herrschte im Ankunftsbereich hektisches Treiben, Autos und Lastwagen strömten heraus, die Zöllner versahen ihren Dienst, und alle Leute drängten zur Straße nach London. Dann trat urplötzlich Stille ein, und ich wanderte durch schlafende, schlechtbeleuchtete Straßen, durch die der Nebel waberte wie in einem Bulldog-Drummond-Film. Herrlich, ich hatte eine englische Stadt ganz für mich allein!

Ein wenig verstörend war nur, daß offenbar schon alle Hotels und Gästehäuser für die Nacht geschlossen hatten. Ich ging zum Bahnhof, weil ich noch einen Zug nach London erwischen wollte, aber dort war ebenfalls alles dunkel und verrammelt. Während ich dastand und überlegte, was ich tun sollte, bemerkte ich das graue Licht eines Fernsehers im oberen Fenster einer Pension. Hurra, dachte ich, da ist noch jemand wach, und eilte hinüber. Für den Besitzer legte ich mir eine demütige Entschuldigung

wegen meiner späten Ankunft zurecht und malte mir schon unseren heiteren Dialog aus. Unter anderem folgende Zeile: »Nein, ich kann doch nicht von Ihnen verlangen, daß Sie mir um diese Zeit noch etwas zu essen machen. Nein, ehrlich – na gut, wenn Sie meinen, also, wenn es Ihnen wirklich keine Mühe bereitet, dann nehme ich vielleicht ein Roastbeef-Sandwich und ein wenig Kartoffelsalat mit einer großen Gewürzgurke. Und eine Flasche Bier.« Der Eingangsweg war pechschwarz, und in meinem Eifer und meiner mangelnden Vertrautheit mit britischen Türeingängen stolperte ich über eine Stufe, krachte gegen die Tür und schickte ein halbes Dutzend leerer Milchflaschen klirrend zu Boden. Prompt öffnete sich das obere Fenster.

»Wer ist da?« ertönte eine strenge Stimme.

Ich trat zurück, rieb mir die Nase und starrte auf eine Schattengestalt mit Lockenwicklern. »Guten Abend, ich suche ein Zimmer«, sagte ich.

»Wir haben geschlossen.«

»Oh.« Und mein Abendessen?

»Versuchen Sie es mal beim Churchill. Da vorne.«

»Wo vorne?« fragte ich, aber schon knallte

das Fenster wieder zu.

Das prächtige, hellerleuchtete Churchill war auf nächtliche Gäste eingestellt. Durchs Fenster erspähte ich ein paar Männer in Anzügen, die weltmännisch elegant an der Bar standen. Da fühlte ich mich gleich wie der letzte Penner und blieb unschlüssig im Dunkeln stehen. Klamottenmäßig paßte ich nicht in ein solches Ambiente, und es lag auch außerhalb meiner bescheidenen finanziellen Möglichkeiten. Erst am Vortag hatte ich in der Picardie einem Hotelier mit verschmitzten Äuglein ein außergewöhnlich pralles Bündel farbenprächtiger Francs ausgehändigt, als Obolus für eine Nacht in einem durchgelegenen Bett und eine Portion *blanquette de chasseur,* ein mysteriöses Ragout, das aus den Knochen diverser kleiner Tiere bestand, von denen ich ein Gutteil heimlich in einer großen Serviette verschwinden ließ, um nicht unhöflich zu erscheinen. Ich hatte beschlossen, hinfort vorsichtiger mit meinen Ausgaben zu sein. Widerstrebend kehrte ich also der einladenden Wärme des Churchill den Rücken und trottete ab in die Dunkelheit.

Weiter hinten an der Marine Parade stand ein überdachtes, ansonsten aber den Ele-

menten preisgegebenes Buswartehäuschen, und ich schloß messerscharf, daß ich etwas Besseres nicht mehr kriegen würde. Ich legte mich hin, benutzte meinen Rucksack als Kopfkissen und zog meine Jacke eng um mich zusammen. Die Bank war aus harten Latten und mit großen runden Schrauben bestückt, was – zweifellos mit Absicht – eine bequeme Ruhelage unmöglich machte. Ich lag lange wach, lauschte, wie das Meer unter mir an den Kieselstrand schlug, und schlief schließlich ein. Es wurde eine lange, kalte Nacht, in der mich unruhige Träume plagten. Ich wurde über arktische Treibeisschollen von einem Franzosen verfolgt, der verschmitzte Äuglein, eine Schleuder, einen Beutel Schrauben und eine unheimliche Zielsicherheit besaß und mir wiederholt Hiebe auf Hinterteil und Beine versetzte, weil ich eine Leinenserviette gestohlen und sie voll durchsuppendem Essen in der hintersten Ecke einer Kommodenschublade in meinem Hotelzimmer versteckt hatte. Gegen drei Uhr erwachte ich nach Atem ringend, von Kopf bis Fuß steif und bebend vor Kälte. Der Nebel war weg, die Luft still und klar, am Himmel funkelten Sterne. Ein Lichtstrahl vom Leuchtturm am anderen

Ende der Wellenbrecher ergoß sich endlos über das Meer. Es war alles wunderschön, aber mir war viel zu kalt, um es angemessen würdigen zu können. Zitternd stöberte ich in meinem Rucksack und angelte jeden potentiell wärmenden Gegenstand heraus, dessen ich habhaft werden konnte – ein Flanellhemd, zwei Pullover, eine weitere Jeans. Ich zog mir Wollsocken über die Hände und in meiner Verzweiflung eine Boxershorts als Kopfwärmer aufs Haupt, sank dann schwer zurück auf die Bank und wartete geduldig auf den süßen Kuß des Todes. Doch ich schlief wieder ein.

Dann erwachte ich abrupt vom Heulen eines Nebelhorns, das mich beinahe von meiner engen Bettstatt fegte, und setzte mich hin. Mir war hundeelend, aber ein Spur weniger kalt. Die Welt war in dieses milchige Licht vor der ersten Morgendämmerung getaucht, das aus dem Nichts zu kommen scheint. Möwen kreisten kreischend über dem Wasser. Hinter ihnen, jenseits der steinernen Wellenbrecher, glitt eine riesige, helleuchtende Fähre majestätisch aufs Meer hinaus. Eine Weile blieb ich sitzen, ein junger Mann mit mehr auf dem Kopf als darin. Erneut dröhnte und klagte das Nebel-

horn des Schiffs übers Wasser und machte die dämlichen Möwen wieder ganz nervös. Ich zog meine Sockenhandschuhe aus und schaute auf die Uhr. Es war fünf Uhr fünfundfünfzig. Ich sah der sich entfernenden Fähre nach und fragte mich, wo wohl um diese Zeit Menschen hinwollten. Wo wollte ich um diese Zeit eigentlich hin? Ich nahm meinen Rucksack und schlurfte über die Promenade, um meinen Kreislauf in Gang zu bringen.

Beim Churchill, das nun seinerseits friedlich schlief, traf ich einen alten Knaben, der seinen Hund ausführte. Hektisch versuchte die Töle, auf jede erreichbare senkrechte Fläche zu pieseln, und wurde folglich weniger Gassi geführt als auf drei Beinen Gassi gezerrt.

Als ich zu den beiden aufschloß, nickte mir der Mann einen Guten-Morgen-Gruß zu. »Vielleicht wird's schön«, verkündete er und starrte hoffnungsfroh zum Firmament, das aussah wie ein Stapel nasser Handtücher. Ich fragte ihn, ob eventuell irgendwo ein Restaurant geöffnet habe. Er kannte eins nicht weit weg und beschrieb mir den Weg dorthin. »Die beste Fernfahrerkneipe in Kent«, sagte er.

»Fernfahrerkneipe?« wiederholte ich unsicher, während ich ein paar Schritte zurückwich, weil mir auffiel, daß der Hund verzweifelt an der Leine zog, um mir die Hosenbeine anzufeuchten.

»Sehr beliebt bei LKW-Fahrern. Die kennen sowieso immer die besten Kneipen, was?« Er lächelte liebenswürdig, senkte dann die Stimme ein ganz kleines bißchen und beugte sich zu mir vor, als wolle er mit etwas streng Vertrauliches mitteilen. »Vielleicht sollten Sie die Unterhose besser abnehmen, bevor Sie dorthingehen.«

Ich griff mir an den Kopf – oh! – und zog mir errötend die Boxershorts ab. Während ich noch versuchte, mir eine kurze, treffende Erklärung auszudenken, schaute der Mann schon wieder prüfend gen Himmel.

Mit den Worten »Es klart definitiv auf« schleifte er den Hund auf der Suche nach neuen Senkrechten mit sich fort. Ich sah ihnen nach, drehte mich um und ging die Promenade entlang. Da begann es in Strömen zu gießen.

Die Kneipe war wunderbar – voller Leben und wohlig warm. Ich gönnte mir ein Frühstück mit Eiern, Bohnen, fetttriefendem

Röstbrot, Speck und Würstchen, Brot, Margarine und zwei Tassen Tee. Alles für 22 Pence. Mit einem Zahnstocher und einem Rülpsen kam ich als neuer Mensch heraus, schlenderte glücklich durch die Straßen und beobachtete, wie Dover zum Leben erwachte. Leider sah die Stadt im Tageslicht nicht sehr viel besser aus, aber sie gefiel mir. Vor allem, daß sie so klein und gemütlich war und alle einander »Guten Morgen« sagten und »Hallo« und »schreckliches Wetter – aber vielleicht klart es auf«, und daß ein weiterer Tag in einer sehr langen Reihe rundherum heiterer, angenehm ereignisloser Tage vor mir lag. In ganz Dover würde niemand einen besonderen Grund haben, sich an den 21. März 1973 zu erinnern – außer mir und einer Handvoll Kindern, die an dem Tag geboren wurden, und vielleicht einem alten Knaben, der seinen Hund spazierengeführt und einen jungen Burschen mit Unterhosen auf dem Kopf getroffen hatte.

Weil ich nicht wußte, wie früh man in England nach einem Zimmer fragen konnte, beschloß ich, es noch aufzuschieben beziehungsweise die Zeit zu nutzen, mir eine Pension zu suchen, die sauber und ruhig,

aber auch freundlich und nicht zu teuer aussah. Schlag zehn Uhr stand ich auf der Schwelle derjenigen, auf die meine Wahl gefallen war. Ich sah mich vor, keine Milchflaschen über den Haufen zu rennen. Es war ein kleines Hotel. Besser gesagt, eine Familienpension.

Ich kann mich an den Namen nicht erinnern, aber an die Besitzerin sehr wohl! Mrs. Smegma war eine mächtige Gestalt Ende Vierzig. Sie zeigte mir ein Zimmer, nahm mich mit auf einen Rundgang durch das Etablissement und erläuterte mir die vielen komplizierten Regeln des Hauses – wann das Frühstück serviert wurde, wie man den Badeofen anstellte, zu welchen Tageszeiten man die Räumlichkeiten verlassen mußte und während welch kurzer Zeitspanne es erlaubt war, zu baden (komisch, sie schienen beide zusammenzufallen), wie lange vorher man ankündigen mußte, wenn man einen Telefonanruf zu empfangen oder nach zweiundzwanzig Uhr nach Hause zu kommen gedachte, wie das Klo gespült und die Klobürste benutzt wurde, welche Materialien in den Zimmerpapierkorb durften und welche penibelst draußen in den Mülleimer entsorgt werden mußten, an jeweils

welchen Stationen man sich beim Eintritt die Füße abputzen mußte, wie die kleine Gasheizung mit den drei Heizstäben im Zimmer in Betrieb zu nehmen sei, und wann das überhaupt nur erlaubt war (bei einer Eiszeit). Das war alles verwirrend neu für mich. Wo ich herkam, nahm man ein Zimmer in einem Motel, verbrachte dort zehn Stunden damit, eine riesige, möglichst irreparable Schweinerei anzurichten, und fuhr am nächsten Morgen wieder ab. Hier war es ja, als träte man in die Armee ein!

»Die Mindestaufenthaltszeit«, erklärte Mrs. Smegma mir, »beträgt fünf Nächte zu einem Pfund die Nacht, inklusive englischem Frühstück.«

»Fünf Nächte?« fragte ich, ein wenig nach Luft schnappend. Ich wollte ja nur eine bleiben. Was, um alles in der Welt, fing ich fünf Tage in Dover an?

Mrs. Smegma zog eine Braue hoch. »Hatten Sie die Absicht, länger zu bleiben?«

»Nein«, sagte ich. »*Nein*. Eigentlich –«

»Gut, fürs Wochenende haben wir nämlich eine Gruppe schottischer Pensionäre hier. Das wäre schwierig geworden. Ja, völlig unmöglich.« Sie musterte mich kritisch (wie einen Flecken im Teppich?) und überlegte,

womit sie mir sonst noch das Leben vermiesen konnte. Sie wurde fündig. »Ich muß gleich weggehen, darf ich Sie also bitten, Ihr Zimmer in einer Viertelstunde zu verlassen?«

Wieder war ich baff. »Entschuldigung, Sie wollen, daß ich gehe? Ich bin doch gerade erst gekommen.«

»Laut Hausordnung können Sie um vier zurückkommen.« Sie schickte sich an zu gehen, drehte sich indes noch einmal um.

»Ach, und seien Sie bitte so nett, jeden Abend Ihren Überwurf abzunehmen. Wir hatten leider ein paar unangenehme Vorkommnisse mit Flecken. Wenn Sie den Überwurf beschädigen, muß ich Sie dafür haftbar machen. Dafür haben Sie ja sicher Verständnis.«

Ich nickte dümmlich. Und weg war sie. Da stand ich, müde und ganz allein auf der Welt. Ich hatte eine fürchterlich unbequeme Nacht im Freien hinter mir, und mir taten sämtliche Knochen weh. Weil ich auf Schraubenköpfen geschlafen hatte, war ich von oben bis unten zerdellt, und meine Haut war leicht geölt vom Schmutz und Schmier zweier Nationen. Bis dahin hatte mich der Gedanke aufrecht gehalten, daß

ich mich gleich in einem heißen Bad entspannen und danach in ein pludriges Federbett kriechen und vierzehn Stunden tief und friedlich ratzen konnte.

Während ich also dastand und allmählich begriff, daß mein Alptraum nicht etwa zu Ende war, sondern gerade erst begann, öffnete sich die Tür. Mrs. Smegma marschierte durchs Zimmer zu der Neonröhre über dem Waschbecken. Sie hatte mir die korrekte Bedienungsmethode gezeigt – »Bloß nicht daran zerren. Einmal leicht ziehen reicht völlig aus« – und erinnerte sich offensichtlich daran, daß sie sie angelassen hatte. Nun machte sie sie mit einem, wie ich fand, heftigen Zerren aus, bedachte mich und das Zimmer mit einem letzten argwöhnischen Blick und entfernte sich.

Als ich sicher war, daß sie wirklich weg war, verriegelte ich leise die Tür, zog die Vorhänge zu und pinkelte ins Waschbecken. Dann holte ich mir ein Buch aus dem Rucksack, blieb eine lange Minute an der Tür stehen und musterte die ordentliche, unvertraute Einrichtung meines einsamen Zimmers.

»Und was, verdammte Scheiße, ist ein Überwurf?« fragte ich mich mit dünner, un-

glücklicher Stimme und machte leise meinen Abgang.

Im Frühjahr 1973 war Großbritannien ein anderes Land. Das Pfund war 2,46 Dollar wert. Der durchschnittliche Nettowochenlohn betrug 30,11 Pfund. Ein Tütchen Kartoffelchips kostete 5 Pence, eine Limonade oder Cola 8 Pence, ein Lippenstift 45 Pence, ein Päckchen Schokoladenkekse 12 Pence, ein Bügeleisen 4,50 Pfund, ein elektrischer Wasserkessel 7 Pfund, ein Schwarzweißfernseher 60 Pfund, ein Farbfernseher 300 Pfund, ein Radio 16 Pfund, ein normales Essen im Restaurant 1 Pfund. Ein Linienflug von New York nach London war im Winter für 87,45, im Sommer für 124,95 Pfund zu haben. Mit Cook's Golden Wings Holiday konnte man in Teneriffa für 65 Pfund acht Tage und ab 93 Pfund zwei Wochen Urlaub machen. Das weiß ich alles, weil ich vor dieser Reise in die Times vom 20. März 1973 geschaut habe, dem Tag meiner Ankunft in Dover, und darin war eine ganzseitige Regierungsanzeige, die im einzelnen auflistete, wieviel diese Dinge kosteten und wie die in etwa einer Woche fällige neue Steuer namens Mehrwertsteuer, VAT, sich darauf

auswirken würde. Im Kern besagte die Anzeige, daß ein paar Sachen mit der VAT teurer würden, ein paar aber auch billiger. (Harr, harr!) Wenn ich selbst mein nachlassendes Gedächtnis anstrenge, fallt mir ein, daß eine Ansichtskarte nach Amerika per Luftpost 4 Pence, ein Pint Bier 13 Pence und das erste Penguin-Buch, das ich mir je kaufte, 30 Pence kosteten. Die Umstellung auf das Dezimalsystem war gerade zwei Jahre zuvor erfolgt, doch in Gedanken rechneten die Leute immer noch um – »Mein Gott, das sind ja fast sechs Shilling!« –, und man mußte wissen, daß ein Sixpence eigentlich 2 1/2 Pence war und eine Guinee 1,05 Pfund.

Erstaunlich, wie viele Schlagzeilen dieser Woche genausogut heute erscheinen könnten: »Streik der französischen Fluglotsen«, »Ulster: Regierungsbericht fordert Machtteilung«, »Kernforschungslabor geschlossen«, »Sturm legt Bahnverkehr lahm« und der alte Cricket-Dauerbrenner »England bricht ein« (damals gegen Pakistan). Aber das markanteste sind die vielen Arbeitsunruhen: »Streikdrohung bei Britischen Gasversorgungsbetrieben«, »2000 öffentliche Bedienstete im Streik«, »Keine Londoner Ausgabe des *Daily Mirror*«, »10000 ausge-

sperrt nach Chrysler-Streik«, »1. Mai – Gewerkschaften planen Großkampftag«, »12000 Schüler haben frei, weil Lehrer streiken« – diese Überschriften stammen alle aus einer einzigen Woche. Es sollte das Jahr der Ölkrise werden, und obwohl die Parlamentswahlen erst im folgenden Februar stattfanden, wurde die Heath-Regierung praktisch damals schon gestürzt.

Noch bevor das Jahr zu Ende ging, wurde das Benzin rationiert, und vor den Tankstellen im ganzen Land bildeten, sich kilometerlange Schlangen. Die Inflation schnellte um 28 Prozent in die Höhe. Toilettenpapier, Zucker, Strom und Kohle wurden knapp. Die halbe Nation befand sich bald im Streik und der Rest auf Drei-Tage-Woche. Die Leute kauften ihre Weihnachtsgeschenke in kerzenbeleuchteten Kaufhäusern und mußten voller Bestürzung erleben, wie ihre Fernsehschirme auf Regierungsanweisung nach den Zehn-Uhr-Abendnachrichten schwarz wurden. Es war das Jahr der Nordirland-Vereinbarungen von Sunningdale, der Summerland-Brandkatastrophe auf der Insel Man und der Kontroverse, ob auch Sikhs Motorradhelme tragen mußten. Und Martina Navratilova

debütierte in Wimbledon. Außerdem trat Großbritannien der EG bei und zog – unglaublich! – gegen Island in den Kabeljau-Krieg.

Kurz und gut, es sollte eins der außergewöhnlichsten Jahre in der modernen englischen Geschichte werden. Das wußte ich natürlich an diesem nieseligen Märzmorgen in Dover nicht. Eigentlich wußte ich überhaupt nichts, ein seltsam wunderbarer Zustand. Alles vor mir Liegende war neu und geheimnisvoll und so aufregend, daß Sie es sich gar nicht vorstellen können. England war voller Worte, die ich noch nie gehört hatte – durchwachsener Speck hieß »streaky bacon«, man ließ sich beim Friseur »short back and sides« verpassen, es gab »high tea« und »ice-cream cornets«. Ich hatte keine Ahnung, wie »Scone« oder »Towcester« ausgesprochen wurden, und kannte weder Perthshire noch Denbighshire, keine Weihnachtsknallbonbons, »council houses«, »bank holidays« und keinen Volkstrauertag »Poppy Day«. Ich ahnte nicht, daß Milchwagen »milk floats« hießen, »trunk calls« Ferngespräche waren und man »seaside rock« essen konnte. Wenn ein Auto ein Schild mit einem »L«

hinten drauf hatte, hätte ich glatt gedacht, daß es von einem Leprakranken chauffiert wurde. Und woher sollte ich wissen, daß GPO General Post Office und GLC Greater London Council bedeuteten und LBW, »Leg before wicket«, beim Cricket eine Rolle spielte? Wirklich, ich strotzte vor Ignoranz. Die einfachsten Transaktionen waren mir ein Mysterium. In einem Zeitungsladen sah ich, wie ein Mann um zwanzig »Number Six« bat und Zigaretten bekam, und glaubte noch lange danach, daß in Zeitungsläden nach Nummern gekauft wurde, so wie man beim Chinesen sein Essen nach Nummern bestellt. Ich saß eine halbe Stunde in einem Pub, bevor ich kapierte, daß man sich seine Getränke selbst holen mußte. Doch als ich dasselbe in einem Tea-Room versuchte, hieß man mich, Platz zu nehmen und zu warten, bis ich bedient wurde.

Die Dame im Tea Room und sämtliche Verkäuferinnen nannten mich »love« und die meisten Männer »mate«. Ich war noch keine zwölf Stunden hier, und schon liebten sie mich. Und alle aßen so wie ich. Das war wirklich sensationell. Jahrelang hatte ich mich als Linkshänder zur hellen Verzweiflung meiner Mutter höflich geweigert, wie

Amerikaner zu essen – die Gabel in die linke Hand zu nehmen, das Essen damit festzuhalten, während man es schnitt, und sie dann in die rechte Hand zu transferieren, um den Happen in den Mund zu befördern. Das fand ich lächerlich mühsam. Aber hier aß plötzlich ein ganzes Land wie ich. Und sie fuhren links! Es war das Paradies. Noch ehe Mittag war, wußte ich, hier wollte ich leben.

Den ganzen Tag lang wanderte ich glücklich und ziellos umher, belauschte Gespräche an Bushaltestellen und Straßenecken, lugte interessiert in Schaufenster von Fleischereien, Gemüse- und Fischgeschäften, studierte Anschlagzettel und öffentlich aushängende Bauanträge und ließ alles in Ruhe auf mich einwirken. Ich kletterte zur Burg hoch, bewunderte die Aussicht und die ein- und auslaufenden Fähren, betrachtete ehrfürchtig die Weißen Klippen und das alte Stadtgefängnis und entschloß mich am späten Nachmittag spontan, das heißt, angezogen von der Aussicht auf Wärme und einem Plakat mit einem Reigen spärlich gekleideter junger Damen in verführerischer Pose, ins Kino zu gehen.

»Rang oder Parkett?« fragte die Kartenver-

käuferin.

»*Frauentausch im Vorstadtgetto*«, brachte ich ganz verschwörerisch heraus.

Innen eröffnete sich mir wieder eine neue Welt. Ich sah die erste Kinoreklame und die ersten Trailer, mit britischem Akzent präsentiert, mein erstes Zertifikat der britischen Filmzensurbehörde (»Dieser Film wurde für nicht jugendfrei befunden – von Lord Harlech, dem er sehr gut gefallen hat.«) und entdeckte zu meiner nicht geringen Freude, daß in britischen Kinos das Rauchen erlaubt war. Was schert uns die Brandgefahr! Der Film selbst bot nicht nur eine reiche Ausbeute an sozialen und lexikalischen Informationen, sondern auch die Gelegenheit, daß ich meine qualmenden Füße ausruhen und eine Menge attraktiver junger Frauen sehen konnte, die nackt, wie Gott sie schuf, herumtollten. Die vielen mir neuen Begriffe – »dirty weekend« für illegitime Wochenendfreuden, »loo« für Toilette, »complete pillock« für einen Vollidioten – sind mir in der Folgezeit immer wieder mal von Nutzen gewesen. In der Pause, noch eine mir neue aufregende Einrichtung, trank ich meine erste Kia-Ora, die ich bei einer kolossal gelangweilten jungen Dame er-

stand, die die bemerkenswerte Fähigkeit besaß, die ausgewählten Waren von ihrem beleuchteten Bauchladen zu nehmen und Wechselgeld herauszugeben, ohne auch nur einmal den Blick von einem imaginären Punkt in mittlerer Entfernung zu wenden. Nach dem Film dinierte ich in einem kleinen, von Pearl and Dean in der Kinowerbung empfohlenen italienischen Restaurant und kehrte in meine Pension zurück, als sich der Abend über Dover senkte. Alles in allem war es ein zutiefst befriedigender und lehrreicher Tag gewesen.

Ich wollte eigentlich früh Schlafengehen, aber auf dem Weg zu meinem Zimmer fiel mir eine Tür mit den Schild RESIDENTS' LOUNGE auf, und ich steckte den Kopf hinein. Es war ein großer Aufenthaltsraum mit Sesseln und Couch in gestärkten Schonbezügen, einem Bücherregal mit einer bescheidenen Auswahl an Puzzles und Taschenbüchern, einem Beistelltisch mit ein paar abgegriffenen Zeitschriften und einem großen Farbfernseher. Ich stellte ihn an, und während ich darauf wartete, daß er warmlief, blätterte ich die Zeitschriften durch. Es waren lauter Frauenmagazine, unterschieden sich aber gewaltig von den

Gazetten, die meine Mutter und meine Schwester lasen. In denen ging es immer um Sex und persönlichen Lustgewinn, und sie hatten Titel wie »Essen Sie sich zum multiplen Orgasmus«, »Bürosex – wie man ihn bekommt«, »Neuer heißer Sex-Tip: Tahiti« und »Die schwindenden Regenwälder – sind sie gut für Sex?«. Die britischen Blätter befriedigten bescheidenere Ansprüche. Hier lauteten die Überschriften »Stricken Sie sich einen Twinset«, »Knopfangebot, bei dem Sie bares Geld sparen«, »Häkeln Sie sich einen Superseifensparer« und »Der Sommer ist da – Mayonnaisenzeit!«.

Über den Bildschirm flimmerte *Jason King*. Wenn Sie in einem bestimmten Alter sind und es Ihnen in den frühen Siebzigern freitags abends an gesellschaftlichem Leben mangelte, erinnern Sie sich vielleicht, daß ein affiger Playboy in einem tuntigen Kaftan darin vorkam. Die Frauen fanden ihn aus unerfindlichen Gründen verführerisch. Ich konnte mich nicht entscheiden, ob ich daraus Hoffnung schöpfen oder deprimiert sein sollte. Interessant aber ist, daß ich die Serie nur ein einziges Mal vor mehr als zwanzig Jahren gesehen und trotzdem nie das Bedürfnis verloren habe, dem Burschen

mit einem nagelbespickten Baseballschläger einen überzuziehen.

Gegen Ende des Films kam ein weiterer Gast. Er trug eine Schüssel mit dampfendem Wasser und ein Handtuch. Bei meinem Anblick sagte er ganz überrascht »Oh!« und nahm am Fenster Platz. Er war dünn, hatte ein rotes Gesicht und erfüllte das Zimmer mit dem Duft nach Pinimenthol. Außerdem sah er aus wie jemand mit ungesunden sexuellen Begierden, wie ein Mensch, vor dem uns unsere Sportlehrer immer gewarnt hatten. In so einen würde man sich verwandeln, wenn man zuviel onanierte (Klartext: in so einen wie den Sportlehrer). Ich war mir nicht sicher, aber ich hätte schwören mögen, daß ich gesehen hatte, wie er nachmittags im Kino ein Tütchen Gummibären gekauft hatte. Er schaute mich verstohlen an, dachte womöglich etwas Ähnliches über mich, bedeckte dann seinen Kopf mit dem Handtuch und beugte sich mit dem Gesicht über die Schüssel, wo es für den Großteil des restlichen Abends verblieb.

Ein paar Minuten später kam ein glatzköpfiger Typ mittleren Alters – ich tippte auf Schuhvertreter –, sagte »hallo!« zu mir und »'n Abend, Richard« zu dem behandtuchten

Kopf und setzte sich neben mich. Kurz danach gesellte sich ein älterer Mann mit einem Stock, einem kaputten Bein und barschen Manieren zu uns. Er schenkte uns allen einen finsteren Blick, nickte uns einmal kurz mit einer überaus winzigen präzisen Bewegung zu und ließ sich schwer auf seinen Platz fallen, wo er die nächsten zwanzig Minuten damit verbrachte, sein Bein hin und her zu manövrieren, als rücke er ein schweres Möbelstück an Ort und Stelle. Diese Leute waren wahrscheinlich alle Dauergäste.

Dann kam eine Sitcom mit dem Titel *Mein Nachbar ist ein Bimbo*. Das war wahrscheinlich nicht der korrekte Titel, aber es ging im wesentlichen darum, wie quietschkomisch es doch ist, wenn Menschen mit schwarzer Hautfarbe neben einem wohnen. Dauernd fielen Sprüche wie »Lieber Gott, Oma, in deinem Schrank ist ein farbiges Kerlchen!« – »Na, im Dunkeln konnte ich ihn ja wohl nicht erkennen, oder?« Die Serie war hoffnungslos bekloppt. Der Glatzkopf neben mir lachte, bis er sich die Tränen aus den Augen wischen mußte, und unter dem Handtuch ertönte gelegentlich ein amüsiertes Grunzen, aber der Colonel,

fiel mir auf, lachte kein einziges Mal. Er starrte mich nur an, als versuche er sich zu erinnern, mit welch düsterem Ereignis aus seiner Vergangenheit ich zu tun hatte. Jedesmal, wenn ich in seine Richtung schaute, war sein Blick fest auf mich geheftet. Sehr zermürbend.

Eine kurze Sternenexplosion erfüllte den Bildschirm, und die nun folgende Werbepause nutzte der Kahlkopf, um mich freundlich, aber verwirrend zusammenhanglos zu fragen, wer ich sei und wie ich in ihr Leben geraten sei. Als er hörte, daß ich aus Amerika kam, war er entzückt. »Ich wollte immer mal nach Amerika«, sagte er. »Sagen Sie, gibt es dort Woolworth's?«

»Hm, also Woolworth's ist eine amerikanische Firma.«

»Was Sie nicht sagen!« rief er. »Haben Sie das gehört, Colonel? Woolworth's ist eine amerikanische Firma.« Diese Neuigkeit ließ den Colonel völlig kalt. »Und was ist mit Cornflakes?«

»Wie bitte?«

»Gibt es in Amerika Cornflakes?«

»Hm, also, die sind auch amerikanisch.«

»Nie im Leben!«

Ich lächelte matt und bat meine Beine,

mich hinzustellen und hinauszutragen, aber mein Unterkörper war eigenartig träge.

»Na, so was! Was zieht Sie dann nach Großbritannien, wenn Sie schon Cornflakes haben?«

Ich schaute ihn an, um zu sehen, ob er die Frage ernst meinte, und begann widerwillig und stockend mit einer kurzen aktualisierten Zusammenfassung meines Lebens, doch da ging die Sitcom weiter, und ich merkte, daß er nicht einmal so tat, als höre er zu. Also brach ich abrupt ab und verbrachte Teil zwei der Sendung damit, den erdrückenden, haßerfüllten Blick des Colonel zu parieren.

Als sie zu Ende war, wollte ich mich gerade aus dem Stuhl hieven und diesem fröhlichen Trio ein herzliches Lebewohl zurufen, da ging die Tür auf, und Mrs. Smegma erschien mit einem Tablett samt Teegeschirr und Keksen, Teatime-Mischung, glaube ich. Alle erwachten zum Leben, rieben sich hungrig die Hände und sagten: »Oooh, lecker.« Bis zum heutigen Tage beeindruckt mich die Fähigkeit von Briten aller Altersgruppen und sozialer Herkunft immer wieder, bei der Aussicht auf ein heißes Getränk

echt aufgeregt zu werden.

»Und wie war *Bunte Vogelwelt* heute abend, Colonel?« fragte Mrs. Smegma, als sie ihm eine Tasse Tee und einen Keks reichte.

»Keine Ahnung«, sagte der Colonel hinterhältig. »Der Fernseher«, mit einem bedeutungsschweren Blick verpaßte er mir eine Ohrfeige, »war auf den anderen Sender gestellt.«

Voller Mitgefühl für ihn bedachte auch Mrs. Smegma mich nun mit einem strengen Blick. Ich glaube, sie hatten ein Techtelmechtel.

»*Bunte Vogelwelt* ist die Lieblingssendung des Colonel«, sagte sie in mehr als haßerfülltem Ton und händigte mir eine Tasse Tee mit einem harten, weißlichen Keks aus.

Ich maunzte eine klägliche Entschuldigung.

»Heute abend waren die Papageientaucher dran«, platzte der rotgesichtige Bursche heraus und schaute sehr zufrieden mit sich drein.

Einen Moment lang starrte Mrs. Smegma ihn an, als sei sie überrascht festzustellen, daß er der Sprache mächtig war. »Papageientaucher!« sagte sie und bedachte mich

mit einem noch vernichtenderen Blick, als wolle sie fragen, wie es jemandem so fundamental an menschlichem Anstand mangeln könne. »Der Colonel liebt Papageientaucher. Nicht wahr, Arthur?«

»Ja, und wie«, sagte der Colonel und biß unglücklich in ein Plätzchen mit Schokoladenwhiskygeschmack.

Schamerfüllt nippte ich an meinem Tee und knabberte meinen Keks. Ich hatte noch nie Tee mit Milch getrunken oder ein so kümmerliches, steinhartes Stück Gebäck gegessen. Man hätte es einem Wellensittich zum Schnabelwetzen geben sollen. Nach einer Weile beugte sich der kahlköpfige Typ zu mir herüber und flüsterte mir streng vertraulich zu: »Stören Sie sich nicht an dem Colonel. Seit er das Bein verloren hat, ist er nicht mehr der alte.«

»Na, dann will ich doch für ihn hoffen, daß er es bald wiederfindet«, antwortete ich, ein wenig Ironie riskierend. Woraufhin der Glatzkopf in schallendes Gelächter ausbrach und ich einen entsetzlichen Augenblick lang befürchtete, er werde meinen bissigen kleinen Seitenhieb dem Colonel und Mrs. Smegma petzen. Aber er streckte mir eine kräftige Hand entgegen und stellte sich

vor. Ich kann mich nicht erinnern, wie er hieß, aber es war so ein Name, wie ihn nur Engländer haben – Colin Crapspray oder Bertram Pantyshield oder etwas ähnlich Irrwitziges. Ich brachte ein schiefes Lächeln zustande, dachte, er nähme mich auf den Arm, und sagte: »Im Ernst?«

»Allerdings«, erwiderte er kühl. »Wieso, finden sie ihn witzig?«

»Nein, er ist nur ... ungewöhnlich.«

»Na, das meinen *Sie* vielleicht«, sagte er und wandte seine Aufmerksamkeit dem Colonel und Mrs. Smegma zu, und ich begriff, daß ich ein für allemal in Dover ohne Freunde dastand.

Die nächsten beiden Tage verfolgte mich Mrs. Smegma gnadenlos, die anderen, argwöhnte ich, sammelten Beweismaterial für sie. Sie warf mir vor, daß ich vor dem Weggehen in meinem Zimmer das Licht nicht ausgeknipst, nach Erledigung meines Geschäfts den Klodeckel nicht zugemacht, dem Colonel das heiße Wasser weggenommen – ich hatte ja keine Ahnung, daß er sein eigenes besaß, bis er am Türknauf zu rütteln begann und seine Klagelaute durch den Flur hallten – und zweimal hinterein-

ander das komplette englische Frühstück bestellt und beide Male die geschmorte Tomate liegengelassen hätte. »Aha, Sie haben sie wieder nicht gegessen«, schalt sie mich beim zweitenmal. Ich wußte nicht so recht, was ich dazu sagen sollte, es war ja die bittere Wahrheit. Also zog ich nur die Stirn in tiefe Falten und starrte das Corpus delicti genau wie sie an. Ich hatte mich ja auch schon seit dem Vortag gefragt, was es war. »Dürfte ich Sie ersuchen«, bat sie mit von jahrelangem Kummer und Ärger schwerer Stimme, »daß Sie in Zukunft so freundlich sind, mir zu sagen, wenn Sie keine geschmorte Tomate zum Frühstück wünschen.«

Beschämt sah ich, wie sie abging. »Ich dachte, es wäre ein Blutklumpen!« wollte ich hinter ihr herbrüllen, aber ich unterließ es natürlich und stahl mich unter dem triumphierenden Strahlen meiner Mitbewohner aus dem Raum.

Von da an blieb ich nach Möglichkeit außer Haus. Ich ging in die Bibliothek und schaute »Überwurf« im Lexikon nach, damit ich mir wenigstens diesbezüglich keine Rüge einfing. (Als ich herausfand, um was es sich handelte, war ich verblüfft. Drei Tage lang

hatte ich an der Gardine herumgefummelt.) Im Haus bemühte ich mich um Stille und Unauffälligkeit. Ich drehte mich sogar leise in meinem quietschenden Bett um. Aber einerlei, wie sehr ich mich anstrengte, ich schien dazu verdammt, Ärger zu verursachen.

Als ich am dritten Nachmittag ins Haus schlich, konfrontierte mich Mrs. Smegma mit einer leeren Zigarettenschachtel und begehrte zu wissen, ob ich sie in die Ligusterhecke geworfen hätte. Langsam dämmerte mir, warum unschuldige Menschen auf Polizeiwachen extravagante Geständnisse unterschreiben. An dem Abend vergaß ich, den Heißwasserboiler auszuschalten, nachdem ich heimlich schnell ein Bad genommen hatte, und machte das Vergehen noch schlimmer, indem ich büschelweise Haare im Abflußloch hinterließ. Am nächsten Morgen kam die ultimative Demütigung. Mrs. Smegma führte mich wortlos zur Toilette und zeigte mir ein kleines Würstchen, das nicht hinuntergespült worden war. Wir einigten uns, daß ich nach dem Frühstück auszog.

Ich nahm den Schnellzug nach London und ward nie wieder in Dover gesehen.

Erstes Kapitel

In Großbritannien gibt es bestimmte Dinge, die sich nie ändern und die man still zu akzeptieren lernt, wenn man lange dort lebt. Zum Beispiel die Vorstellung, daß britische Sommer früher immer länger und sonniger waren. Oder die, daß die englische Fußballnationalmannschaft Norwegen glatt an die Wand spielt. Und drittens, daß England ein großes Land ist. Diese Illusion hält sich mit Abstand am hartnäckigsten.

Wenn man in einem Pub erwähnt, daß man von Surrey nach Cornwall fahren will, eine Entfernung, die die meisten Amerikaner mit Kußhand zurücklegen würden, um sich ein Taco zu kaufen, blasen die Gesprächspartner die Backen auf, schauen sich mit wissender Miene an und stoßen die Luft aus, als wollten sie sagen: »Au weia, das is ja 'n Ding!« Und dann stürzen sie sich in eine angeregte, weitschweifige Diskussion darüber, ob man besser die A30 nach Stockbridge nimmt und dann die A303 nach Ilchester oder die A163 nach Glastonbury über Shepton Mallet. Binnen weniger Minuten gerät das Gespräch buchstäblich vom

Hölzchen aufs Stöckchen, angesichts dessen man als Fremder nur in stummer Verwunderung den Kopf schütteln kann.

»Du kennst doch den Rastplatz bei Warminster, den mit dem Streusandbehälter mit dem kaputten Griff«, sagt dann zum Beispiel einer. »Gleich hinter der Abfahrt nach Little Puking, aber vor dem Minikreisverkehr zur B6029. An dem toten Bergahorn.«

An diesem Punkt stellt man fest, daß man der einzige ist, der nicht heftig nickt.

»Also, ungefähr eine Viertelmeile danach, nicht an der ersten Abfahrt links, sondern an der zweiten, da ist eine schmale Straße zwischen zwei Hecken – hauptsächlich Weißdorn, aber ein paar Haselsträucher sind auch dazwischen. Na gut, wenn man der Straße am Reservoir vorbei unter der Eisenbahnbrücke hindurch folgt und am Buggered Ploughman scharf rechts abbiegt –«

»Nettes kleines Pub«, wirft dann einer ein. Aus irgendeinem Grunde meist ein Typ in einer bollerigen Strickjacke. »Sie zapfen ein anständiges Old Toejam.«

»– und auf der Schotterstraße durch das Schießübungsgelände der Armee fahrt und

hinten an der Zementfabrik vorbei, dann mündet sie auf die B3689, die Umgehungsstraße um Ram's Dropping. Da spart man gut drei, vier Minuten und vermeidet die Eisenbahnschranke bei Great Shagging.«

»Es sei denn natürlich, man kommt von Crewkerne«, fügt garantiert jemand anderes hinzu. »Aber wenn man aus Crewkerne kommt ...«

Nennen Sie zwei oder mehr Männern in einem Pub den Namen zweier beliebiger Orte in Großbritannien, und sie haben stundenlang nur noch ein Thema. Wo immer Sie hinwollen, man wird sich darüber einig sein, daß Sie es mit knapper Not schaffen, wenn Sie weder durch Okehampton noch durch das Stadtzentrum von Oxford und schon gar nicht von Freitag, 15 Uhr, bis Montag, 10 Uhr, über die Severn Bridge nach Westen fahren. Und an Feiertagen sollten Sie sich grundsätzlich überhaupt nicht von der Stelle bewegen. »Ich, ich geh dann nicht mal zum Laden an der Ecke«, piepst garantiert ein kleiner Wicht von den billigen Plätzen stolz dazwischen, als vermeide er durch bloßes Zuhausebleiben in Staines schon seit Jahren einen berüchtigten Engpaß bei Scotch Corner.

Wenn schließlich die kniffeligen B-Roads, Gefahrenstellen mit Gegenverkehr und die Kneipen, in denen man ein gutes Schinkensandwich kriegt, so gründlich durchgehechelt worden sind, daß Ihre Ohren Blut schwitzen, wird sich einer aus der Gruppe zu Ihnen umdrehen, einen Schluck Bier trinken und lässig fragen, wann Sie denn loszufahren gedächten. In dem Fall dürfen Sie nie ehrlich und dusselig, wie Sie nun mal sind, antworten: »Ach, ich weiß noch nicht, wahrscheinlich so gegen zehn.« Denn dann geht alles wieder von vorne los!

»Zehn Uhr?« sagt einer und wirft den Kopf zurück, als wolle er ihn abschütteln. »Sie meinen, zehn Uhr morgens?« Er macht ein Gesicht, als hätte er einen Cricketball in die Weichteile gekriegt, wolle aber nicht losgreinen, weil seine Freundin zuguckt. »Hm, es liegt natürlich ganz bei Ihnen, doch wenn ich persönlich um drei in Cornwall sein wollte, wäre ich schon gestern losgefahren.«

»Gestern?« sagt dann jemand anderes und gluckst angesichts dieses unangebrachten Optimismus leise in sich hinein. »Ich glaube, Colin, du vergißt, daß diese Woche in North Wiltshire und West Somerset Kurzfe-

rien sind. Zwischen Swindon und Warminster wird es grauenhaft. Nein, im Grunde hätte man schon Dienstag vor einer Woche losfahren müssen.«

»Und dieses Wochenende ist auch das Great-West-Dampfwalzenrennen in Little Dribbling«, meldet sich jemand quer durch den Raum zu Wort und kommt langsam herbeigeschlendert, weil es nichts Schöneres gibt, als schlechte Verkehrsnachrichten zu überbringen. »Auf den Kreisverkehr in Upton Dupton, da halten bestimmt 375000 Autos zu. Einmal haben wir dort elf Tage im Rückstau gestanden, und zwar nur, um aus dem Parkplatz rauszukommen. Nein, du wärst am besten losgefahren, als du noch im Mutterleib oder, noch besser, als du noch ein Spermafaden warst, und selbst dann hättest du von Bodmin an keinen Parkplatz mehr gefunden.«

Als ich jünger war, nahm ich mir all diese schrecklichen Warnungen zu Herzen. Ich ging nach Hause, stellte den Wecker neu, riß die Familie unter lautstarkem Protest und allgemeiner Fassungslosigkeit um vier Uhr morgens aus dem Schlaf und hatte alle Mann hoch Punkt fünf abfahrbereit im Auto. Entsprechend rechtzeitig waren wir

zum Frühstück in Newquay und mußten dort sieben Stunden herumlungern, bis wir eine dieser erbärmlichen Hütten in der Feriensiedlung beziehen durften. Das schlimmste aber war, daß ich nur deshalb eingewilligt hatte, dorthin zu fahren, weil ich dachte, die Stadt hieße Nookie, und mich mit Ansichtskarten eindecken wollte.

Tatsache ist, daß die Briten ein ganz eigenes Gefühl für Entfernungen haben. Das wird am deutlichsten in der von allen geteilten Wahnidee, daß Großbritannien eine einsame Insel inmitten eines leeren, grünen Meeres sei. Klar weiß ich, daß sie sich theoretisch der Nähe einer größeren Landmasse namens Kontinentaleuropa bewußt sind, wo man von Zeit zu Zeit hin muß, um den ollen Fritzen eine ordentliche Abreibung zu verpassen oder am Mittelmeer Ferien zu machen; doch diese Nähe heißt gar nichts, jedenfalls nichts im Vergleich zu den USA. Wenn Ihre geographische Vorstellung der Erde gänzlich davon geprägt wäre, was Sie in der Zeitung lesen und im Fernsehen sehen, würden auch Sie unweigerlich zu dem Schluß kommen, daß Amerika ungefähr dort ist, wo sich Irland befindet, daß Frankreich und Deutschland nicht weit von den

Azoren liegen und Australien in einer heißen Zone im Bereich des Nahen Ostens und daß praktisch alle anderen souveränen Staaten (als da sind Burundi, El Salvador, die Mongolei und Bhutan) entweder ein Mythos oder nur mit dem Raumschiff zu erreichen sind. Bedenken Sie einmal, wieviel Platz in der britischen Presse Randfiguren wie den amerikanischen Staatsbürgern Oliver North, Lorena Bobbitt und O. J. Simpson eingeräumt wird – letzterer ein Mann, der einen Sport betreibt, den die meisten Briten eh nicht verstehen, und der dann Werbung für Mietautos machte –, und vergleichen Sie das mit den Nachrichten, die in einem x-beliebigen Jahr aus Skandinavien, Australien, der Schweiz, Griechenland, Portugal oder Spanien gebracht werden. Im Grunde verrückt. Wenn in Italien eine politische Krise ist oder in Karlsruhe Radioaktivität austritt, bekommt das vielleicht zwanzig Zentimeter auf einer Innenseite. Aber wenn irgendeine Frau in Shitkicker, West Virginia, ihrem Mann den Schwanz absäbelt und ihn pikiert aus dem Fenster schmeißt, dann ist es die zweite Hauptmeldung in den Neun-Uhr-Abendnachrichten, und die *Sunday Times* mobilisiert ihr »In-

sight«-Team. Damit ist doch alles gesagt.

Ich erinnere mich, als ich ungefähr ein Jahr in Bournemouth wohnte und mein erstes Auto gekauft hatte, fummelte ich darin am Radio herum und war erstaunt, wie viele französischsprachige Sender ich hereinbekam. Nach einem Blick auf die Karte staunte ich noch mehr: Ich war näher an Cherbourg als an London. Als ich das am nächsten Tag meinen Arbeitskollegen erzählte, nahmen es mir die meisten nicht ab. Selbst als ich es ihnen auf der Karte zeigte, runzelten sie skeptisch die Stirn und sagten:

»Nun, entfernungsmäßig mag das ja stimmen«, ganz so, als betriebe ich Haarspaltereien.

In gewissem Sinn hatten sie natürlich recht. Selbst heute noch bin ich oft perplex, daß man in London ein Flugzeug besteigen kann, und in weniger Zeit als der, die man braucht, um den Aludeckel von dem kleinen H-Milchbehälter zu reißen und den Inhalt über sich und seinen Nachbarn zu verspritzen (und wunderbar, nicht wahr, wieviel Milch diese kleinen Pöttchen enthalten), ist man in Paris oder Brüssel, und alle Leute sehen aus wie Yves Montand oder Jeanne

Moreau.

Das erwähne ich nur, weil mich ein ähnliches Erstaunen ergriff, als ich eines außergewöhnlich klaren, strahlenden Nachmittags am schmutzigen Strand von Calais stand und auf ein sonnenbeschienenes Gebilde am Horizont starrte, das eindeutig die Weißen Klippen von Dover waren. Theoretisch wußte ich ja, daß England nur etwas mehr als zwanzig Meilen entfernt war, aber ich konnte einfach nicht fassen, daß ich an einer fremden Küste stand und es wirklich sehen konnte. Ja, ich war sogar so überrascht, daß ich Bestätigung bei einem Mann suchte, der in nachdenklicher Stimmung vorbeilatschte.

»Excusez-moi, monsieur«, erkundigte ich mich in meinem besten Schulfranzösich. »C'est Angleterre dort drüben?«

Er riß sich aus seinen Gedanken und schaute in die Richtung, in die ich zeigte, nickte tiefbekümmert, als wolle er sagen: »Leider ja«, und ging weiter.

»Na, so was«, murmelte ich und ging mir Calais anschauen.

Es ist eine interessante Stadt, die nur zu dem Behufe existiert, daß Engländer in 100-%-Polyesteranzügen einen Tagesausflug ir-

gendwohin machen können. Weil Calais im Krieg durch Bomben zerstört wurde, fiel es den Stadtplanern in die Hände und sieht infolgedessen aus wie eine Betonwüste. Eine alarmierende Zahl Bauten im Zentrum, besonders um die trübsinnige Place d'Armes herum, scheint Keksschachteln nachempfunden zu sein. Ein paar Gebäude sind sogar über Straßen errichtet worden – immer ein Zeichen dafür, wie hin und weg die Stadtplaner der Fünfziger von den Möglichkeiten waren, die der Beton bot.

Aber das störte mich nicht. Die Sonne schien richtig schön wie im Altweibersommer, und ich war in Frankreich und in dieser glücklichen Stimmung, in die man immer zu Beginn einer langen Reise mit der schwindelerregenden Aussicht gerät, Woche um Woche eigentlich nichts Großartiges zu tun, und das Arbeit zu nennen. Meine Frau und ich hatten gerade erst die Entscheidung gefällt, für eine Weile zurück in die Vereinigten Staaten zu ziehen, damit die Kinder einmal das Leben in einem anderen Land kennenlernten und meine Frau an sieben Tagen der Woche bis zehn Uhr abends einkaufen konnte. Kurz zuvor hatte ich außerdem gelesen, daß laut einer Gallup-Um-

frage 3,7 Millionen Amerikaner glauben, sie seien irgendwann einmal von Außerirdischen entführt worden, und mir war klar: Mein Volk brauchte mich! Aber ich wollte unbedingt einen letzten Blick auf Großbritannien werfen – eine Art Abschiedsreise durch die grüne, freundliche Insel machen, die so lange meine Heimat gewesen war. Ich war nach Calais gefahren, um England wie damals beim erstenmal vom Meer her zu betreten. Am nächsten Tag wollte ich eine Frühfähre nehmen und ernsthaft mit der Aufgabe beginnen, Großbritannien zu erforschen, das öffentliche Antlitz und die sozusagen intimeren Bereiche der Nation zu betrachten. Doch heute noch war ich frei und ungebunden und konnte tun und lassen, was ich wollte.

Zunächst war ich enttäuscht. Niemand auf den Straßen von Calais sah aus wie Yves Montand oder Jeanne Moreau, geschweige denn, wie der wunderbare Philippe Noiret. Nur Briten in Sportklamotten liefen herum. Aber statt Pfeifen am Hals und Fußbällen in der Hand schleppten sie schwere Einkaufstüten mit klirrenden Flaschen und stinkendem Käse und fragten sich, warum sie den Käse gekauft hatten und was sie mit

sich anstellen sollten, bis sie die Vier-Uhr-Fähre nach Hause nehmen konnten. Im Vorbeigehen hörte man, wie sie ganz unglücklich und kleinlaut mit sich und der Welt haderten. »Sechzig Francs für ein Scheißpäckchen Ziegenkäse? Na, das wird sie dir nicht danken ...« Ach, sie lechzten alle nur nach einer schönen Tasse Tee und was Richtigem zum Essen. Mit einem kleinen Hamburger-Stand hätte man hier ein Vermögen verdienen können. Und ihn »Burger von Calais« nennen müssen.

Man muß allerdings einräumen, daß man in Calais außer einkaufen und leise mit sich und der Welt hadern nicht viel machen kann. Vor dem Hôtel de Ville steht die berühmte Statue von Rodin, und es gibt ein einziges Museum, das Musée des Beaux Arts et de la Dentelle (»das Museum der Schönen Künste und Zähne«, wenn mich mein Französisch nicht völlig im Stich läßt). Aber es war geschlossen und das Hôtel de Ville weit entfernt – und die Statue von Rodin ist ja sowieso auf jeder Ansichtskarte. Wie alle anderen auch landete ich in den Souvenirläden und stöberte herum. Die hat Calais in einer gewissen Bandbreite.

Aus Gründen, die mir immer schleierhaft

geblieben sind, haben die Franzosen ein besonderes Genie für kitschige religiöse Andenken. In einem düsteren Laden an einer Ecke der Place d'Armes fand ich eins, das mir gefiel: ein Plastikmodell der Jungfrau Maria. Sie stand mit ausgebreiteten Armen in einer Grotte, die aus Meeresmuscheln, Miniseesternen, feinziselierten Ästchen trockenen Seetangs und einer lackierten Hummerschere modelliert war. Am Hinterkopf der Madonna klebte ein Plastikgardinenring als Heiligenschein, und auf die Hummerschere hatte der talentierte Schöpfer des Kunstwerks mit akkurater Hand ein eigenartig heiter-festliches »Calais!« geschrieben. Ich zögerte, weil es so teuer war, aber als die Dame in dem Laden mir zeigte, daß man das Teil auch elektrisch illuminieren konnte und es funkelte wie ein Karussellpferd, stellte sich mir nur noch die Frage, ob eins ausreichte.

»C'est très jolie«, flüsterte sie regelrecht erstaunt, als sie begriff, daß ich bereit war, echte Francs dafür hinzublättern, und eilte von dannen, um die Figur einzupacken und das Geld zu kassieren, bevor ich zur Vernunft kam und schrie: »Potzblitz, wo bin ich hier? Und ich bitt Sie, was ist diese kitschige

merde, die ich da vor mir sehe?«

»C'est très jolie«, wiederholte sie beschwichtigend, als befürchte sie, meinen Wachschlaf zu stören. Wahrscheinlich war es lange her, daß sie zum letztenmal eine Jungfrau Maria mit Muscheln als Wohnzimmerlampe verkauft hatte. Als sich die Ladentür hinter mir schloß, hörte ich jedenfalls deutlich einen Freudenjuchzer.

Um meinerseits den Kauf zu feiern, ging ich auf einen Kaffee in ein gutbesuchtes Café in der Rue de Gaston Papin et Autres Dignitaires Obscures. Hier drinnen erschien mir Calais viel gallischer. Die Leute küßten sich zur Begrüßung auf beide Wangen und umkräuselten sich mit dem blauen Rauch aus Gauloises und Gitanes. Auf der anderen Seite des Raums saß eine elegante Dame in Schwarz, die aussah wie Jeanne Moreau, die sich rasch noch eine Zigarette und einen Pernod genehmigt, bevor sie eine Begräbnisszene spielt. Ich schrieb eine Ansichtskarte nach Hause, genoß meinen Kaffee und winkte in den Stunden bis zur Dämmerung freundlich, aber vergeblich einem geschäftigen Kellner in der Hoffnung zu, ihn an meinen Tisch zu locken, damit ich meine moderate Rechnung begleichen

konnte.

In einem kleinen Restaurant auf der anderen Straßenseite dinierte ich billig und erstaunlich gut zu Abend – eins muß man den Franzosen lassen: sie wissen, wie man Pommes frites macht –, trank zwei Flaschen Stella Artois in einem Café, wo mich ein Philippe-Noiret-Doppelgänger mit Schlachthausschürze bediente, und zog mich früh in mein bescheidenes Hotelzimmer zurück, wo ich ein bißchen mit meiner Muschel-Madonna spielte, dann ins Bett ging und die Nacht damit verbrachte, den Autos zu lauschen, die auf der Straße unter mir zusammenkrachten.

Am nächsten Morgen frühstückte ich zeitig, bezahlte meine Rechnung bei Gérard Depardieu – man erlebt doch immer wieder Überraschungen – und trat in einen weiteren verheißungsvollen Tag hinaus. Ausgerüstet mit einem unzulänglichen kleinen Plan, den man zur Fahrkarte für die Fähre dazubekam, machte ich mich auf den Weg zur Ablegestelle. Auf dem Plan schien es nicht weit zu sein, aber in Wirklichkeit war sie gut zwei Meilen entfernt am anderen Ende einer verwirrenden Wüstenei von Ölraffinerien, verfallenen Fabriken und wei-

ten Brachflächen. Ich quetschte mich durch Löcher in Maschendrahtzäunen und umrundete verrostete Eisenbahnwaggons mit kaputten Fenstern. Ich weiß nicht, wie andere Menschen die Fähre in Calais erreichten, aber ich hatte das seltsame Gefühl, daß ich der erste war, der diesen Weg beschritt. Und die ganze Zeit, während ich so dahinlief, war mir unbehaglich bewußt – was sage ich? Panisch bewußt! –, daß die Abfahrtszeit näher rückte und die Ablegestelle zwar immer sichtbar war, aber eigentlich nie näher kam.

Nachdem ich hakenschlagend über eine zweispurige Schnellstraße geflitzt und eine Böschung hochgekraxelt war, kam ich schließlich völlig außer Atem und in letzter Minute dort an. Ich sah aus wie jemand, der soeben ein Grubenunglück überlebt hat, und wurde in einen Pendelbus gesetzt. Dort machte ich eine Inventur meiner Besitztümer und entdeckte zu meiner stillen Bestürzung, daß meine geliebte und nicht gerade billige Madonna ihren Heiligenschein eingebüßt hatte und Muscheln abwarf.

Schweißnaß und in gewisser Unruhe ging ich an Bord. Ich gebe freimütig zu, daß ich nicht seefest bin. Mir wird ja schon auf

Tretbooten schlecht. Wenig förderlich war auch die Tatsache, daß ich mein Leben einer Reederei anvertraute, die einen alles andere als makellosen Ruf in Sachen »Bugklappen schließen« hatte – das seefahrerische Äquivalent dazu, etwas so Selbstverständliches zu vergessen, wie die Schuhe auszuziehen, bevor man in die Badewanne steigt.

Das Schiff war gerammelt voll, lauter Engländer. In der ersten Viertelstunde wanderte ich herum und überlegte, wie sie hierhergekommen waren, ohne sich schmutzig zu machen. Ich zwängte mich auch kurz in das Polyesteranzug-Tohuwabohu, vulgo, den Duty-Free-Shop, war aber im Nu wieder draußen. Dann stromerte ich mit einem Tablett durch die Cafeteria, schaute mir das Essen an, brachte das Tablett umgehend wieder zurück (dafür gab es eine Schlange), suchte unter Horden quicklebendiger Gören nach einem Sitzplatz und fand mich schließlich auf dem windigen Deck wieder, wo sich 274 Menschen mit blauen Lippen und wehenden Haaren einzureden versuchten, daß es doch nicht kalt sein könne, wenn die Sonne schien. Der Wind peitschte gegen die Anoraks, daß es knallte wie Gewehr-

schüsse, schob kleinere Kinder im Affenzahn übers Deck und kippte zur heimlichen Genugtuung aller Anwesenden einer fetten Dame einen Plastikbecher Tee über den Schoß.

Nach kurzer Zeit erhoben sich die Weißen Klippen von Dover aus dem Meer und begannen auf uns zuzukriechen, und im Handumdrehen, schien es, glitten wir in den Hafen von Dover. Während wir uns schwerfällig an den Kai schoben, instruierte eine Geisterstimme Passagiere ohne Auto, sich zum Steuerbordausgangspunkt auf Deck ZX-2 neben der Sunshine Lounge zu begeben – als könne sich irgend jemand irgend etwas darunter vorstellen –, und wir begaben uns auf lange, höchst individuelle Erkundungstrips durch das Schiff: Treppen hinauf und Treppen hinunter, durch eine Küche voller schuftender ostindischer Matrosen, zurück durch die Cafeteria und schließlich – ohne recht zu wissen, wie – hinaus in den einladenden, blassen Sonnenschein Englands.

Begierig, Dover nach all den Jahren wiederzusehen, schlenderte ich über die Marine Parade ins Zentrum und erspähte mit einem kleinen Schrei des Entzückens das

Buswartehäuschen, in dem ich damals geschlafen hatte. Es war von zirka elf weiteren giftgrünen Farbschichten bedeckt, im übrigen aber unverändert. Der Blick hinaus zum Meer war ebenfalls derselbe, wenn auch das Wasser blauer und glitzriger war als damals. Doch ansonsten war kein Stein auf dem anderen geblieben. Dort, wo meiner Erinnerung nach eine elegante Reihe georgianischer Häuser stand, hockte nun ein riesiges, unansehnliches Backsteinmietshaus. Townhall Street, die Hauptstraße zum Westen, war breiter und verkehrsreicher, ja bedrohlicher, als ich mich entsann, und zum Zentrum, das auch nicht wiederzuerkennen war, führte nun eine Unterführung.

Die Haupteinkaufsstraße war in eine Fußgängerzone und der Marktplatz in eine Art Piazza verwandelt worden mit protziger Pflasterung und dem üblichen gußeisernen Schnickschnack. Das ganze Stadtzentrum schien von stark befahrenen, mehrspurigen Ausfallstraßen, an die ich mich überhaupt nicht erinnern konnte, regelrecht eingeklemmt, und es gab ein neues, großes Touristengebäude, das White Cliffs Experience hieß und wo man, schloß ich aus dem

Namen, entdecken konnte, wie man sich als 800 Millionen Jahre alte Kreide wohl fühlt. Ich erkannte nichts wieder. Was ja überhaupt das Problem mit englischen Städten ist. Sie sind nicht mehr voneinander zu unterscheiden. Immer gibt es eine Boots-Drogerie und ein Marks & Spencer. Im Grunde könnte man überall sein.

Ich stapfte verstört durch die Straßen, unglücklich, daß mir ein Ort, der eine so wichtige Rolle in meinen Erinnerungen spielte, so fremd war. Als ich dann zum drittenmal grummelnd durchs Zentrum lief, stieß ich in einer schmalen Straße, von der ich geschworen hätte, sie noch nie gesehen zu haben, auf das Kino, das trotz künstlerisch aufwendiger Renovierung noch als Stätte des *Frauentausch im Vorstadtgetto* zu identifizieren war, und plötzlich war alles klar. Nun, da ich einen Bezugspunkt hatte, wußte ich genau, wo ich mich befand. Zielgerichtet schritt ich fünfhundert Meter nach Norden, dann nach Westen – jetzt hätte ich es mit verbundenen Augen gefunden – und stand direkt vor Mrs. Smegmas Etablissement. Es war immer noch eine Pension und sah bis auf einen Autostellplatz im Vorgarten und ein Plastikschild, das Farb-

fernseher und Zimmer mit Bad anpries, auch noch genauso aus. Ich überlegte, ob ich an die Tür klopfen sollte, aber das war Quatsch. Mrs. Smegma, der alte Dragoner, war sicher längst nicht mehr da – in Rente oder tot oder vielleicht in einem der vielen Seniorenheime, von denen es an der Südküste wimmelt. Mit dem modernen Zeitalter britischer Pensionen wäre sie nie zurechtgekommen, mit Zimmern mit Bad und der Möglichkeit, sich die Pizza ins Zimmer kommen zu lassen.

Wenn sie in einem Altersheim ist, was mir gewiß am liebsten wäre, hoffe ich doch sehr, daß die Angestellten dort so mitfühlend und vernünftig sind, sie recht häufig auszuzanken, weil sie die Klobrille vollgepülscht oder das Frühstück nicht aufgegessen hat und überhaupt hilflos und lästig ist. Das würde ihr sosehr helfen, sich zu Hause zu fühlen.

Von diesen Gedanken aufgeheitert, schlenderte ich durch die Folkstone Road zum Bahnhof und kaufte mir eine Fahrkarte für den nächsten Zug nach London.

Zweites Kapitel

Meine Güte, was ist London groß! Es kommt einem immer vor, als begänne es ungefähr zwanzig Minuten, nachdem man Dover verlassen hat, und dann zieht es sich Meile um Meile hin, endlose graue Vororte mit ihren Reihen- und Doppelhäusern, die vom Zug aus stets mehr oder weniger identisch aussehen, als seien sie aus einer dieser Maschinen gequetscht worden, mit denen man früher Würstchen fabrizierte. Wie, frage ich mich immer, finden die Bewohner jeden Abend in einer solch komplizierten und anonymen Stadtlandschaft den Weg zurück in die richtigen Kästen?

Also, ich würde es nie schaffen. Mir bleibt London ein riesiges, aufregendes Rätsel. Acht Jahre lang habe ich in oder bei London gelebt und gearbeitet, die Lokalnachrichten im Fernsehen angeschaut, die Abendzeitung gelesen, ausgiebig die Straßen durchstreift, um Hochzeiten oder Abschiedsparties zu besuchen oder auf hirnrissiger Suche nach Schnäppchen bei irgendwelchen Schrotthändlern jwd – und stelle immer noch fest, daß es ganze Teile gibt, die ich nicht nur noch nie besucht, sondern von denen ich nicht einmal gehört habe. Wenn ich den *Evening Standard* lese oder mit ei-

nem Bekannten plaudere, bin ich immer wieder perplex, wenn ein Bezirk erwähnt wird, der sich wahrhaftig seit einundzwanzig Jahren meiner Kenntnis entzieht. »Wir haben gerade ein kleines Haus in Fag End in der Nähe der Tungsten Heath gekauft«, sagt zum Beispiel jemand. Aber ich habe noch nie davon gehört. Wie ist das bloß möglich?

Ich hatte in meinem Rucksack einen A-Z-Stadtplan verstaut, den ich nun bei der erfolglosen Wühlerei nach

einem halben Mars-Riegel entdeckte, den ich noch darin wähnte. Als ich den Plan herauszog und die dichtbedruckten Seiten durchblätterte, hätte ich meine Hand dafür ins Feuer gelegt, daß einige Viertel beim letzten Mal, als ich hineingeschaut hatte, noch nicht darin gewesen waren – Dudden Hill, Plashet, Snaresbrook, Fulwell Cross, Elthorne Heights, Higham Hill, Lessness Heath, Beacontree Heath, Bell Green, Vale of Health. Und ich weiß genau, wenn ich das nächste Mal hineinschaue, stehen wieder neue, andere Namen darin. Mir bleibt dies ein ebenso tiefes Mysterium wie die verschollenen Tafeln von Titianca.

Für den A – Z hege ich die größte Bewun-

derung. Gewissenhaft verzeichnet und benennt er jeden Cricketplatz, jede Kläranlage, jeden vergessenen Friedhof und jede abgelegene kleine Vorstadtsackgasse und packt die längsten Namen auf engsten, verborgensten Raum. Ich blätterte das Straßenverzeichnis auf und vertiefte mich darin. Ich schätze, daß es alles in allem 45.687 Straßennamen in London gibt, darunter 21 Gloucester Roads (dazu ein großzügiger Batzen Gloucester Crescents, Squares, Avenues und Closes), 32 Mayfields, 35 Cavendishes, 66 Orchards, 74 Victorias, in Station Roads und Artverwandte, 159 Churches, 25 Avenue Roads, 35 The Avenues und zahllose andere Ableger. Richtig interessant klingen freilich wenige Namen. Ein paar erinnern an gesundheitliche Beschwerden (Glyceina und Burnfoot Avenue), ein paar an anatomische Begriffe (Thyrapia und Pendula Road), ein paar sind einen Hauch anrüchig (Cold Blow Lane) und ein paar wohltuend lächerlich (Cactus Walk).

Eine halbe Stunde vergnügte ich mich auf diese Weise und freute mich sehr, daß ich eine Metropole von solch überwältigender, unbegreiflicher Komplexität betrat, und als ich den Stadtplan wieder in die Tasche

steckte, wurde mir die zusätzliche Freude zuteil, den halb aufgegessenen Mars-Riegel zu finden, dessen angebissener Rand mit einer dekorativen kleinen Fusselkruste bedeckt war, die zwar nicht den Geschmack verbesserte, aber etwas nützliche Masse beigab.

Victoria Station wimmelte von der üblichen Menge verirrter Touristen, herumlungernder Nepper und bewußtloser Betrunkener. Ich kann mich nicht erinnern, wann ich auf diesem Bahnhof das letztemal jemanden erblickt habe, der aussah, als wolle er einen Zug nehmen. Als ich hinausging, fragten mich allein drei Leute, ob ich ein bißchen Kleingeld hätte – »Nein, aber danke der Nachfrage!« –, was vor zwanzig Jahren so nicht der Fall gewesen wäre. Damals besaßen Straßenbettler nicht nur den Reiz des Neuen, sondern sie hatten auch immer eine gute Story auf Lager, wie zum Beispiel, sie hätten ihre Brieftasche verloren und brauchten dringend zwei Pfund, um nach Maidstone zu fahren, weil sie Knochenmark für ihre kleine Schwester spenden müßten, oder so was in dem Stil. Nun aber fragen sie rundheraus nach Geld, was rascher geht, aber weniger interessant ist.

Ich nahm ein Taxi zum Hazlitt's Hotel in der Frith Street. Ich mag das Hazlitt's, weil es sich mit Absicht verbirgt – es hat nicht einmal ein Schild vorn dran – und einen dadurch in eine seltene Position der Stärke gegenüber Taxifahrern bringt. An dieser Stelle möchte ich aber gleich betonen, daß die Londoner Taxifahrer ohne Frage die besten der Welt sind. Sie sind zuverlässig, meistens freundlich, stets höflich. Sie fahren sicher, halten ihre Fahrzeuge innen und außen makellos sauber und scheuen absolut keine Mühe, einen am vorderen Eingang des Ziels abzusetzen. Nur zwei Dinge an ihnen sind komisch. Zum einen können sie nicht mehr als 60 Meter geradeaus fahren. Ich habe es nie begriffen, aber einerlei, wo man sich befindet oder wie die Verkehrslage ist, alle 60 Meter klingelt eine kleine Glocke in ihrem Kopf, und sie machen urplötzlich einen Ausfall in eine Seitenstraße. Und wenn man an seinem Hotel oder am Bahnhof oder wo immer man hinwill, ankommt, fahren sie einen stets gern mindestens einmal ganz darum herum, damit man es von allen Seiten sieht, bevor man aussteigt.

Das andere Charakteristikum an ihnen

und der Grund, warum ich gern ins Hazlitt's fahre, ist, daß sie es einfach nicht zugeben können, wenn sie nicht wissen, wo der Zielort ist, aber meinen, sie müßten es wissen. Wie zum Beispiel ein Hotel. Sie würden eher dem Ex-Tory-MP Alan Clark ihre halbflüggen Töchter (und Gattinnen noch dazu) für ein Wochenende anvertrauen, als auch nur die kleinste Unkenntnis auf ihrem ureigenen Gebiet offenbaren, was ich sehr liebenswürdig finde. Statt dessen sondieren sie. Sie fahren ein bißchen, werfen einem einen Blick im Rückspiegel zu und sagen beiläufig: »*Hazlitt's* – das ist doch das Ding auf der Curzon Street, was? Gegenüber dem *Blue Lion*?« In dem Moment, in dem sie ein wissendes Lächeln des Widerspruchs auf den Lippen des Fahrgasts bemerken, fügen sie hastig hinzu:

»Nein, einen Moment, ich meine das *Hazlebury*. Ja, das *Hazlebury*. Aber Sie wollen zum *Hazlitt's,* stimmt's?« Und weiter geht's in eine völlig willkürliche Richtung. »Auf dieser Seite von Shepherd's Bush, was?« sagen sie dann aufs Geratewohl.

Wenn man ihnen aber enthüllt, daß es in der Frith Street ist, kontern sie: »Ach, alles klar. Natürlich kenne ich es – modernes

Ding, viel Glas.«

»Äh, es ist ein Backsteinhaus aus dem achtzehnten Jahrhundert.«

»Klaro. Kenn ich.« Und umgehend vollführen sie eine dramatische Kehrtwendung, wobei sie einen vorbeiflitzenden Radfahrer veranlassen, gegen einen Laternenpfahl zu steuern. (Aber das macht nichts, denn er hat Radklammern an der Hose und so einen dämlichen, schnittigen Helm auf dem Kopf, was doch gerade dazu einlädt, ihn umzunieten.) »Yeah, da denk ich die ganze Zeit, Sie hätten Hazlebury gesagt«, kichern sie, als wollten sie andeuten, was für ein Schwein man hat, daß sie die Sache voll im Griff haben. Und dann biegen sie in eine kleine Seitenstraße vom Strand, die Running Sore Lane oder Sphinctre Passage heißt, die man aber wie so vieles andere in London noch nie bemerkt hat.

Das *Hazlitt's* ist ein hübsches Hotel und mir gefällt besonders, daß es dort nicht wie in anderen Hotels zugeht. Es existiert schon seit Jahren, und die Angestellten sind freundlich – immer wieder ein Novum in einer großen Stadt –, aber sie vermitteln einem auch immer wieder das Gefühl, daß sie sich ihrer Sache so ganz sicher nicht sind.

Wenn man ihnen sagt, man habe reserviert und wolle jetzt sein Zimmer beziehen, wird ihre Miene ein wenig panisch, und sie fangen an, kopflos in Schubladen mit Anmeldekarten und Zimmerschlüsseln zu wühlen. Wirklich richtig niedlich. Und die reizenden Mädchen, die die Zimmer putzen – die, lassen Sie mich das erwähnen, immer blitzsauber und überaus bequem sind –, scheinen selten über das zu verfügen, was man als vollständige Beherrschung der englischen Sprache bezeichnen könnte. Wenn man sie um ein Stück Seife oder etwas anderes bittet, schauen sie einem aufmerksam auf die Lippen und kommen nach einer Weile eigentlich immer mit einem hoffnungsvollen Blick und einer Topfpflanze oder einem Nachtstuhl oder etwas zurück, das definitiv keine Seife ist. Ein wunderbares Hotel. Ich würde nie woanders hingehen.

Es heißt *Hazlitt's*, weil es mal das Heim des gleichnamigen englischen Essayisten war, und alle Zimmer sind nach seinen Freunden oder den Frauen benannt, die er hier gebumst oder sonst was hat. Ich gebe zu, daß ich die Daten des alten Knaben nicht ganz parat habe:

Hazlitt (Schreibweise?), William (?), englischer (oder schott.?) Essayist. Lebte: vor 1900. Die berühmtesten Werke: kenne ich nicht. Bon mots, Epigramme, Aphorismen: keine Ahnung. Andere nützliche Informationen: Sein Haus ist nun ein Hotel.

Wie üblich beschloß ich, etwas über Mr. Hazlitt nachzulesen, um diese Wissenslücke zu schließen, und wie üblich vergaß ich es sofort. Statt dessen warf ich meinen Rucksack aufs Bett, entnahm ihm ein kleines Notizbuch und einen Stift und stürmte in jugendlichem Erkundungseifer nach draußen.

Ich finde London immer aufregend. So sehr ich es auch hasse, dem ollen Schnarchsack Samuel Johnson zuzustimmen – seiner aufgeblasen schwachsinnigen, aber berühmten Bemerkung, wer Londons müde sei, sei des Lebens müde, kann ich nicht widersprechen. Nach sieben Jahren Landleben in einem Dorf, wo eine tote Kuh eine Menschenmenge anzieht, ist London ein Hammer.

Ich verstehe nie, wieso die Londoner nicht begreifen, daß sie in der wunderbarsten Stadt der Welt leben. Wenn Sie mich fragen

– London ist viel schöner und interessanter als Paris und lebendiger als alles außer New York. Und selbst New York kann der britischen Metropole in vielen wichtigen Dingen nicht das Wasser reichen. London hat mehr Geschichte, schönere Parks, eine lebendigere, vielfältigere Presse, bessere Theater, zahlreichere Orchester und Museen, grünere Plätze, sicherere Straßen und höflichere Einwohner als alle anderen großen Städte der Welt.

Und es hat mehr angenehme Kleinigkeiten – zufällige zivilisierte Gesten könnte man sie nennen – als jede andere Stadt, die ich kenne: fröhliche rote Briefkästen, Autofahrer, die an Zebrastreifen sogar anhalten, reizende, vergessene Kirchen mit noch reizenderen Namen wie St. Andrew by the Wardrobe und St. Giles Cripplegate, überraschend beschauliche kleine Ecken wie Lincoln's Inn und den Red Lion Square, interessante Statuen ominöser Viktorianer in Togen, Pubs, schwarze Taxis, Doppeldeckerbusse, hilfsbereite Polizisten, Menschen, die einem beispringen, wenn man stürzt oder seine Einkaufstaschen fallen läßt, und überall Sitzbänke. Welche andere Stadt würde sich der Mühe unterziehen,

blaue Plaketten an Häusern anzubringen, damit man erfährt, welche berühmte Persönlichkeit hier wohnte, oder würde einen ermahnen, einmal nach links und einmal nach rechts zu schauen, bevor man auf die Straße tritt. Ich sag's Ihnen: keine.

Lassen Sie den Flughafen Heathrow, das Wetter und alle Gebäude außer acht, bei denen Richard Seifert seine knochigen Hände im Spiel hat, und es wäre fast perfekt. Ach, und da wir schon einmal dabei sind, könnten wir eigentlich auch das Personal des Britischen Museums bitten, den Vorhof nicht mehr mit seinen Autos zu verstopfen und ihn lieber in einen Garten zu verwandeln. Und die schrecklichen spanischen Reiter vor dem Buckingham Palast sollten auch weggeräumt werden, denn sie sehen so unordentlich und billig aus und beleidigen die Würde Ihrer armen, dort drinnen belagerten Majestät. Und natürlich muß das Naturgeschichtemuseum wieder so hergerichtet werden, wie es war, bevor sie daran herumgefummelt haben (vor allem müssen sie die Schaukästen wieder anbringen, in denen Schädlinge Haushaltsprodukte aus den Fünfzigern befallen), und überhaupt soll der Eintritt in allen Museen ab sofort wie-

der frei sein. Zum Schluß, aber absolut wichtig, muß man die Aufsichtsräte der britischen Telecom dazu zwingen, sich persönlich aufzumachen und jede (aber auch jede!) rote Telefonzelle aufzuspüren, die sie verscherbelt haben und die jetzt in den hintersten Ecken des Globus als Duschkabine oder Gartenschuppen dient. Dann erstrahlt London wieder in seiner alten Pracht!

Zum erstenmal seit Jahren war ich in der Stadt und hatte nichts Bestimmtes zu tun. Ich wurde richtiggehend ein bißchen nervös, weil ich Teil dieses großen, wuselnden urbanen Ganzen war und nicht gebraucht wurde. Ich stromerte durch Soho und über den Leicester Square, verbrachte ein wenig Zeit in den Buchläden auf der Charing Cross Road, wo ich ein paar Bücher so umräumte, daß meine eigenen besser zur Geltung kamen, ging ziellos durch Bloomsbury und zum Schluß hinüber zur Gray's Inn Road, zum alten Times-Gebäude, in dem nun die Geschäftsräume einer mir völlig unbekannten Firma waren. Da empfand ich die stechende Wehmut, die nur die kennen, die sich an die Zeiten von heißem Blei und klackernden Setzmaschinen erinnern, sowie die klammheimliche Freude, ein her-

vorragendes Gehalt für eine Fünfundzwanzig-Stunden-Woche einzustreichen. Als ich 1981 bei der Times anfing, direkt nach der berühmten einjährigen Schließung, waren Personalüberhang und geringe Produktivität, gelinde gesagt, gewaltig. Im Ressort Unternehmensnachrichten, in dem ich als Redakteur wirkte, schlenderte das fünfköpfige Team gegen halb drei herein und verbrachte den restlichen Nachmittag mit Abendzeitunglesen, Teetrinken und Warten, daß die Reporter ihr anstrengendes Tagespensum schafften. Nach einem Dreistunden-Lunch mit etlichen Flaschen recht ordentlichem Châteauneuf du Pape mußten sie nämlich den Weg zurück zu ihren Schreibtischen finden, ihre Spesenabrechnung erstellen, sich über die Telefone hängen und im Flüsterton mit ihren Brokern den kleinen Tip besprechen, den sie bei der Crème brûlée aufgeschnappt hatten, und zu guter Letzt einen Artikel von einer Seite oder so produzieren, bevor sie sich völlig ausgedörrt in den Blue Lion auf der anderen Straßenseite zurückziehen konnten. Ab halb sechs widmeten wir uns etwa eine Stunde lang dem Redigieren, schlüpften dann in unsere Mäntel und gingen nach Hause. Es kam einem

gar nicht wie Arbeit vor, sehr angenehm. Am Ende des ersten Monats zeigte mir ein Kollege, wie man imaginäre Ausgaben auf einem Spesenabrechnungsblatt festhielt und dieses in den dritten Stock trug, wo man es an einem kleinen Schalter gegen ungefähr 100 Pfund bar auf die Kralle eintauschen konnte – tatsächlich mehr Geld, als ich je in Händen gehabt hatte. Wir bekamen sechs Wochen Ferien, drei Wochen Vaterschaftsurlaub und alle vier Jahre einen Sabbatmonat. Was war die Fleet Street damals für eine wundervolle Welt, und wie freute ich mich, dazuzugehören.

Etwas so Gutes währt natürlich nicht ewig. Ein paar Monate später übernahm Rupert Murdoch die Times, und binnen weniger Tage wimmelte das Gebäude von geheimnisvollen, braungebrannten Australiern in kurzärmeligen weißen Hemden, die mit Klemmbrettern im Hintergrund lauerten und den Eindruck erweckten, sie nähmen bei den Leuten für Särge Maß. Es gibt eine Geschichte, und ich habe sogar den Verdacht, sie ist wahr: Einer dieser Herren schlich sich in ein Zimmer im vierten Stock, das voller Leute war, die seit Jahren keinen Finger gekrümmt hatten, und als diese ihre

Anwesenheit nicht überzeugend begründen konnten, feuerte er sie mit einem Schlag bis auf einen glücklichen Burschen, der nur mal schnell im Wettbüro war. Der kehrte in ein leeres Zimmer zurück und verbrachte die nächsten beiden Jahre damit, allein dort zu sitzen und sich zu fragen, was aus seinen Kollegen geworden war.

Wir erlebten in unserer Abteilung die Effizienz-Offensive weniger traumatisch. Das Ressort, in dem ich arbeitete, wurde einem größeren Wirtschaftsressort einverleibt, was bedeutete, daß ich auch abends arbeiten mußte und nun einen Achtstundentag hatte. Unsere Spesen wurden gnadenlos gekappt. Am schlimmsten aber war, daß ich in regelmäßigen Kontakt mit Vince aus dem Tickerraum kam.

Vince war berüchtigt. Er hätte es mit Leichtigkeit zum grauenhaftesten Menschen der Welt gebracht, wenn er denn ein Mensch gewesen wäre. Was er war, weiß ich nicht, das heißt, ich weiß nur, daß er ein Meter fünfundsechzig drahtige, pure Böswilligkeit in einem schmuddeligen T-Shirt war. Verläßliche Gerüchte besagten, daß er dem Leib seiner Mutter entsprungen und dann gleich in die städtische Kloake ge-

rutscht war. Zu Vince' wenigen simplen und selten erfüllten Pflichten gehörte es, uns jeden Abend den Wall-Street-Report zu bringen. Doch jeden Abend mußte ich hingehen und ihn aus ihm herausleiern. Normalerweise fand man Vince in dem summenden Chaos des Tickerraums, das ihn aber nicht weiter kümmerte. Er fläzte sich in einem Ledersessel, den er aus den höheren Etagen hatte mitgehen lassen, seine Doc Martens mit den blutbefleckten Spitzen hatte er auf den Tisch vor sich gepflanzt – neben und manchmal sogar in einer großen offenen Schachtel mit Pizza.

Jeden Abend also klopfte ich zögernd an die offene Tür, fragte ihn höflich, ob er den Wall-Street-Report irgendwo gesehen habe, und wies ihn darauf hin, daß es nun schon Viertel nach elf sei und wir ihn eigentlich um halb elf haben sollten. Eventuell könne er ja mal unter den Stößen Papier, die unbeachtet aus seinen vielen Maschinen quollen, nachschauen.

»Weiv nich, ob Vie'v gemerkt haben«, sagte Vince dann, »aber ich evve Pivva.«

Die Kollegen befleißigten sich alle einer individuellen Herangehensweise an Vince. Manche versuchten es mit Drohungen. An-

dere mit Bestechung. Wieder andere mit herzlicher Freundschaft. Ich bettelte.

»Bitte, Vince, könnten Sie ihn mir nicht mal eben suchen, bitte. Es dauert keine Sekunde, und Sie würden mir das Leben kolossal erleichtern.«

»Leck mich!«

»Bitte, Vince. Ich habe Frau und Kinder, und man droht mir mit Rausschmiß, weil der Wall-Street-Report immer zu spät kommt.«

»Leck mich!«

»Na gut, was halten Sie dann davon, wenn Sie mir nur sagen, wo er ist, und ich hole ihn mir selbst.«

»Vie dürfen hier niftf anfavven, wie Vie vehr wohl wivven.«

Der Tickerraum war der Machtbereich einer Gewerkschaft, die den kryptischen Namen NATSOPA trug. NATSOPA behielt die niederen Ränge der Zeitungsindustrie unter anderem dadurch fest in ihrem schraubzwingenartigen Griff, daß sie technische Geheimnisse für sich behielt, zum Beispiel, wie man von einem Fernschreibgerät ein Papier abreißt. Vince war sogar auf einem Sechs-Wochen-Kurs in Eastbourne gewesen. Da hatte er sich völlig verausgabt. Aber

wir Journalisten durften trotzdem nicht über seine Schwelle.

Wenn mein Bitten und Flehen schließlich zu einer Art hilflosem Blöken verkommen war, seufzte Vince schwer, knallte sich ein Riesenstück Pizza in den Rachen und kam zur Tür. Eine volle halbe Minute steckte er sein Gesicht in meines. Das war immer der enervierendste Teil. Sein Atem roch viehisch, und seine Rattenäuglein glitzerten. »Verdammte Scheive, Vie gehen mir gewaltig auf die Nüvve«, knurrte er leise, besudelte mir das Gesicht mit feuchten Pizzabröckchen und holte dann entweder den Wall-Street-Report oder kehrte in finsterer Stimmung zu seinem Schreibtisch zurück. Das wußte man vorher nie.

An einem besonders schwierigen Abend meldete ich Vinces Insubordination einmal David Hopkinson, dem Spätredakteur, der selbst eine beeindruckende Figur abgab, wenn er es darauf anlegte. Knurrend erhob er sich, um die Sache klarzumachen, und betrat das feindliche Territorium – überschritt wahrhaftig die Demarka-tionslinie. Aber als er ein paar Minuten später wiederkam, war er ein wenig errötet und ein anderer Mann. Er wischte sich Pizzastückchen

vom Kinn und setzte mich mit leiser Stimme davon in Kenntnis, daß Vince den Wall-Street-Report in Bälde bringen würde, es im Moment aber angebracht sei, ihn nicht weiter zu belästigen. Schließlich kam ich auf den Trichter, daß es das einfachste war, die Börsennotierungen der ersten Ausgabe der *Financial Times* zu entnehmen.

Wenn man sagt, daß die Fleet Street Anfang der Achtziger ein bißchen außer Kontrolle war, zeigt das kaum das wahre Ausmaß der Dinge. Die National Graphical Association, die Drucker- und Setzergewerkschaft, entschied, wie viele Leute bei jeder Zeitung gebraucht wurden (Hunderte und Aberhunderte) und wie vielen in einer Rezession gekündigt werden durfte (keinem). Entsprechend instruierte sie die Verlagsleitung. Diese durfte weder Drucker einstellen noch entlassen, ja, sie wußte im allgemeinen nicht einmal, wie viele Drucker sie beschäftigte. Ich habe eine Schlagzeile aus dem Dezember 1985 vor mir: »300 überzählige Drucker und Setzer beim Telegraph.«

Was heißt, der Telegraph bezahlte 300 Leuten ein Gehalt, die gar nicht dort arbei-

teten. Die Setzer wurden nach einem so komplizierten Zuschlagsystem bezahlt, daß jede Setzerei in der Fleet Street ein spezielles Abrechnungsbuch dafür besaß, das so dick wie ein Telefonbuch war.

Zusätzlich zu den fetten Löhnen bekamen die Setzer nämlich besondere Zuschläge, die manchmal bis zur achten Stelle hinterm Komma bei Pennybeträgen ausgerechnet wurden. Und zwar für Arbeiten mit außergewöhnlichen Schriften, das Setzen stark redigierter Artikel oder nichtenglischer Worte. Wenn Arbeit weggegeben wurde – beispielsweise bei Werbetexten, die nicht im Haus gesetzt wurden –, wurden sie dafür entschädigt, daß sie sie *nicht* machten. Am Ende jeder Woche rechnete ein Gewerkschaftsmann alle diese Extras zusammen, fügte eine Kleinigkeit für eine praktische Kategorie namens »Erforderliche Extrabemühungen« hinzu und präsentierte der Lohnbuchhaltung die Rechnung. Folglich zählten dienstältere Setzer, die ihr Handwerk nicht besser beherrschten als ihre Kollegen in jeder x-beliebigen Klitsche, zu den zwei Prozent Spitzenverdienern in Großbritannien. Es war der helle Wahn.

Und ich muß Ihnen ja nicht erzählen, wie

alles endete.

Am 24. Januar 1986 feuerte die Times 5250 Mitglieder der aufsässigsten Gewerkschaften – beziehungsweise tat so, als hätten diese selbst gekündigt. Am Abend dieses Tages wurden wir Redakteure in einen Konferenzraum nach oben gerufen, wo der Chefredakteur Charlie Wilson auf einen Tisch kletterte und die Neuerungen verkündete. Wilson war ein furchterregender Schotte und durch und durch ein Mann Murdochs. Er sagte uns (sinngemäß): »Wirr schicken euch nach Wapping, ihrr verrweichlichten englischen Mutterrsöhnchen, und wenn ihrr sehrr, sehrr harrt arrbeitet und mirr nicht auf den Sack geht, dann schneide ich euch vielleicht nicht die Eierr ab und tu sie in meinem Chrristmaspudding. Noch Frragen?«

Als 400 Journalisten aufgeregt quasselnd aus dem Raum wankten und mit der Erkenntnis fertigzuwerden versuchten, daß ihnen gerade das größte Drama ihres Arbeitslebens widerfuhr, stand ich allein da, und ein einziger freudevoller Gedanke durchflutete mich: Ich mußte nie wieder mit Vince, dem Tickerwolf, zusammenarbeiten.

Drittes Kapitel

Seit Sommer 1986 war ich nicht mehr in Wapping gewesen und wollte es unbedingt wiedersehen. Ich hatte mich mit einem alten Freund und Kollegen verabredet und ging nun zur Chancery Lane, wo ich die U-Bahn nahm. Ich mag die U-Bahn sehr. Es hat etwas Surreales, ins Erdinnere zu tauchen und in einen Zug zu steigen. Dort unten herrscht eine eigene kleine Welt mit eigenen seltsamen Wind- und Wettersystemen, gespenstischen Geräuschen und öligen Gerüchen. Selbst wenn man so tief in die Erde hinabgestiegen ist, daß man ganz die Orientierung verliert und sich nicht wundern würde, einem Trupp verrußter Bergleute zu begegnen, die von der Schicht kommen, rumpelt und zittert doch immer noch ein Zug auf einer unbekannten Linie noch tiefer unten vorbei. Und all das geschieht in einer phantastischen Ruhe und Ordnung. Tausende von Menschen laufen über Treppen und Rolltreppen, steigen aus vollen Zügen ein und aus, gleiten mit wackelnden Köpfen in die Dunkelheit und sprechen nie, wie Gestalten aus

Die Nacht der lebenden Toten.

Als ich auf dem Bahnsteig unter einer elektronischen Anzeigetafel stand, die verkündete, daß der nächste Zug nach Hainault in 4 Minuten eintreffen würde, widmete ich meine Aufmerksamkeit der grandiosesten aller zivilisierten Gesten, dem Londoner U-Bahnplan. Ein Werk der Vollkommenheit, im Jahre 1931 erschaffen von einem vergessenen Helden namens Harry Beck, einem arbeitslosen technischen Zeichner, der eins begriff: Unter der Erde ist es egal, wo man ist. Beck sah (und was war das für ein Geniestreich!): Solange die Bahnhöfe in der richtigen Reihenfolge gezeigt und die Linienkreuzungen deutlich dargestellt werden, konnte er den Maßstab nach Gusto verzerren, ja, ihn völlig vernachlässigen. Er zeichnete seinen Plan präzise und ordentlich wie einen elektrischen Schaltplan und erschuf damit ein gänzlich neues, imaginäres London, das nur wenig mit der geographischen Beschaffenheit der Stadt darüber gemein hat.

Ich verrate Ihnen einen lustigen Trick, den Sie an Leuten aus Neufundland oder Lincolnshire ausprobieren können. Bringen Sie sie zur Bank Station und sagen Sie ih-

nen, sie sollen nach Mansion House fahren. Wenn sie Becks Plan benutzen – und selbst Leute aus Neufundland verstehen ihn in Null Komma nichts –, nehmen sie natürlich wohlgemut die Central Line zur Liverpool Street, steigen dort in die Circle Line nach Westen und fahren noch fünf Stationen. Wenn sie dann in Mansion House ankommen und wieder auftauchen, stellen sie fest, daß sie sich nur sechzig Meter vom Ausgangspunkt befinden und Sie in der Zwischenzeit schön gefrühstückt und ein bissel eingekauft haben. Jetzt gehen Sie mit ihnen zur Great Portland Street und sagen Sie, Treffpunkt ist Regent's Park (genau, dasselbe noch mal in Grün), und dann zur Temple Station mit Instruktionen, sich in Aldwych zu treffen. Da werden Sie Ihren Spaß haben! Und wenn Sie sie loswerden wollen, verabreden Sie sich mit ihnen am Bahnhof Brompton Road. Der ist 1947 geschlossen worden, Sie brauchen die Herrschaften also nie wiederzusehen.

Das beste am U-Bahnfahren ist, daß man die Orte über sich nie zu Gesicht bekommt. Man muß sie sich vorstellen. In anderen Städten sind die Bahnhofsnamen phantasielos und profan: Lexington Avenue, Pots-

damer Platz, Third Street South. Aber in London klingen sie wildromantisch und verlockend: Stamford Brook, Turnham Green, Bromley-by-Bow, Maida Vale, Drayton Park. Da über einem ist gar keine Stadt, sondern ein Roman von Jane Austen! Man kann sich leicht einbilden, man gondelt unter einer halbmythischen Stadt aus einem goldenen vorindustriellen Zeitalter hin und her. Swiss Cottage ist keine verkehrsreiche Straßenkreuzung mehr, sondern ein Hexenhäuschen mitten in dem großen Eichenwald, der als St. John's Wood bekannt ist. Chalk Farm besteht aus weiten offenen Feldern, wo heiteres Landvolk in braunen Kitteln Kalkhalme mäht und erntet. In Blackfriars singen Mönche in Kutten, der Oxford Circus wird von einer Zirkuskuppel überspannt, Barking ist gefährlich, da hecheln wilde Hundemeuten, White City ist ein ummauertes, turmbewehrtes Atlantis, ganz aus blendend weißem Elfenbein erbaut, und im Holland Park drehen sich die Windmühlen.

Gibt man sich freilich diesen kleinen Tagträumereien allzusehr hin, kann es passieren, daß einen die Dinge enttäuschen, wenn man wieder an die Oberfläche tritt. Als ich

nun am Tower Hill ausstieg, gab es weder einen Turm noch einen Hügel.

Ich lief die gräßliche Straße namens The Highway entlang und sperrte angesichts all der Neubauten Mund und Nase auf. Es war wie in einem Wettbewerb häßlicher Häuser. Fast ein Jahrzehnt lang waren offenbar Architekten hierhergekommen und hatten gesagt: »Was, das findet ihr nicht gut? Wartet, bis ihr seht, was ich kann.« Und siehe da, was erhob sich stolz über all den unschönen neuen Bürobauten? Das häßlichste, klotzigste Monstrum Londons, der News-International-Komplex. Er sah aus wie die zentrale Klimaanlage für unseren Planeten.

Ich meldete mich am Empfang und wartete davor, während mein Kollege gerufen wurde. Das gespenstischste an dieser Situation war nun, wie friedlich alles war, ganz im Gegensatz zu 1986. Ich erinnerte mich lebhaft an Demonstrantenhorden, berittene Polizisten und wütende Streikposten, die in einem Moment die Zähne fletschten und einen mit stieren Blicken anbrüllten und im nächsten sagten: »O hallo, Bill, hab dich gar nicht erkannt.« Und einem dann eine Zigarette anboten und darüber redeten, was für eine schreckliche Sache das ja nun alles sei.

Und es stimmte, denn unter den 5000 Entlassenen waren Hunderte und Aberhunderte kreuzbraver, anständiger Archivare, Büroangestellte, Sekretärinnen und Boten, deren einzige Sünde es war, einer Gewerkschaft anzugehören. Die meisten trugen es uns, die wir noch arbeiteten, nicht persönlich nach, und das werde ich ihnen ewig hoch anrechnen. Aber ich gestehe, daß ich damals bei dem Gedanken, Vince werde mit einer Machete aus der Menge treten, doch immer ein bißchen schneller durch das Tor ging.

Ungefähr 400 Meter weiter an der Nordseite des Geländes, an der Pennington Street, steht ein niedriges, fensterloses Backsteingebäude, ein altes Speicherhaus, Überbleibsel aus den Zeiten, als das East End ein florierender Hafen und Warenumschlagplatz für die City war. Ausgerechnet dieses Haus wurde, ausgeweidet und mit allen High-Tech-Insignien versehen, zum Büro *der Times* und der *Sunday Times* und ist es bis zum heutigen Tage. Und während wir uns in dem langen Winter 1986 dort drinnen mit der neuen computerisierten Technologie abplagten, hörten wir die Sprechchöre und Tumulte, das gedämpfte

Hufeknallen der Polizeipferde, das Geschrei und Gekreische einer Schlagstockattacke. Sehen konnten wir nichts, weil das Haus keine Fenster hatte. Es war schon sehr seltsam. Wir schauten uns alles in den Neun-Uhr-Abendnachrichten an, traten dann hinaus und kriegten es live geboten. Die bittersten, gewalttätigsten Arbeitskämpfe, die man bis dato auf den Straßen Londons erlebt hatte, sie spielten sich direkt vor dem Haupteingangstor ab. Es war bizarr.

Um die Moral aufrechtzuerhalten, ließ uns die Firma jeden Abend Sandwiches und Bier bringen, was man als nette Geste empfand, bis man feststellte, daß die Großzügigkeit sorgfältig so kalkuliert war, daß jedes Belegschaftsmitglied ein schlabbriges Schinkensandwich und eine Halbe-Liter-Dose pißwarmes Heineken-Bier erhielt. Wir bekamen auch Hochglanzbroschüren mit den Plänen der Firma für den Tag danach. Ich entsinne mich deutlich, daß auf den Perspektivzeichnungen der Architekten ungewöhnlich geschmeidige, kerngesunde Journalisten in einem großen Schwimmbad von einem niedrigen Sprungbrett hechteten oder am Rand saßen und die Füße ins Was-

ser baumeln ließen. Andere Exkollegen erinnern sich an Squash-Plätze und Fitneßräume, und einer sogar an eine Bowlingbahn. Fast alle aber wissen noch, daß eine große moderne Bar abgebildet war, eingerichtet wie eine Erster-Klasse-Lounge in einem internationalen Flughafen.

Schon vom Sicherheitskordon aus sah ich nun etliche neue Gebäude und war sehr gespannt, genau zu erfahren, mit was für Annehmlichkeiten die Belegschaft letztendlich beglückt worden war. Als mich mein alter Kollege – dessen Namen ich hier nicht preiszugeben wage, sonst findet er sich plötzlich in die Kleinanzeigenabteilung versetzt – am Empfang abholte, fragte ich ihn sofort. »Klar erinnere ich mich an das Schwimmbad«, war die Antwort. »Davon haben wir, als der Streik vorüber war, nie wieder was gehört. Aber wir wollen nicht ungerecht sein, sie haben unsere Arbeitszeit verlängert. Wir dürfen jetzt alle vierzehn Tage einen Tag extra arbeiten, ohne Bezahlung natürlich.«

»Damit wollen sie euch wohl zeigen, wie sehr sie euch schätzen?«

»Na, sie würden uns ja nicht bitten, mehr zu arbeiten, wenn sie nicht mit uns zufrie-

den wären, oder?«

Wohl wahr.

Wir schlenderten durch das Gelände, auf der einen Seite war das alte Backsteinspeicherhaus, auf der anderen die riesige Druckerei. Wie Statisten in einem Hollywoodfilm gingen Leute vorbei – ein Arbeiter mit einer langen Holzbohle, zwei Frauen in schicken Geschäftskostümen, ein Typ mit Bauhelm und Klemmbrett, ein Bote mit einer großen Topfpflanze im Arm. Als wir die Times-Redaktionsgemächerbetraten, schnappte ich leise nach Luft. Es ist immer ein kleiner Schock, an den Ort zurückzukehren, an dem man vor vielen Jahren gearbeitet hat, und dann dieselben Gesichter wie damals zu sehen, die sich über dieselben Schreibtische beugen – eine plötzliche Vertrautheit, als sei man nie weggewesen, gepaart mit einer zutiefst und von Herzen empfundenen Dankbarkeit, daß man weg ist.

Ich sah meinen alten Freund Mickey Clark, nun ein Medienstar, und fand Graham Searjeant in seiner kleinen Höhle aus Zeitungen und Pressemitteilungen, zum Teil aus den Tagen, als Mr. Morris Automobile herstellte, und begegnete vielen anderen

Freunden und früheren Kollegen. Wie dann so üblich, verglichen wir Bäuche und kahle Stellen und stellten Listen von Toten und Vermißten auf. Es war so richtig schön. Dann nahmen sie mich mit zum Lunch in die Kantine. In dem alten Times-Gebäude in der Gray's Inn Road war die Kantine in einem Kellerraum mit dem Charme und der Atmosphäre eines U-Bootes gewesen, und das Essen wurde einem von humorlosen, faden Damen hingeklatscht, bei denen man immer an Maulwürfe in Schürzen denken mußte. Diese Kantine jedoch war hell und geräumig, und es gab eine reiche Auswahl an verlockenden Gerichten, die von zwitschernden Cockney-Mädchen in hellen, sauberen Uniformen serviert wurden. Der Eßbereich selbst war bis auf den Ausblick unverändert. Wo sich einstmals ein schlammiger, von vergammelten Kanälen voller Bettgestelle und Einkaufswagen durchzogener Morast ausgebreitet hatte, standen nun Designerbauten und Schickimicki-Apartmenthäuser, die man immer in sanierten Hafenvierteln in Großbritannien findet und deren Balkone todsicher aus rot angestrichenen Stahlrohren bestehen.

Mir fiel auf, daß ich zwar sieben Monate an

dieser Stätte gewirkt, Wapping indes nie gesehen hatte. Und plötzlich war ich begierig, es anzuschauen. Als ich meinen Nachtisch verspeist und liebevoll Abschied von meinen Exkollegen genommen hatte, eilte ich durch die Sicherheitstore. Ich versäumte absichtlich, meinen Besucherpaß abzugeben, denn ich hoffte, daß Atombombenangriffssirenen losheulen und Männer in Chemiekriegsschutzanzügen losflitzen und das ganze Gelände nach mir absuchen würden. Die Pennington Street hinauf beschleunigte ich dann aber doch meine Schritte auf doppelte Geschwindigkeit und warf ängstliche Blicke zurück, weil mir plötzlich eingefallen war, daß das bei News International durchaus im Bereich des Möglichen lag.

Ich war nie zu Fuß durch Wapping gegangen. Während des Streiks war das gefährlich. Die Pubs und Cafés des Bezirks wimmelten von übellaunigen Druckern und Sympathisanten – aus unerfindlichen Gründen waren schottische Bergleute besonders gefürchtet –, die einem Journalistenweichei mit Vergnügen Arme und Beine ausgerissen und diese für den abendlichen Umzug als Fackeln benutzt hätten.

Besonders wenn abends nach einer großen

Demonstration die Dunkelheit eingesetzt hatte, war es so gefährlich, daß die Polizei uns oft erst in den frühen Morgenstunden hinausließ. Wir wußten aber nie, wann wir losdurften, sondern mußten uns mit unseren Autos hintereinander aufstellen und dann Stunde um Stunde in der eisigen Kälte ausharren. Irgendwann zwischen 23 Uhr und ein Uhr dreißig – wenn ein beträchtlicher Teil der grölenden Massen zurückgeschlagen, in den Knast oder einfach heimgewandert war – wurden die Tore aufgerissen, und eine mächtige Flotte News-International-Lastwagen röhrte eine Rampe hinunter, wo sie von der verbleibenden Menge mit einem Hagel Ziegelsteinen oder Absperrgittern begrüßt wurde. Wir Restlichen wurden instruiert, uns im Konvoi eiligst durch die Seitenstraßen zu verdrücken.

Das klappte einige Abende auch hervorragend, aber einmal wurden wir losgeschickt, als gerade die Pubs zumachten. Wir fuhren durch eine düstere, enge Straße, und plötzlich sprangen Leute aus dem Dunkel auf uns zu, traten gegen die Türen und wuchteten hoch, was immer sie zu fassen kriegten. Schreckliches Glassplittern und ungnädiges

Gebrüll ertönten, aber zu meinem großen, nachhaltigen Erstaunen stieg ungefähr sechs Autos vor mir ein hibbeliger kleiner Mann vom Auslandsressort aus, um den Schaden an seinem Auto zu begutachten. Vielleicht dachte er, er sei über einen Nagel gefahren. Wir dahinter kamen natürlich alle zum Stehen. Ich erinnere mich, daß ich empört und bestürzt beobachtete, wie er versuchte, eine lose Leiste zurechtzudrücken. Und dann sah ich an meinem Fenster ein wütendes Gesicht – einen weißen Burschen mit tanzenden Rastalocken und Armeejacke –, und alles wurde alptraumartig. Wie komisch, dachte ich, daß ein völlig Fremder mich gleich aus dem Auto zerren und windelweich schlagen wird wegen Druckern, die er nicht kennt, die ihn aber durch die Bank als gammeligen Hippie verachtet und bestimmt nie in ihre Gewerkschaft aufgenommen hätten, die jahrzehntelang geradezu obszön überzogene Löhne herausgehandelt hatte. Gleichzeitig durchschoß mich die Befürchtung, daß ich mein teures Leben für einen Mann opfern sollte, der seine Staatsangehörigkeit aus wirtschaftlichem Eigennutz aufgegeben hatte, nicht wußte, wer ich war und mich ohne

viel Federlesens rausschmeißen würde, wenn er eine Maschine fand, die meine Arbeit verrichtete, und der sich großherzig dünkte, wenn er mir Halb-Liter-Dosen Bier und schlaffe Stullen spendierte. Ich sah schon vor mir, wie die Firma an meine Frau schrieb: »Sehr geehrte Mrs. Bryson, in Würdigung des kürzlichen tragischen Todes Ihres Mannes durch die Hand eines entsetzlichen Mobs möchten wir Ihnen gern dieses Sandwich und diese Büchse Lager übersenden. PS – Würden Sie bitte unverzüglich den Parkausweis zurückschicken?«

Und während all dies ablief, während ein gigantischer, wilder Mann mit Rastalocken versuchte, meine Autotür aufzureißen, um mich zappelnd in die Dunkelheit zu zerren, ging ein Blödmann aus dem Auslandsressort vierzig Meter vor mir langsam um seinen Peugeot und begutachtete ihn in aller Seelenruhe, als wolle er ihn als Gebrauchtwagen kaufen. Gelegentlich blieb er stehen, um einen erstaunten Blick auf die Ziegelsteine und Schläge zu werfen, die auf die Autos hinter ihm prasselten. Vielleicht dachte er ja, dieses Gewitter sei eine recht merkwürdige Laune der Natur. Endlich stieg er wieder in sein Auto, schaute in den

Rückspiegel, kontrollierte, ob seine Zeitung noch auf dem Sitz neben ihm lag, betätigte den Blinker, schaute erneut in den Spiegel und fuhr los. Mein Leben war gerettet.

Vier Tage später hörte die Firma auf, uns gratis Schnittchen und Bier zu schicken.

Deshalb war es nun sehr wohltuend, ohne Furcht um das eigene Leben durch die verschlafenen Straßen Wappings zu laufen. Ich war nie ein Anhänger dieser drolligen Vorstellung, daß London im wesentlichen eine Ansammlung von Dörfern ist – haben Sie schon mal ein Dorf mit Überführungen, Gasometern, torkelnden Pennern und Blick auf den Post Office Tower gesehen? Doch zu meiner freudigen Überraschung fühlte man sich in Wapping wahrhaftig fast wie auf dem Land. Es gab viele kleine, verschiedene Geschäfte, und die Straßen hatten heimelige Namen: Cinnamon Street, Waterman Way, Vinegar Street, Milk Yard. Die Sozialwohnungssiedlungen wirkten fröhlich und behaglich, und die hoch aufragenden Lagerhäuser waren fast alle in schicke Wohnhäuser konvertiert worden. Beim Anblick von noch mehr roten Hochglanzstahlrohrbalkonen und dem Gedanken, daß diese einstmals stolzen Arbeitsstätten nun eingebilde-

te Yuppies namens Selena und Jasper beherbergten, überlief es mich unwillkürlich, aber ich muß zugeben, sie haben einen gewissen Wohlstand in die Gegend gebracht und die Lagerhäuser zweifellos vor einem viel traurigeren Schicksal bewahrt.

Bei den Wapping Old Stairs schaute ich mir den Fluß an und versuchte mir, natürlich ohne den geringsten Erfolg, auszumalen, wie solche alten Viertel im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert ausgesehen haben, als hier Arbeiter herumwuselten und sich auf den Kais die Fässer mit Spezereien und Gewürzen stapelten, die den umliegenden Straßen ihre Namen gaben. Noch 1960 arbeiteten mehr als 100000 Menschen in den Docks oder verdienten ihren Lebensunterhalt in den Zulieferbetrieben, und Docklands war immer noch einer der größten Häfen der Welt. 1981 waren alle Londoner Docks geschlossen. Nun war der Blick auf den Fluß in Wapping so friedlich und ruhig, als schaue man eine Landschaft von Constable an. Ich betrachtete den Fluß gewiß eine halbe Stunde lang und sah ein einziges Schiff vorbeifahren. Dann drehte ich mich um und machte mich auf den langen Rückweg zum *Hazlitt's*.

Viertes Kapitel

Ohne großartig was zu unternehmen, verbrachte ich noch ein paar Tage in London. Ich forschte ein wenig in einer Zeitungsbibliothek, versuchte einen halben Nachmittag lang, mich durch das komplizierte Geflecht der Fußgängertunnels von Marble Arch zu wühlen, tätigte einige kleinere Einkäufe und besuchte ein paar Freunde.

Und alle sagten: »Meine Güte, du hast aber Mut!«, wenn ich ihnen enthüllte, daß ich mit öffentlichen Verkehrsmitteln durch Großbritannien zu reisen gedachte. Mir hingegen wäre nie etwas anderes in den Sinn gekommen. Die Leute in diesem Land haben Glück, daß sie ein so relativ gutes, öffentliches Verkehrssystem haben (»relativ« heißt, verglichen mit dem, was die Tories davon übriglassen werden), und ich meine, wir sollten uns alle mehr Mühe geben, es zu genießen, solange es noch da ist. Außerdem ist Autofahren in Großbritannien auch nicht mehr, was es mal war. Es sind viel zu viele Autos auf den Straßen, fast doppelt soviel wie damals, als ich hierherkam. Und da fuhren die Leute ihre Autos ja eigentlich

auch gar nicht. Sie parkten sie in der Einfahrt und wienerten sie einmal in der Woche gründlich ab. Etwa zweimal im Jahr »brachten sie das Auto raus«. So drückten sie sich aus, als sei das schon ein größeres Unterfangen. Sie tuckerten los, um Verwandte in East Grinstead zu besuchen oder einen Ausflug nach Hayling Island oder Eastbourne zu machen, und das war's schon, außer dem Wienern natürlich.

Jetzt fährt jeder wegen jedem überallhin, was ich nicht verstehe, denn es macht in absolut keiner Hinsicht mehr Spaß. Denken Sie doch nur mal an das durchschnittliche, mehrstöckige britische Parkhaus. Man fahrt Ewigkeiten herum und braucht dann eine weitere kleine Ewigkeit, bis man sich auf einen Parkplatz manövriert hat, der exakt fünf Zentimeter breiter ist als ein normaler PKW. Weil man aber neben einer Säule parkt, muß man beim Aussteigen über die Sitze klettern, und das endet damit, daß man sich mit dem Hintern zuerst durch die Beifahrertür quetscht und dabei den ganzen Schmutz von der Seite des Autos hinten auf das schicke neue Jackett von Marks & Spencer schmiert. Dann geht man auf die Jagd nach einem weit entfernten

Parkscheinautomaten, der weder Wechselgeld herausgibt, noch Münzen annimmt, die später als 1976 in Umlauf gebracht worden sind, und muß dort auf einen alten Knacker warten, der gemächlich die Benutzerhinweise auf dem Automaten studiert, bevor er sich auf was einläßt, und dann versucht, sein Geld in den Schlitz, aus dem die Scheine kommen, oder in das Schlüsselloch zum Aufschließen des Apparats zu stecken.

Endlich hat man einen Parkschein erworben und schleppt sich zurück zum Auto, um ihn an den Scheibenwischer zu klemmen. Die Gattin begrüßt einen mit den Worten: »Wo bist du denn gewesen?« Aber man ignoriert sie, quetscht sich wieder an der Säule vorbei, holt sich eine passende Ladung Schmutz fürs Vorderteil des Jacketts und stellt fest, daß man nicht an die Windschutzscheibe kommt, weil die Tür sich nur sieben Zentimeter öffnen läßt. Also wirft man den Schein auf das Armaturenbrett (er flattert zu Boden, doch da die Gemahlin es nicht sieht, sagte man: »Leck mich« und verriegelt die Tür) und quält sich wieder an der Säule vorbei ins Freie, wo besagte Dame nun allerdings sieht, in was für einen Dreckspatz man sich verwandelt hat, ob-

wohl sie soviel Zeit investiert hat, einen ordentlich anzuziehen. Energisch klopft sie einem den Schmutz ab und sagt ein ums andere Mal: »Ehrlich, mit dir kann man nirgendwo hingehen.«

Und das ist erst der Anfang. Insgeheim hadernd, muß man nun zusehen, wie man aus diesem feuchten Rattenloch herauskommt. Das geht entweder durch eine nicht gekennzeichnete Tür zu einer komischen Kammer, halb Verlies, halb Pissoir, oder man muß zwei Stunden auf den malträtiertesten, klapprigsten Aufzug der Welt warten, der nur zwei Leute transportiert und schon voll besetzt ist – einen Mann, dessen Frau ihm gerade energisch den Schmutz von seinem neuen Marks & Spencer-Jackett klopft.

Und das Bemerkenswerte daran ist, daß dieses Ritual in allen Einzelheiten absichtlich – ich wiederhole, absichtlich – erdacht ist, um einem das Leben zu vermiesen. Angefangen bei den winzigen Parkplätzen, in die man nur hineinkommt, wenn man sechsundvierzigmal vor- und zurückfahrt (Himmel, Herrgott, warum können die Plätze nicht schräg sein!), bis zu den Säulen, die mit Bedacht dorthin plaziert werden, wo sie ein maximales Hindernis bil-

den, den Fahrrampen, die so dunkel, eng und schlecht geschnitten sind, daß man immer gegen den Bordstein knallt, und den weit entfernten und vorsätzlich unpraktischen Parkscheinautomaten (man kann mir nicht erzählen, daß ein Automat, der jede je geprägte fremde Münze erkennt und nicht annimmt, nicht auch Wechselgeld herausgeben könnte, wenn er nur wollte). All das ist ersonnen, um das Ganze zur deprimierendsten Erfahrung im Leben eines erwachsenen Menschen zu machen. Wußten Sie – es ist eine wenig bekannte Tatsache, aber absolut wahr –, daß der Herr Bürgermeister und seine Gattin immer dann, wenn sie ein neues Parkhaus einweihen, einmal feierlich in den Treppenaufgang pinkeln? Ehrlich, das stimmt.

Und das ist nur ein klitzekleiner Teil des Abenteuers Autofahren in England. Es gibt noch reichlich andere vielfältige Ärgernisse wie National-Express-Busfahrer, die auf Autobahnen immer vor einem die Spur wechseln, acht Meilen lange Baustellen mit Gegenverkehr, wo dann doch nur ein paar Typen auf einem Kranwagen eine Glühbirne austauschen, Ampeln an vielbefahrenen Kreisverkehren, die einen nie mehr als

sechs Meter auf einmal weiterlassen, Autobahnraststätten, in denen man für eine Minikanne Kaffee und eine Backkartoffel mit einem Krümelchen Cheddar 4,20 Pfund blecht und deren Läden sinn- und zwecklos sind, weil die Herrenmagazine alle in Plastik eingeschweißt sind und man auch keine Kassetten mit Waylon Jennings' Highway-Hits braucht. Ja, und dann noch die Volltrottel, die mit ihren Wohnwagen just in dem Moment aus Nebenstraßen einbiegen, wenn man selbst sich nähert, oder der alte Knacker im Morris Minor, der mit fünfzehn Stundenkilometern durch den Lake District fährt und ein Fünfkilometer-Gefolge hinter sich sammelt, weil er offenbar schon immer mal eine Parade anführen wollte, und jede Menge anderes, was Geduld und Verstand weit über das erträgliche Maß hinaus auf die Probe stellt. Motorisierte Fahrzeuge sind häßlich und schmutzig und bringen das Schlimmste im Menschen heraus. Sie verstopfen die Bürgersteige, verwandeln altehrwürdige Marktplätze in Sammelstellen für Altmetall und sorgen überall dafür, daß Tankstellen, Gebrauchtwagenhöfe und andere deprimierende Schandflecke der Zivilisation entstehen. Sie sind schrecklich,

fürchterlich, und auf dieser Reise wollte ich nichts damit zu tun haben. Außerdem wollte meine Frau mir das Auto nicht geben.

So geschah es, daß ich mich an einem späten, grauen Samstagnachmittag in einem außergewöhnlich langen und leeren Zug nach Windsor wiederfand. Ich thronte auf einem Platz in einem leeren Waggon und sah im schwindenden Tageslicht, wie der Zug an Bürobauten und dann durch den Mietskasernendschungel und die ellenlangen Häuserreihen von Vauxhall und Clapham glitt. In Twickenham begriff ich, warum er so lang und leer war. Da war der Bahnsteig nämlich rappelvoll mit Männern und Jungs in warmen Klamotten und Schals, mit Hochglanzprogrammheften und kleinen Beuteln, aus denen ihre Thermosflaschen mit Tee herausschauten: Zuschauer vom Rugby-Platz in Twickenham. Ruhig und ohne zu schubsen, stiegen sie ein und entschuldigten sich, wenn sie mit jemandem zusammenstießen oder ihm versehentlich zu nahe kamen. Diese instinktive Rücksichtnahme aufeinander bewunderte ich, und es ging mir wieder mal auf, wie normal das in Großbritannien ist und wie selten man es bemerkt. Fast alle fuhren bis Wind-

sor – dort gab es wahrscheinlich eine Park-and-Ride-Möglichkeit, denn so viele Rugbyfans kann es in Windsor ja nun nicht geben – und drängten sich geduldig vor der Fahrkartensperre am Ausgang. Ein Asiate sammelte mit raschen Bewegungen die Fahrkarten ein und sagte jedem Menschen, der an ihm vorbeiging, Dankeschön. Er hatte nicht die Zeit, die Fahrkarten zu überprüfen – man hätte ihm den Deckel einer Cornflakesschachtel geben können, aber er schaffte es, jedem einen herzlichen Gruß zu entbieten, und sie bedankten sich ihrerseits bei ihm, daß er sie von ihren Fahrkarten befreite und durchgehen ließ. Es war ein kleines Wunder an Organisiertheit und gutem Willen. Überall sonst hätte jemand auf einer Kiste gestanden und die Leute angeblafft, sie sollten sich hintereinander aufstellen und nicht drängeln.

Die Straßen Windsors glänzten im Regen und waren für diese Jahreszeit ungewöhnlich dunkel und winterlich, aber immer noch voller Touristen. Ich bekam ein Zimmer im Castle Hotel in der High Street, einem dieser eigentümlich labyrinthischen Hotels, in denen man durch unzählige ge-

wundene Korridore und Feuertüren schreiten und abenteuerliche Fußwege zurücklegen muß, bis man endlich sein Zimmer erreicht.

Ich warf meinen Rucksack hin und hastete den Weg, den ich gekommen war, zurück, weil ich unbedingt noch ein wenig von Windsor sehen wollte, bevor die Läden schlossen. Ich kannte den Ort gut, weil wir immer dort eingekauft hatten, als wir, nicht weit weg, in Virginia Water, wohnten, und so schritt ich denn genüßlich einher und schaute, welche Läden sich in den Jahren geändert oder den Eigentümer gewechselt hatten. Fast alle. Neben dem schönen Rathaus stand Market Cross House, ein Gebäude, das so gefährlich Schlagseite hat, daß man sich einfach fragen muß, ob es nur deshalb so gebaut wurde, um japanische Besucher mit Kameras anzulocken. Es war nun eine Sandwich Bar, aber wie die meisten anderen Läden in dem hübschen Wirrwarr kopfsteingepflasterter Straßen darum herum hatte es schon eine Million – meist tourismusbezogener – Metamorphosen hinter sich. Als ich das letztemal hier war, verkauften fast alle Geschäfte Eierbecher mit Beinen; nun schienen sie sich auf putzige klei-

ne Cottages und Burgen spezialisiert zu haben. Nur Woods of Windsor, eine Firma, die es schafft, aus Lavendel mehr kommerziellen Nutzen zu ziehen, als ich je für möglich gehalten hätte, verkauft immer noch Seife und Parfüm. Marks & Spencer in der Peascod Street hatte expandiert, Hammick's und Laura Ashley waren umgezogen, während das Golden Egg und das Wimpy, nicht überraschend, ganz weg waren. (Ich bekenne ja eine gewisse Vorliebe für die altmodischen Wimpys mit ihrem »amerikanischen« Essen. Ob sie ihre Rezepte aus verstümmelten Telexen zusammenbasteln?) Und ich freute mich, daß Daniel's, das interessanteste Kaufhaus Großbritanniens, noch existierte.

Daniel's ist phantastisch. Es hat alles, was man in einem Provinzkaufhaus erwartet – niedrige Decken, winzige, obskure Abteilungen, zerschlissene Teppiche, die mit Isolierband festgeklebt sind –, aber die komischste Auswahl an Dingen steht zum Verkauf: Gummiband für Unterhosen und Kragendruckknöpfe, Zickzackscheren und stangenweise Kleidung für sehr alte Menschen, ein paar bescheidene Rollen Teppich mit Mustern, die man sieht, wenn man sich

die Augen zu fest reibt, Kommoden, an denen ein Schubladengriff fehlt, Schränke, deren eine Tür fünfzehn Sekunden, nachdem man sie geschlossen hat, lautlos aufschwingt. Bei Daniel's muß ich immer daran denken, wie Großbritannien im Kommunismus gewesen wäre.

Ich erachte es schon seit langem als unglücklichen Umstand – global betrachtet –, daß ein so wichtiges Experiment in der Organisation einer Gesellschaft den Russen überlassen wurde, wo es doch die Briten so viel besser gepackt hätten. Schließlich sind alle die Tugenden, die unerläßlich sind, um ein rigoroses sozialistisches System zu errichten, die zweite Natur der Briten. Vorab, sie verzichten gern. Sie halten zusammen, besonders in Zeiten der Not, wenn jeder einsieht, daß es um das Wohl aller geht. Sie stehen unbegrenzte Zeitspannen geduldig Schlange und nehmen mit seltener moralischer Stärke Rationierung, fades Essen und plötzliche Knappheit an Grundnahrungsmitteln hin, wie jeder weiß, der je an einem Samstagnachmittag in einem Supermarkt nach Brot gesucht hat. Sie finden anonyme Bürokratien durchaus in Ordnung und tolerieren Diktaturen, wie Mrs. Thatcher be-

wiesen hat. Sie warten ohne Murren jahrelang auf eine Operation oder die Lieferung von Haushaltsgeräten. Sie besitzen das natürliche Talent, exzellente Witze über die Obrigkeit zu machen, ohne sie ernsthaft in Frage zu stellen, und sehen allesamt mit Genugtuung zu, wenn die Reichen und Mächtigen zu Fall gebracht werden. Die meisten über Fünfundzwanzigjährigen kleiden sich eh wie früher die DDR-Bürger. In einem Satz, die Voraussetzungen sind da.

Bitte, verstehen Sie mich richtig, ich behaupte nicht, daß Großbritannien unter dem Kommunismus ein glücklicheres, besseres Land geworden wäre, ich sage nur, daß die Briten es richtig angepackt hätten. Guten Mutes und ohne allzusehr zu betrügen, wären sie locker damit fertig geworden. Ja, im Grunde hätte es für das Leben der meisten Menschen bis ungefähr 1970 nicht den geringsten Unterschied bedeutet und uns zumindest Robert Maxwell erspart.

Am nächsten Morgen stand ich früh auf und erledigte meine Morgenhygiene in einem Zustand leichter Erregung, weil ich einen großen Tag vor mir hatte. Ich wollte durch den Windsor Great Park gehen. Es ist der herrlichste Park, den ich kenne. Er er-

streckt sich über vierzig hinreißende Quadratmeilen und vereinigt in seiner jahrhundertealten Anlage alle erdenklichen landschaftlichen Reize: tiefe Wälder, enge Buschtäler, gewundene Fuß- und Reitwege, symmetrisch angelegte und wildromantische Gärten und einen langen, wunderschönen See. Malerisch verstreut liegen Farmen, Waldhütten, einsame Statuen, ja ein ganzes Dorf, in dem die im Park Arbeitenden wohnen, sowie Dinge, die die Queen von Auslandsreisen mitgebracht hat (und dann nicht wußte, wohin damit) – Obelisken und Totempfähle und andere komische Dankesbeweise aus weit entfernten Außenposten des Commenwealth.

Die Nachricht, daß Öl unter dem Park und dieses Arkadien gefährdet war, war noch nicht durchgesickert. (Aber keine Bange, die örtlichen Behörden werden schon dafür sorgen, daß die Bohrtürme mit Gestrüpp getarnt werden.) Ich wußte also nicht, daß ich mir alles noch einmal gründlich anschauen sollte für den Fall, daß es hier bei meinem nächsten Besuch wie auf einem Ölfeld in Oklahoma zuging. Windsor Great Park befand sich glücklicherweise wie eh und je in Vergessenheit, was ich bei einem

so herrlichen, freien Gelände direkt am Rande Londons nicht recht verstehe. Soweit ich mich erinnere, ist der Park einmal, vor ein paar Jahren, in der Zeitung erwähnt worden. Da wurde Prinz Philip jäh von einer seltsamen Abneigung gegen eine Allee mit uralten Bäumen ergriffen, und er instruierte die Baumfäller Ihrer Majestät, sie zu entfernen.

Ich nehme an, die Äste hatten die Durchfahrt seiner Pferdekalesche gefährdet, oder wie immer diese fahrbaren Untersätze heißen, in denen er so gern durch die Gegend saust. Wie oft sieht man, wie er und die anderen Mitglieder der königlichen Familie in den verschiedensten Vehikeln durch den Park flitzen, unterwegs zu einem Polospiel oder zum Gottesdienst im Privatgehege der Königinmutter, der Royal Lodge. Da die Parkstraßen für den öffentlichen Verkehr gesperrt sind, wird tatsächlich ein beträchtlicher Anteil des bißchen Verkehrs, der sich dort abspielt, von den Royals bestritten. Als ich an einem ersten Weihnachtstag einmal, ganz der fürsorgliche Vater, neben meinem Sprößling, der ein nagelneues Dreirad fuhr, dort herspazierte, spürte ich plötzlich mit einer Art sechstem Sinn, daß wir das Fort-

kommen eines Personenkraftwagens behinderten, und als ich mich umdrehte, sah ich Prinzessin Diana am Steuer. Als ich in gebotener Eile mich und mein Kind aus dem Weg schob, schenkte sie mir ein Lächeln, das mein Herz zum Schmelzen brachte, und seitdem habe ich nie ein Wort gegen dieses liebe, süße Mädel gesagt, sosehr mich auch diejenigen unter Druck setzten, die sie für ein bißchen plemplem halten, weil sie 28000 Pfund im Jahr für Gymnastikanzüge ausgibt und gelegentlich wunderliche Anrufe bei spacken Militärs macht.

Ich schlenderte den mit Recht so genannten Long Walk entlang. Er führt von Windsor Castle zum Gipfel des Snow Hill, genauer, dem Reiterstandbild George III., unter den Ortsansässigen als Copper Horse bekannt, an dessen Sockel ich Rast machte und eine der schönsten Ansichten Englands genoß: Drei Meilen entfernt am anderen Ende des Long Walk breiteten sich Windsor Castle aus, die Stadt zu seinen Füßen, und dahinter Eton, das neblige Tal der Themse und die niedrigen Chiltern Hills. Auf einer Lichtung unter mir graste Rotwild in pittoresken Herden, und hier und dort liefen Frühmorgenspaziergänger über die lange

Allee, die von meinen gespreizten Füßen eingerahmt wurde. Ich beobachtete, wie in Heathrow die Flugzeuge starteten, und entdeckte am Horizont die schwach erkennbaren Silhouetten des Kraftwerks in Battersea und des Post Office Tower. Ich weiß noch, wie aufregend ich es früher immer fand, daß ich London von so weit weg sehen konnte. Meines Wissens ist das nur von hier aus möglich. Heinrich VIII. ritt zu diesem Gipfel, um zu hören, wie die Kanonen die Exekution Anne Boleyns verkündeten, aber ich hörte jetzt nur, wie die Verkehrsflugzeuge brummend zum Landeanflug ansetzten und es plötzlich schrecklich neben meinem Ellenbogen bellte. Ein großer, zottiger Hund, dessen Herrchen ihm hügelan folgte, bot mir eine kapitale Spuckekostprobe an, die ich freilich dankbar ablehnte.

Ich ging durch den Park, an der Royal Lodge, dem rosafarbenen georgianischen Haus vorbei, in dem die Queen und Prinzessin Margaret ihre Mädchenjahre verbracht haben, und durch die es umgebenden Wälder und Wiesen zu meiner Lieblingsecke im Park, Smith's Lawn. Es muß der feinste Rasen in Großbritannien sein, makellos eben und grün und von gewaltigen Ausmaßen.

Wenn kein Polospiel läuft, trifft man hier kaum eine Menschenseele. Ich brauchte fast eine Stunde, um ihn zu überqueren, machte aber auch einen ziemlichen Umweg, um eine einsame Statue ganz am Rande in Augenschein zu nehmen, die sich als Prinz Albert entpuppte, und dann brauchte ich noch eine Stunde, um mich durch Valley Gardens zum Virginia Water Lake durchzufinden, der in der kühlen Morgenluft zart vor sich hindampfte. Ein wunderbarer See. Der Herzog von Cumberland hat ihn anlegen lassen, um auf seine Weise all die Schotten zu feiern, die er auf dem Schlachtfeld von Culloden reglos oder zuckend zurückgelassen hat. Alles wahnsinnig idyllisch und romantisch, wie das nur künstlich erschaffene Landschaften sein können, mit unerwarteten Ausblicken, die perfekt von Bäumen und einer langen, dekorativen Steinbrücke eingerahmt werden. Am anderen Ufer stößt man sogar auf ein Häuflein unechter römischer Ruinen, gegenüber Fort Belvedere, dem Landsitz, in dem Edward VIII. seine berühmte Abdankungsrede über den Rundfunk hielt. Er wollte endlich mal mit Goebbels angeln gehen und ausgerechnet die miesepetrige Mrs. Simpson hei-

raten. Was von einem etwas abartigen Geschmack in puncto Frauen zeugt. Das muß ich leider bei allem Wohlwollen und selbst eingedenk meiner patriotischen Verpflichtung gegenüber einer Landsmännin sagen.

Ich erwähne das nur, weil sich das Land im Moment auf eine ähnliche Krise der Monarchie zuzubewegen scheint. Im Grunde verstehe ich die Haltung der britischen Nation gegenüber der königlichen Familie nicht. Jahrelang – darf ich hier einen Moment lang ganz offen sein? – hielt ich sie für unerträglich langweilig und nur eine Spur attraktiver als Wallace Simpson, aber alle Engländer liebten sie abgöttisch. Als die Royals dann wie durch ein kleines Wunder schließlich begannen, spannende, schräge Sachen anzustellen, und zu Recht in der *News of the World* Schlagzeilen machten –, als sie, in einem Wort: interessant wurden, rief plötzlich die ganze Nation: »Skandalös! Schaffen wir sie ab!« Erst in der Woche hatte ich baß erstaunt *Question Time* gesehen, in der die Runde allen Ernstes die Frage diskutierte, ob die Nation Prinz Charles überspringen und gleich den kleinen William auf den Thron setzen sollte. Wenn man mal für einen Augenblick außer acht läßt,

ob es klug ist, allzusehr auf den noch nicht ausgereiften genetischen Output von Charles und Diana zu vertrauen, den ich wohlwollend als rührend beschreiben würde, schien es mir auch völlig an der eigentlichen Sache vorbeizugehen. Ich meine, wenn man schon die Erbfolgeregelung hat, dann muß man auch nehmen, was kommt, einerlei, wie fade der arme Kerl ist oder wie seltsam sein Geschmack bei Mätressen.

Meine Ansichten zu dieser Angelegenheit sind in einem Lied, das ich selbst komponiert habe, hübsch ordentlich auf den Punkt gebracht. Es heißt: »Ich bin der älteste Sohn des ältesten Sohns des ältesten Sohns des Typs, der Nell Gwynne gevögelt hat«, und wenn sie mir 3,50 Pfund + 50 Pence für Porto und Verpackung schicken, lasse ich es Ihnen gern zukommen.

In der Zwischenzeit müssen Sie sich vorstellen, wie ich mich, diese fröhliche Weise summend, geschickt durch den donnernden Verkehr auf der A30 fädelte und zur Christchurch Road in das friedliche, grüne Dörflein Virginia Water begab.

Fünftes Kapitel

Ich erblickte Virginia Water zum erstenmal an einem ungewöhnlich schwülen Nachmittag Ende August 1973, etwa fünf Monate nach meiner Ankunft in Dover. Ich war den Sommer über in Begleitung eines Stephan Katz gereist, der sich mir im April in Paris zugesellt hatte und von dem ich mich etwa zehn Tage zuvor in Istanbul erleichtert verabschiedet hatte. Erschöpft und reisemüde, aber sehr froh, wieder in England zu sein, entstieg ich dem Zug aus London und war sofort entzückt. Das Dorf Virginia Water sah gepflegt und einladend aus, und die trägen Spätnachmittagsschatten und das unglaublich üppige Grün wußte jemand wie ich, der gerade aus dürren Gefilden gekommen war, ganz besonders zu würdigen. Direkt hinter dem Bahnhof erhob sich der gotische Turm des Holloway-Sanatoriums, eines monumentalen, giebelbewehrten Backsteinklotzes in einer parkähnlichen Anlage.

Zwei Mädchen, die ich aus meiner Heimatstadt kannte, arbeiteten dort als Lernschwestern und hatten mir einen Schlafplatz auf ihrem Fußboden angeboten und die Möglichkeit, mit dem Dreck von fünf

Monaten einen schönen Schmutzrand in ihre Badewanne zu machen. Am nächsten Tag wollte ich von Heathrow aus den Heimflug antreten, denn in zwei Wochen fing meine Uni wieder an. Lust hatte ich keine, und als ich dann abends bei etlichen Bieren in einem fröhlichen Pub namens The Rose and Crown erfuhr, daß das Krankenhaus immer Hilfsknechte suchte und ich als Muttersprachler gute Karten hatte, füllte ich kurzentschlossen am nächsten Tag mit benebelter Birne und ohne einen klaren Gedanken fassen zu können,

Formulare aus und ließ mir sagen, daß ich mich am folgenden Morgen um sieben Uhr bei dem diensthabenden Pfleger auf der Station »Tuke« melden solle. Ein liebenswürdiger kleiner Mann mit der Intelligenz eines Kindes wurde abkommandiert, um mich zum Magazin zu führen, wo mir ein gewichtiger Schlüsselbund und ein schwankender Berg ordentlich gefalteter Krankenhauskleidung ausgehändigt wurden – zwei graue Anzüge, Hemden, Schlips, etliche weiße Laborkittel. (Hilfe! Wo war ich hier hingeraten?) Dann lieferte er mich im Männerhaus B auf der anderen Straßenseite ab, wo mir eine weißhaarige alte Schachtel

mein spartanisch eingerichtetes Zimmer zeigte und in einer Art, die mich lebhaft an meine alte Freundin Mrs. Smegma erinnerte, eine Flut von Instruktionen auf mich niederprasseln ließ betreffs des wöchentlichen Wechsels schmutziger Bettwäsche, der Zeiten, in denen es heißes Wasser gab, der Funktionsweise des Heizkörpers und anderer rasend schnell heruntergerasselter Dinge, die ich nicht behalten konnte. Ich war allerdings ziemlich stolz, eine beiläufige Bemerkung zu Überwürfen mitzukriegen. Mich verarscht ihr nicht noch mal, dachte ich.

Ich schrieb meinen Eltern, sie sollten nicht mit dem Abendessen auf mich warten, probierte froh und glücklich meine neuen Kleider an und posierte etliche Stunden lang vor dem Spiegel, arrangierte meine bescheidene Kollektion Taschenbücher auf dem Fenstersims, machte einen Abstecher zur Post mit anschließender Besichtigung des Dorfes und dinierte in einer kleinen Butze namens The Tudor Rose. Danach schaute ich in einem Pub vorbei, der Trottesworth hieß, und fand das Ambiente so angenehm und alternative Vergnügungsmöglichkeiten so nichtexistent, daß ich, ich gestehe, eine

unanständige Menge Bier trank und mein neues Quartier erst wiederfand, nachdem ich mich durch Gestrüpp und um einen denkwürdig unflexiblen Laternenpfahl gekämpft hatte.

Am nächsten Morgen wachte ich fünfzehn Minuten zu spät auf und erreichte das Krankenhaus im Halbschlaf. In dem Hin und Her des Schichtwechsels fragte ich mich durch zu meiner Station und kam dort zerzaust und leicht schwankend immer noch zehn Minuten zu spät an. Der diensthabende Pfleger, ein freundlicher Bursche von knapp Vierzig, hieß mich herzlich willkommen, sagte mir, wo ich Tee und Kekse fände, und verdrückte sich. Danach sah ich ihn nur noch selten. Die »Tuke« wurde von männlichen, chronisch irren Langzeitpatienten bewohnt, die sich glücklicherweise ganz allein zu managen schienen. Sie holten sich das Frühstück von einem Wagen, rasierten sich selbst, machten ihre Betten, wenn auch mehr schlecht als recht, und verschwanden leise, während ich mich im Personalklo auf erfolglose Suche nach einem Magenmittel begab. Bei meiner Rückkehr stellte ich verwirrt und mit wachsender Besorgnis fest, daß ich nun der einzige

Mensch auf der Station war. Konfus wanderte ich durch den Tagesraum, die Küche und die Schlafsäle und öffnete die Stationstür – sie ging auf einen leeren Korridor, an dessen Ende das Tor zur Welt offenstand! Gleichzeitig klingelte das Telefon im Stationszimmer.

»Wer ist da?« bellte eine Stimme.

Unter Aufbietung aller meiner Sprachfähigkeiten gab ich mich zu erkennen und spähte gleichzeitig aus dem Fenster, weil ich erwartete, daß die dreiunddreißig Patienten der Station in einem verzweifelten Verlangen nach Freiheit von Baum zu Baum sprangen.

»Hier ist Smithson«, sagte die Stimme. Smithson war der Pflegedienstleiter, eine einschüchternde Gestalt mit Koteletten und mächtigem, gewölbtem Brustkorb. Am Tag zuvor hatte man ihn mir gezeigt. »Sie sind der neue Junge, nicht wahr?«

»Ja, Sir.«

»Happy da?«

Ich blinzelte verwirrt mit den Augen und dachte, was stellen einem die Engländer immer für komische Fragen. »Hm, es ist eher sehr ruhig.«

»Nein, John Happy, der diensthabende

Pfleger – ist er da?«

»Oh. Nein, er ist weggegangen.«

»Hat er gesagt, wann er zurückkommt?«

»Nein, Sir.«

»Alles unter Kontrolle?«

»Hm, eigentlich –«, ich räusperte mich. »Also, ich glaube, die Patienten haben sich entfernt, Sir.«

»Was?«

»Entlaufen, Sir. Ich bin nur mal eben auf der Toilette gewesen, und als ich wiederkam –«

»Sie sollen ja auch aus der Station raus, mein Sohn. Sie sind bestimmt beim Gartendienst oder bei der Beschäftigungstherapie. Sie verlassen die Station jeden Morgen.«

»Oh, gelobt sei Jesus Christ.«

»Wie bitte?«

»Dem Himmel sei Dank, Sir.«

»Ja, richtig.« Er legte auf.

Den Rest des Morgens lief ich allein auf der Station herum, schnüffelte in Schubladen, Schränken und unter Betten, erkundete Vorratskammern, versuchte, mit losen Teeblättern und einem Sieb Tee zu machen, und veranstaltete, als meine Verfassung entsprechend war, auf dem wohlpolierten Flur vor den Patientenzimmern eine

Privatrutschweltmeisterschaft, die ich auch selbst (im Flüsterton) kommentierte. Als es halb zwei wurde und mir immer noch niemand gesagt hatte, ich solle Mittagspause machen, entließ ich mich und ging in die Kantine, wo ich mich mit einem Teller Bohnen, Fritten und einem mysteriösen Gegenstand, der mir später als gebratenes Frühstücksfleisch identifiziert wurde, allein an einen Tisch setzte und beobachtete, daß Mr. Smithson und ein paar Kollegen in eine überaus heitere Diskussion verwickelt waren und aus irgendeinem Grunde fröhliche Blicke in meine Richtung warfen.

Zurück auf der Station entdeckte ich, daß einige Patienten während meiner Abwesenheit wiedergekommen waren. Die meisten lagen im Tagesraum zusammengesunken in Sesseln und schliefen sich nach den Mühen des Morgens, den sie damit verbracht hatten, sich an einen Rechen zu lehnen oder Dübel abzuzählen und in Kisten zu legen, erst einmal richtig aus. Nur ein properer, redseliger Bursche im Tweedanzug schaute sich ein Match im Fernsehen an. Er bat mich, mich zu ihm zu setzen, und als er entdeckte, daß ich Amerikaner war, erklärte er mir begeistert diesen höchst verwirrenden

Sport, Cricket. Ich hielt ihn für ein Mitglied des Personals, womöglich war er der Nachmittagsersatz für den mysteriösen Mr. Happy, womöglich ein Psychiater auf Besuch. Doch da drehte er sich plötzlich mitten in der detaillierten Beschreibung der Feinheiten des Spin Bowling zu mir um und vertraute mir locker übern Hocker an: »Ich hab Atomeier.«

»Wie bitte?« entfuhr es mir, in Gedanken noch beim Cricketspiel.

»Porton Down 1947. Experimente der Regierung. Alles streng geheim. Sie dürfen es niemandem erzählen.«

»Ah … nein, natürlich nicht.«

»Die Russen suchen mich.«

»Oh … äh?«

»Deshalb bin ich hier. Inkognito.« Er tippte sich bedeutungsvoll an die Nase und warf einen prüfenden Blick auf die dösenden Gestalten um uns herum. »Nicht übel hier, wirklich. Alles Verrückte natürlich. Es wimmelt von Irren, arme Dinger. Aber mittwochs gibt es immer leckeren Marmeladenstrudel. Ah, jetzt ist Geoff Boycott dran. Toller Spieler. Warten Sie's nur ab, mit Bensons Wurf hat der keine Probleme.«

So waren die meisten Patienten auf der

Station – nach außen hin völlig klar, aber ansonsten total durchgeknallt. Ein Land mit den Augen von Irren kennenzulernen, ist, wenn ich das mal sagen darf, sehr interessant und besonders nützlich als Einführung in das Leben in Großbritannien.

Und so vergingen die ersten Tage. Abends ging ich ins Pub, und tagsüber beaufsichtigte ich eine meist leere Station. Jeden Nachmittag gegen vier erschien eine Spanierin in rosa Overall mit klapperndem Teewagen, und die Patienten erwachten zum Leben, um sich eine Tasse Tee und ein Stück gelben Kuchen zu holen, und alle Jubeljahre schaute Mr. Happy vorbei, um Medizin auszuteilen oder neue Kekse zu ordern, ansonsten ging alles seinen geordneten Gang. Ich entwickelte ein passables Verständnis für Cricket, und mein Rutschen machte Fortschritte.

Das Krankenhaus, verstand ich mit der Zeit, war ein abgeschlossenes kleines Universum, buchstäblich autark. Es hatte eigene Schreiner, Elektriker, Klempner und Anstreicher, seinen eigenen Bus samt Fahrer, Badmintonplatz, Schwimmbad, Bonbonladen und Kapelle, Cricketplatz und Klub, Küchen, Nähstube und Wäscherei, einen Fuß-

pfleger und einen Friseur. Einmal in der Woche zeigten sie einen Film in einer Art Ballsaal, und sie hatten sogar ihre eigene Leichenhalle. Die Patienten besorgten die Gartenarbeit, bei der man keine scharfen Werkzeuge brauchte, und hielten den Park makellos gepflegt. Es hatte etwas von einem Country-Club für Verrückte. Ich fühlte mich pudelwohl.

Eines Tages, während eines von Mr. Happys periodischen Besuchen – ich habe nie herausgefunden, was er während seiner Abwesenheit tat –, wurde ich zu einer Nachbarstation namens »Florence Nightingale« geschickt, um eine Flasche Thorazine zu borgen, mit dem wir die Patienten ruhigstellten. Flo, wie das Personal sie nannte, war eine seltsame, düstere Station. Die Menschen hier waren viel schwerer gestört, sie wanderten herum oder schaukelten unentwegt in Stühlen mit hohen Rückenlehnen. Während die Schwester mit rasselnden Schlüsseln losging, um das Thorazine zu holen, starrte ich die vor sich hinsabbelnden Massen an und dankte Gott, daß ich harte Drogen aufgegeben hatte. Am anderen Ende des Raums arbeitete eine hübsche, junge Schwester, die so viel reine Güte

ausstrahlte und sich um diese hilflosen Wracks mit solch unerschöpflicher Energie und solchem Mitgefühl kümmerte, daß ich dachte: So einen Menschen, genau so einen brauche ich.

Sechzehn Monate später heirateten wir in der Kirche, an der ich nun auf dem Weg zur Christchurch Road vorbeiging. Die großen Häuser in der Christchurch Road hatten sich nicht verändert, außer, daß sie nun alle solche Alarmanlagen mit Scheinwerfern besaßen, die immer völlig unvermittelt spät in der Nacht aufleuchten.

Virginia Water ist ein interessanter Ort. Er wurde hauptsächlich in den Zwanzigern und Dreißigern gebaut und hat zwei schmale Geschäftsstraßen, die von einem dichten Netz Privatstraßen umgeben sind, die sich durch und um den berühmten Wentworth Golf Course winden. Zwischen den Bäumen stehen riesige, oft von VIPs bewohnte Villen, in einem Stil, den man Englische Regionalprotzarchitektur nennen könnte. Sie haben reichverzierte Dächer voller Giebel und überkandidelter Schornsteinköpfe, breite, unterschiedlich gestaltete Veranden, Fenster in seltsamen Größen, wenigstens einen kleinen ausladenden Kaminvorbau und

massenhaft Kletterrosen über adretten kleinen Vorbauten. Als ich es zum erstenmal sah, glaubte ich durch die Seiten eines *House and Garden-Hefts* aus dem Jahre 1937 zu wandeln.

Was Virginia Water damals aber seinen besonderen Charme verlieh, und das meine ich ganz ernst, waren die herumwandernden Irren. Viele Patienten lebten seit Jahren, oft Jahrzehnten, in der Heilstätte, und man konnte die meisten durchaus ins Dorf lassen. Einerlei, wie wirr sie im Kopf waren oder wie stockend ihr Gang, egal, wie sehr sie murmelten und grummelten, sich plötzlich ganz unterwürfig gerierten oder auf hundertfache Weise demonstrierten, daß sie nur gemütlich zum Lunch aus waren, sie fanden stets den Weg nach Hause. Jeden Tag konnte man damit rechnen, hier oder dort auf ein lustiges Grüpplein Irrer zu stoßen, die Zigaretten oder Süßigkeiten kauften, eine Tasse Tee tranken oder leise ins Nichts hinein schimpften. So entstand eine der außergewöhnlichsten Gemeinden in England, Reich und Irr lebte friedlich miteinander. Sowohl die Bewohner als auch die Ladenbesitzer waren einfach großartig und verhielten sich nicht so, als sei hier was

komisch, nur weil ein Mann mit wirrer Mähne und Schlafanzugjacke in der Ecke einer Bäckerei stand und einem Fleck an der Wand einen Vortrag hielt oder mit rollenden Augen und allen Anzeichen eines Lächelns an einem Ecktisch im Tudor

Rose saß und Zuckerstücke in seine Minestrone warf. Es war, und immer noch meine ich es ernst, ein Anblick, bei dem einem das Herz aufging.

Unter den etwa fünfhundert Patienten war ein bemerkenswertes, irres Genie namens Harry. Harry hatte den Verstand eines kleinen, monomanischen Kindes, aber man konnte ihm jedes beliebige Datum aus Gegenwart oder Zukunft nennen, und er sagte einem sofort, was für ein Wochentag es war. Wir testeten ihn oft mit einem ewigen Kalender, und er irrte sich nie. Man konnte ihn nach dem Datum des dritten Samstags im Dezember 1935 fragen oder des zweiten Mittwochs im Juli 2017, und er sagte es einem schneller als irgendein Computer. Noch außergewöhnlicher, wenn auch damals nur lästig, war seine Macke, sich mehrmals am Tage an das Personal zu wenden und mit seltsam weinerlicher Stimme zu fragen, ob das Krankenhaus 1980 ge-

schlossen werde. Laut seiner umfangreichen ärztlichen Unterlagen war er von dieser Frage besessen, seit er 1950 als junger Mann eingewiesen worden war. Dabei war Holloway ein großes, wichtiges Sanatorium, und es gab nie Pläne, es zu schließen. Bis zu einer Sturmnacht Anfang 1980, als Harry ganz untypisch erregt ins Bett gebracht wurde – er hatte seine Frage nun schon seit Wochen mit immer stärkerer Eindringlichkeit gestellt –, ein Blitz in einen der hinteren Giebel einschlug, ein verheerendes Feuer verursachte, das sich über den Speicher und etliche Stationen ausbreitete, und das gesamte Gebäude von heute auf morgen unbewohnbar wurde.

Die Geschichte wäre noch besser, wenn der arme Harry, an sein Bett gefesselt, in der Feuersbrunst umgekommen wäre. Leider (nur weil die Geschichte so nicht halb so dramatisch ist) wurden alle Patienten sicher in die stürmische Nacht evakuiert, aber ich stelle mir immer gern vor, daß Harry mit verzücktem Lächeln auf den Lippen und Decke um die Schultern auf dem Rasen stand, das Gesicht von den tanzenden Flammen erleuchtet, und die Feuersbrunst beobachtete, die er dreißig Jahre

lang so geduldig erwartet hatte.

Die Insassen wurden in den besonderen Trakt eines allgemeinen Krankenhauses nicht weit von Holloway, in Chertsey, gebracht, wo sie wegen ihrer unseligen Neigung, in den Stationen Chaos zu stiften und die geistig Gesunden zu ängstigen, schnell ihrer Freiheit beraubt wurden. Das Sanatorium moderte von da an still vor sich hin, die Fenster wurden mit Brettern verschlagen oder zerbrochen, und der noble Eingang von der Stroude Road wurde mit einem massiven Metalltor mit messerscharfem Stacheldraht obendrauf versperrt. Als ich Anfang der achtziger Jahre in London arbeitete, habe ich fünf Jahre in Virginia Water gewohnt und ab und zu angehalten, um einen Blick über die Mauer auf die verwahrlosten Parkanlagen und die trostlosen Ruinen zu werfen. Etliche Baufirmen wollten dort einen Büropark, ein Konferenzzentrum beziehungsweise eine Siedlung für Führungskräfte errichten. Sie stellten ein paar Container und Schilder hin, die einen strengstens vor den Hunden warnten, die diese Baustelle bewachten, aber nichts geschah. Länger als ein Jahrzehnt stand dieses feine alte Sanatorium,

vermutlich eines der zwölf schönsten, noch existierenden viktorianischen Gebäude, einfach nur einsam und verlassen da und zerfiel. Ich erwartete also nun, daß sich nichts Wesentliches geändert hatte, und probte schon eine servile Bitte an den Wächter, damit er mich die Einfahrt hinauflaufen ließ und ich es schnell einmal anschauen konnte. Von der Straße aus konnte man nämlich von dem Gebäude selbst nicht viel sehen.

Stellen Sie sich meine Überraschung vor, als ich eine sanfte Böschung erklomm und ein in die Umfassungsmauer geschlagenes neues Eingangstor erblickte sowie ein großes Schild, das mich in Virginia Park willkommen hieß, und – ein völlig neuer Anblick – zu beiden Seiten des Sanatoriumgebäudes eine stattliche Anzahl schicker neuer Luxusheime.

Mit aufgerissenem Mund stolperte ich eine frischasphaltierte Straße entlang, an der die Häuser so neu waren, daß an den Fenstern noch die Aufkleber pappten und die Vorgärten Schlammseen waren. Eins der Häuser hatte man als Musterhaus hergerichtet, und da Sonntag war, schauten es sich viele Leute an. Im Inneren fand ich eine Hochglanz-

broschüre mit Architektenzeichnungen von glücklichen, schlanken, durch hübsche Heime schlendernden Menschen. Andere lauschten in dem Zimmer, in dem ich früher in Gesellschaft zuckender Irrer Filme angeschaut hatte, einem Kammerorchester oder schwammen in einem Schwimmbad, das in den Boden der großen gotischen Halle eingelassen war, in der ich einmal Badminton gespielt und stammelnd eine junge Krankenschwester von der Station »Florence Nightingale« um ein Rendezvous gebeten hatte. Laut des ziemlich aufwendigen Begleittextes konnten die Bewohner von Virginia Park zwischen mehreren Dutzend freistehender Häuser für den gehobenen Bedarf wählen, etlichen Reihenhäusern und Etagenwohnungen oder einem von dreiundzwanzig nobler Apartments, in die man das restaurierte Sanatorium umgemodelt hatte, das nun mysteriöserweise Crosland House hieß. Der Plan der Anlage war übersät mit komischen Namen – Connolly Mews, Chapel Square, The Piazza –, die wenig mit deren früherer Existenz zu tun hatten. Viel angemessener wäre doch, dachte ich, wenn sie Namen wie Lobotomy Square oder Electroconvulsive Court genommen hätten. Die

Preise begannen bei 350000 Pfund.

Ich ging wieder hinaus, um zu sehen, was ich für 350000 Pfund bekommen konnte. Ein eher kleines, aber schmuckes Heim auf einem bescheidenen Stückchen Erde mit einem interessanten Blick auf ein Irrenhaus aus dem neunzehnten Jahrhundert! Ich kann nicht behaupten, daß ich davon mein Leben lang geträumt habe. Die Häuser waren aus rotem Backstein, hatten altmodische Schornsteine, Hexenhausverzierungen und andere auf viktorianische Zeiten anspielende Elemente. Ein Modell, das eher profan als Haus Typ D bezeichnet wurde, krönte sogar ein Zierturm. Ja, sie sahen alle so aus, als seien sie Ableger des Sanatoriums. Das Wichtigste aber war, daß dieser tolle alte Klotz mit seinen glücklichen Erinnerungen für mich und Generationen faszinierender Irrer gerettet worden war. Ich zog den Hut vor den Bauherren und verabschiedete mich.

Eigentlich wollte ich nun zu meinem alten Heim schlendern, aber es war eine Meile entfernt, und mir taten die Füße weh. Statt dessen lief ich durch die Stroude Road, wo der alte Sanatoriumsklub nun von einem Gebäude beträchtlichter Häßlichkeit ersetzt

worden war und sich die ehemaligen Wohnheime des Pflege-, Küchen- und Reinigungspersonals befanden. Ich wettete mit mir selbst um 100 Pfund, daß sie alle verschwunden und von Villen mit Doppelgaragen verdrängt sein würden, wenn ich das nächste Mal hier vorbeikam.

Ich ging die zwei Meilen nach Egham zu dem Haus einer reizenden Dame namens Mrs. Billen, die neben vielen anderen selbstlos-freundlichen Eigenschaften auch die besitzt, meine Schwiegermutter zu sein. Während sie mit dieser bezaubernden Aufgeregtheit in die Küche enteilte, mit der alle englischen Damen eines gewissen Alters Überraschungsgäste empfangen, wärmte ich mir die Zehen am Feuer und bedachte (denn in jenen Tagen befand ich mich in diesem Gemütszustand), daß dies das erste englische Haus war, das ich je betreten hatte, ohne zahlender Gast zu sein. Vor vielen Jahren hatte mich meine Frau an einem Sonntag nachmittag hier als ihren jungen Galan vorgestellt, und in diesem gemütlichen, mollig warmen, engen Wohnzimmer hatten wir, sie und ich und ihre Familie, zusammengehockt und ferngesehen. Meine eigene Familie hatte ich seit ungefähr 1958

nicht mehr bei einem, wenn man so will, geselligen Beisammensein getroffen, außer während ein paar krampfiger Stunden zu Weihnachten. Hier im Schoß einer Familie zu sitzen hatte den Reiz des Neuen.

Meine Schwiegermutter – Mum – servierte mir ein Essen, bei dessen Anblick ich mich einen Moment lang fragte, ob sie mich mit einer Gruppe Holzfäller verwechselte. Während ich mir gierig eine köstliche, dampfende Mahlzeit schmecken und mich dann mit Kaffee und vollem Magen zufrieden zurückplumpsen ließ, plauderten wir über dies und das – die Kinder, unseren bevorstehenden Umzug in die Vereinigten Staaten, meine Arbeit, wie es ihr nun als Witwe ging. Am späten Abend – das heißt, spät für ältere Herrschaften wie uns – geriet sie wieder in diese geschäftige Stimmung. Sie machte im ganzen Haus eine Menge fleißig klingender Geräusche und verkündete dann, das Gästezimmer sei fertig. Als ich nach einer Katzenwäsche dankbar in mein ordentlich aufgeschlagenes Bett mit Wärmflasche kletterte, fragte ich mich noch, warum die Betten bei Großeltern und Schwiegereltern immer so herrlich bequem sind, und war im nächsten Moment eingeschlafen.

Sechstes Kapitel

Und nun auf nach Bournemouth! In strömendem Regen kam ich abends um halb sechs dort an. Aber es war schon finstere Nacht, und die Autos fuhren zischend durch die Straßen. Im Scheinwerferlicht glänzten die Tropfen wie Geschosse. Ich hatte zwei Jahre in Bournemouth gelebt und bildete mir ein, es einigermaßen gut zu kennen, doch die Bahnhofsgegend war fast komplett umgebaut worden, und in den neuen Straßen und Bürogebäuden und dem verwirrenden Labyrinth der Fußgängerunterführungen, aus denen man wie eine Taschenratte alle paar Minuten auftauchen mußte, um zu sehen, wo man war, fand ich mich nicht so ohne weiteres zurecht.

Als ich endlich East Cliff erreichte, ein Viertel mit mittelgroßen, hoch oben über einer schwarzen See thronenden Hotels, war ich klitschnaß und meckerte vor mich hin. Eins muß man Bournemouth lassen: Man wird geradezu verwöhnt mit der Auswahl an Hotels. Unter den vielen strahlenden Palästen des Komforts, die ganze Straßenzüge säumten, erkor ich ein Etablissement in ei-

ner Seitenstraße einzig und allein, weil mir das Schild so gut gefiel: Durch den peitschenden Regen leuchteten einladend hübsche, große pinkfarbene Neonlettern. Ich trat ein, das Wasser tropfte nur so von mir hinunter, und sah mit einem Blick, daß ich eine gute Wahl getroffen hatte – sauber, hübsch altmodisch, und die Preistafel an der Wand bot Bed & Breakfast zu dem attraktiven Preis von 26 Pfund an, und es war so schön stickig warm, daß mir die Brillengläser beschlugen und ich Niesanfälle bekam. Ich goß etliche Liter Naß aus meinen Ärmeln und bat um ein Einzelzimmer für zwei Nächte.

»Regnet es draußen?« fragte das Mädchen an der Rezeption munter, als ich meine Anmeldekarte ausfüllte.

»Nein, mein Schiff ist gesunken, und ich mußte die letzten sieben Meilen schwimmen.«

»O ja?« fuhr sie in einer Art fort, bei der mich der Verdacht beschlich, daß sie meinen Worten keine rechte Aufmerksamkeit schenkte. »Und essen Sie heute bei uns zu Abend, Mr. –« Ein Blick auf meine wasserverschmierte Karte. »Mr. Brylcreem?« Ich bedachte die Alternative – ein langer Fuß-

marsch durch knüppeldicken Regen – und verspürte Lust, zu Hause zu bleiben. Außerdem bestand angesichts des bohnengroßen Hirns der Dame und meines verschmierten Gekritzels die Chance, daß sie die Mahlzeit einem anderen Zimmer berechnen würde. Ich sagte, ich bliebe zum Essen hier, nahm einen Schlüssel entgegen und begab mich tröpfelnd auf die Suche nach meinem Zimmer.

Unter den zahllosen Dingen, die sich in Großbritannien seit 1973 sehr entwickelt haben – und man muß nur innehalten und einen Moment darüber nachdenken, dann merkt man, wie lang die Liste ist –, hat weniges so viele Fortschritte gemacht wie das englische Gasthaus. Heutzutage bekommt man einen Farbfernseher, ein Tablett mit Sachen zum Kaffeemachen samt einem Winzpäckchen mehr oder weniger genießbarer Kekse, ein eigenes Bad mit flauschigen Handtüchern, ein Körbchen mit Wattekugeln in allen Regenbogenfarben und ein Sortiment an Tütchen oder kleinen Plastikfläschchen mit Shampoo, Badeschaum und Feuchtigkeitslotionen. Mein Zimmer hatte sogar eine vernünftige Nachttischlampe und zwei weiche Kissen. Was mich höchst

erfreute. Ich ließ die Wanne schön vollaufen, leerte alle Badegele und Feuchtigkeitscremes hinein (keine Bange, ich habe mich gründlich informiert und kann Ihnen versichern, daß es sich immer um ein und dieselbe Substanz handelt), und während ein Tuff zarter Blasen langsam einen Meter über den Badewannenrand stieg, kehrte ich in mein Zimmer zurück und begann gleich mit dem narzistischen Ritual des mutterseelenallein Reisenden.

Packte meinen Rucksack mit ausgesuchter Sorgfalt aus, drapierte die nassen Klamotten über den Heizkörper, legte die sauberen so etepetete auf dem Bett aus, als ginge ich gleich zu meinem ersten Highschool-Ball, arrangierte Reisewecker und -lektüre mit äußerster Präzision auf dem Nachttisch, dimmte das Licht so, daß es recht behaglich wurde, und verzog mich dann bester Stimmung mit einem guten Buch in die Wanne, wo ich mich in einer Schaummasse, die man höchstens in Joan-Collins-Filmen sieht, ausgiebig suhlte.

Frisch aufgetakelt und betörend nach Rosenessenzen duftend, präsentierte ich mich in dem geräumigen leeren Speisesaal und wurde zu einem Tisch geleitet, wo ich dem

Arrangement des Beiwerks – Weinglas mit einer roten, zu einer Blüte gefalteten Papierserviette, Edelstahlsalz- und -pfefferstreuer auf Edelstahlschiffchen, Schüsselchen mit Butterzahnrädchen, schlanke Vasen mit künstlichen Lilien – umgehend entnahm, daß das Essen mittelmäßig, aber mit einer gewissen, wohlgeübten Eleganz serviert werden würde. Ich schlug die Hände vor die Augen, zählte bis vier und streckte die rechte Hand aus, weil ich wußte, daß sie auf einem Korb mit Brötchen niedergehen würde, das mir ein wartender Ober darbot – ein meisterhaftes Timing, das ihn, wenn ich das so sagen darf, zutiefst beeindruckte und nicht im Zweifel ließ, daß er es mit einem Reisenden zu tun hatte, der sich bei cremigen grünen Suppen und runden Scheiben zähen, ungegerbten Leders auskannte, die unter dem Namen *Medaillons vom Schwein* firmierten.

Drei weitere Gäste erschienen – ein kugelrundes Elternpaar und ein noch voluminöserer Sohn im Teenageralter –, und der Ober plazierte sie bedachtsam so, daß ich sie beobachten konnte, ohne mir den Hals verrenken oder den Stuhl verrücken zu müssen. Leuten beim Essen zuzusehen ist

immer interessant, aber nichts geht über den Anblick eines Tischs mit fetten Menschen, die ihr Futter reinhauen. Komisch, selbst die raubgierigsten und gefräßigsten Dickwänste – und das Trio vor mir hätte eindeutig jede Gefräßigkeitsmeisterschaft gewonnen – sehen nie so aus, als ob es ihnen mundet. Es wirkt eher, als erfüllten sie eine uralte Pflicht, ihre Masse zu erhalten. Wenn sie Essen vor sich haben, beugen sie sich darüber und saugen es auf wie Staubsauger, und wenn nicht, sitzen sie mit verschränkten Armen da und starren verlegen in den Raum, ja, verhalten sich, als kennten sie die Leute, mit denen sie zusammensitzen, gar nicht. Rollt aber der Dessertwagen an, geht die Post ab. Sie stoßen verrückte Gurrlaute aus, und plötzlich hallt ihre kleine Ecke des Raumes von fröhlichen Gesprächen wider. Heute abend war es genauso. Meine Essensgenossen konsumierten die ihnen vorgesetzten Speisen mit einer solchen Geschwindigkeit, daß sie mich um einen halben Gang schlugen, und verleibten sich zu meinem hellen Entsetzen den letzten Eclair und das letzte Stück Schwarzwälder Kirschtorte vom Kuchenwagen ein. Und der Junge, das verfressene, fette Schwein,

aß sogar von beidem zwei.

Mir blieb nur noch die Wahl zwischen einem wäßrigen bißchen Trifle, einer Baiserkreation, von der ich wußte, sie würde wie ein Knallbonbon explodieren, sobald ich sie mit dem Löffel berührte, und einem von ungefähr einem Dutzend bescheidener Näpflein Karamelpudding, alle mit einem halbherzigen Klümpchen verkrusteter gelber Creme oben drauf. Betrübt entschied ich mich für einen Karamelpudding, und als das wohlbeleibte Trio mit schokoladeglänzendem Kinn an meinem Tisch vorbeiwatschelte, erwiderte ich ihr höfliches, sattes Lächeln mit einem stahlharten Blick, der ihnen bedeutete, so etwas bei mir nie wieder zu versuchen. Ich glaube, sie kapierten. Beim Frühstück am nächsten Morgen nahmen sie einen Tisch weit außerhalb meines Blickfeldes und schlugen am Saftwagen einen weiten Bogen um mich.

Bournemouth ist in vielerlei Hinsicht eine sehr schöne Stadt. Zum einen liegt sie am Meer, was sehr praktisch ist, zum anderen gibt es die gewundenen Parks, allgemein bekannt unter dem Namen Pleasure Gardens. Sie teilen das Stadtzentrum hübsch säuber-

lich in zwei Hälften und bieten den Einkaufenden eine ruhige Oase, in der sie sich auf ihrem langen Marsch vom einen Teil des Zentrums ins andere ausruhen können – wenn die Parks nicht wären, gäbe es natürlich auch nicht so einen langen Fußmarsch. C'est la vie.

Auf den alten Stadtplänen heißen die Parks Upper Pleasure Gardens und Lower Pleasure Gardens, aber ein Ratsherr oder eine andere ums Gemeinwohl besorgte Institution erkannte die moralisch zutiefst bedenklichen Implikationen, wenn man die Worte »Lower« und »Pleasure« in solch unmittelbare Nähe zueinandersetzt, und plädierte erfolgreich dafür, daß Lower aus dem Namen entfernt wurde. Nun gibt es also bloß noch Upper Pleasure Gardens und Pleasure Gardens, und Wortperverse sind an den Strand verbannt, wo sie ihrer Lust frönen können, indem sie sich an den Buhnen statt an Busen rubbeln. So ist Bournemouth – piekfein und stolz darauf.

Im vollen Bewußtsein des sorgsam genährten Rufs dieser piekfeinen Stadt zog ich 1977 mit der Vorstellung dorthin, daß es die englische Antwort auf Bad Ems oder Baden-Baden sei – manikürte Parks, Palmenhöfe

mit Orchestern, protzige Hotels, wo Herren in weißen Handschuhen das Messing polieren und vollbusige ältere Damen im Nerz kleine Hunde Gassi führen, denen man immer unbedingt einen Tritt versetzen möchte. (Damit sie mich richtig verstehen, nicht aus Grausamkeit, sondern einfach aus dem ehrlich empfundenen Wunsch heraus, zu sehen, wie weit sie fliegen). Bedauerlicherweise muß ich mitteilen, daß ich so gut wie nichts davon antraf. Die Parks waren sehr schön, aber statt mit feudalen Casinos und schönen Kursälen warteten sie mit einem kleinen Musikpavillon auf, der an Sonntagen gelegentlich von einer Blaskapelle schwankender Qualität in Busschaffneruniformen benutzt wurde. Ferner gab es kleine hölzerne Ständer – wenn Sie das Wort im Kontext der Lower Pleasure Gardens entschuldigen wollen –, die mit Kerzen in bunten Glastöpfen geschmückt waren und, wie man mir glaubhaft versicherte, an ruhigen Sommerabenden manchmal angezündet wurden und sich dann in glühende Schmetterlinge, Feen und andere zauberhafte Erscheinungen verwandelten. Genau weiß ich das aber nicht, weil ich nie in den Genuß dieses Spektakels gekommen bin. Wegen

fehlender Mittel und der unvernünftigen Neigung Jugendlicher, sie sich zum Zwecke des Amüsements gegenseitig auf die Füße zu werfen, wurden die Apparaturen bald abgebaut.

Ich schlenderte durch die (Lower!) Pleasure Gardens und weiter zum Fremdenverkehrsbüro auf der Westover Road, um in Erfahrung zu bringen, was sonst noch Unterhaltsames geboten wurde, konnte es aber nicht herausfinden, weil man jetzt für jedes Teil bedruckter Information, das nicht an die Wand genagelt war, bezahlen mußte. Ich quittierte es mit einem herzlichen Lachen.

Auf den ersten Blick sah das Stadtzentrum weitgehend unverändert aus, aber der Fortschritt und die Stadtverwaltung waren doch überall am Werke gewesen. Die Christchurch Road, die Hauptdurchgangsstraße, war fast ganz zur Fußgängerzone umfunktioniert und mit einem Glas-Stahlrohr-Gebäude dekoriert worden, das wie ein Buswartehaus für Riesen aussah. Es gab nun einen McDonald's, einen Waterstone's und einen Dillon's sowie ein, zwei weitere Lokalitäten, für die ich persönlich indes kein Bedürfnis hatte. Ansonsten fehlten ei-

nige Dinge. Das Kaufhaus Beale's hatte seine exzellente Buchabteilung geschlossen, Dingle's sich in einer Kurzschlußhandlung seiner Lebensmittelabteilung entledigt, und Bealeson's, ein weiteres Kaufhaus, war sogar ganz und gar verschwunden. Desgleichen eine vornehme kleine Bäckerei und mit ihr leider, leider, die besten ungefüllten Doughnuts der Welt. Positiv zu vermelden war das Fehlen jedweden Abfalls – die Christchurch Road war zu meiner Zeit eine Müllkippe gewesen.

Nicht weit von der kleinen, verschwundenen Bäckerei auf dem Richmond Hill befand sich der grandiose, jugendstilige Bau des *Bournemouth Evening Echo,* in dem ich zwei Jahre lang als Redakteur in einem Zimmer gearbeitet hatte, das einem Dickens-Roman hätte entsprungen sein können – allenthalben Papierstapel, düstere Beleuchtung, zwei Reihen gebeugter Gestalten an Schreibtischen und das Ganze in unheilvolles, ermüdendes Schweigen getaucht. Man hörte nur das nervöse Kratzen von Bleistiften und ein leises, aber hallendes *tank* der großen Uhr, jedesmal, wenn der Minutenzeiger einen Strich vorrückte. Als ich nun über die Straße auf meine alten

Bürofenster blickte, schauderte mir doch ein wenig.

Nach unserer Hochzeit waren meine Frau und ich für zwei Jahre zurück in die Staaten gegangen, damit ich mein Studium beenden konnte. Mein Job beim Echo war also nicht nur mein erster richtiger Job in Großbritannien, sondern auch mein erster richtiger Erwachsenenjob, doch während der gesamten zwei Jahre, die ich dort arbeitete, fühlte ich mich wie ein Vierzehnjähriger, der den Erwachsenen mimt; sicher, weil alle meine Kollegen alt genug waren, um mein Vater zu sein. Außer einem Paar halbtoter Gestalten am anderen Ende. Die waren alt genug, um deren Väter zu sein.

Ich saß neben zwei freundlichen, gebildeten Herren namens Jack Straight und Austin Brooks, die mir zwei Jahre lang geduldig erklärten, was »rechtshängig« bedeutet und daß die englische Gesetzgebung unterscheidet, ob man »unbefugt von einem Auto Gebrauch macht« oder »ein Auto stiehlt«. Zu meiner eigenen Sicherheit wurde mir meist die Aufgabe übertragen, die Berichte über die Townswomen's Guild und das Women's Institute zu redigieren. Davon bekamen wir täglich Stöße, alle im selben schwülstigen

Stil verfaßt und desselben tödlich langweiligen Inhalts: »Mr. Arthur Smoat aus Pokesdown gab eine überaus faszinierende Demonstration in der Kunst, Schattentiere an die Wand zu werfen«, »Mrs. Evelyn Stubbs beehrte die versammelten Gäste mit einem überaus faszinierenden, amüsanten Vortrag über ihre kürzlich erfolgte Gebärmutterentfernung«, »Mrs. Throop konnte den geplanten Vortrag über Hundehaltung leider nicht halten, weil sie tragischerweise kürzlich von ihrer Dogge Prince übel zugerichtet wurde, aber Mrs. Smethwick sprang bereitwillig mit einer urkomischen Schilderung ihrer Erfahrungen als freiberufliche Beerdigungsorganistin in die Bresche«. Seite um Seite leierten sie Danksagungen herunter, Spendenaufrufe, langatmige Berichte über erfolgreiche Basare und Kaffeefrühstücke mit detaillierten Aufzählungen, wer welche Erfrischung beigesteuert und wie lecker alles geschmeckt hatte. Nie sind mir die Tage länger geworden.

Ich erinnere mich, daß man die Fenster nur mit langen Stangen öffnen konnte. Ungefähr zehn Minuten, nachdem wir morgens angekommen waren, begann ein Redakteur, der so alt war, daß er kaum noch

einen Bleistift halten konnte, mit dem Stuhl zu scharren, weil er versuchte, sich von seinem Tisch wegzubewegen. Er brauchte ungefähr eine Stunde, um sich von seiner Sitzgelegenheit zu erheben, und noch eine, um die wenigen Meter zum Fenster zu schlurfen und es mit der Stange aufzustoßen, und dann noch eine Stunde, die Stange an die Wand zu lehnen und zu seinem Schreibtisch zurückzuschlurfen. In dem Augenblick, in dem er wieder saß, sprang der ihm gegenübersitzende Mann auf, schritt hinüber, schloß das Fenster mit der Stange und ging mit herausfordernder Miene wieder zu seinem Platz, woraufhin der alte Knabe stoisch schweigend die Stuhlschrappprozedur von neuem begann. Während der zwei Jahre ging das jeden Tag so, bei Wind und Wetter.

Ich habe nie gesehen, daß einer von ihnen auch nur ein Fitzelchen Arbeit getan hat. Der alte Bursche nicht, weil er praktisch den ganzen Tag damit verbrachte, zum Fenster hin- oder wieder zurückzuschleichen. Der andere Typ nicht, weil er meistens mit einer nicht angezündeten Pfeife dasaß und mich mit regelrecht anzüglichem Grinsen anstarrte. Wenn sich unsere Blicke kreuz-

ten, stellte er mir jedesmal eine rätselhafte Frage über Amerika.

»Sagen Sie mal«, erkundigte er sich zum Beispiel, »stimmt es, daß Mickey Rooney die Ehe mit Ava Gardner nie vollzogen hat? Das habe ich gelesen.« Oder: »Ich habe schon oft überlegt, und vielleicht können Sie mir ja sagen, warum sich der Nua-nua-Vogel auf Hawaii nur von Mollusken mit rosafarbener Schale ernährt, obwohl die mit weißer Schale zahlreicher und genauso nahrhaft sind.

Das habe ich jedenfalls gelesen.«

Dann schaute ich ihn an, mein Hirn vernebelt von Berichten über die Townswomen's Guild und das Women's Institute, und sagte: »Was?«

»Ich gehe doch richtig in der Annahme, daß Ihnen der Nuanua-Vogel bekannt ist?«

»Äh, nein.«

Er zog eine Augenbraue hoch. »Wirklich nicht? Sehr merkwürdig.« Und dann saugte er an seiner Pfeife.

Es war schon ein seltsamer Laden. Der Chefredakteur war ein Eremit, der sich die Mahlzeiten von seiner Sekretärin in seine Klause bringen ließ und sich selten herauswagte. Während der ganzen Zeit, in der ich

dort war, habe ich ihn nur zweimal gesehen. Einmal bei meinem Einstellungsgespräch, das drei Minuten dauerte und ihm beträchtliches Unbehagen zu bereiten schien, und das andere Mal öffnete er die Verbindungstür zwischen seinem und unserem Zimmer, ein so ungewöhnliches Ereignis, daß wir alle aufschauten. Sogar der alte Knabe schlurfte nicht weiter zum Fenster. Der Chefredakteur starrte uns baß erstaunt an, offensichtlich sprachlos, daß er vor seiner Bürotür ein Zimmer voller Redakteure vorfand, machte Anstalten zu reden, zog sich dann aber ohne ein Wort zurück und schloß die Tür. Da habe ich ihn zum letztenmal gesehen. Sechs Wochen später nahm ich einen Job in London an.

Noch etwas hatte sich in Bournemouth geändert. Die kleinen Cafés mit den zischenden Espressomaschinen und klebrigen Tischen waren verschwunden. Alle drei, vier Häuser war eins gewesen. Ich weiß nicht, wo die Urlauber heutzutage Kaffee trinken – ach, doch: an der Costa del Sol –, aber ich mußte fast bis zum Triangle gehen, wo die Endstation der Stadtbusse war und die Fahrer sich ausruhten, bis ich mich endlich

an einer bescheidenen, erfrischenden Tasse laben konnte.

Dann hatte ich Lust auf einen kleinen Ausflug und nahm einen Bus nach Christchurch. Zurück wollte ich zu Fuß. Ich erwischte einen Platz vorn auf dem Oberdeck eines gelben Doppeldeckers. Oben zu fahren versetzt mich immer in Hochstimmung. Man kann in die Fenster der höheren Stockwerke schauen und den Leuten auf die Köpfe. Nicht zu vergessen die erregende Bibberei, wenn man, immer knapp an der Katastrophe vorbei, um eine Ecke oder durch einen Kreisverkehr schwankt. Man betrachtet die Welt aus einer völlig neuen Perspektive. Städte wirken im allgemeinen schöner – und Bournemouth ganz besonders. Plötzlich merkt man, daß man in einem viktorianischen Kleinod ist. Vor 1850 existierte Bournemouth nicht einmal – es bestand nur aus ein paar Bauernhöfen zwischen Christchurch und Poole –, doch dann boomte es wie verrückt, Piers und Promenaden und meilenweit schmucke Backsteinbürogebäude wurden errichtet sowie stattliche Villen mit kunstvollen Ecktürmen und anderen virtuosen Verzierungen, die nun eigentlich nur noch Busreisende und Fen-

sterputzer zu Gesicht bekommen.

Eine Schande, daß kaum noch etwas von dieser viktorianischen Pracht Bodennähe erreicht. Wenn man andererseits alle großen Schaufenster herausnehmen und die Erdgeschosse der Gebäude so herrichten würde, daß sie aussehen, als gehörten sie zu den Stockwerken darüber, könnte man nicht mehr mitten in jedes Sketchley's und Boots hineinschauen, und das wäre doch ein trauriger Verlust. Stellen Sie sich nur vor, sie fahren an Sketchley's vorbei und könnten nicht die ganzen Stangen mit den Kleidern in Plastikhüllen und das Sortiment ramponierter

Teppichreinigungsmaschinen und eine Dame an der Theke sehen, die in aller Muße mit einer Büroklammer in ihren Zähnen stochert. Wie langweilig wäre dann das Leben. Also, wirklich, gar nicht auszudenken.

Ich fuhr mit dem Bus bis zur Endstation und gelangte durch ein Gewirr von Fußgängerüberwegen zu der Straße zum Highcliffe. Ungefähr siebenhundert Meter weiter stand in einer kleinen Seitenstraße Highcliffe Castle, einstmals das Heim Gordon Selfridges, des Kaufhausmagnaten, und nun eine Ruine.

Selfridge war ein interessanter Bursche, der uns allen eine heilsame moralische Lektion erteilen kann. Er war Amerikaner und widmete seine produktiven Jahre dem Aufbau von Selfridges, Europas feinstem Kaufhaus. Ganz nebenbei verwandelte er die Oxford Street in Londons Hauptgeschäftsstraße. Er führte ein strenges, rechtschaffenes Leben, ging früh zu Bett und schuftete unermüdlich. Er trank auch viel Milch und betrog seine Frau nie. Als sie aber 1918 starb, stieg ihm die plötzliche Befreiung vom Ehejoch zu Kopf. Er bandelte mit zwei flotten ungarisch-amerikanischen Bienen an, in Music-Hall-Kreisen als die Dolly Sisters bekannt, und begann ein Lotterleben. Mit einer Dolly an jedem Arm machte er Europas Casinos unsicher. Spielte und verlor im großen Stil. Er ging jeden Abend fein essen, investierte idiotische Summen in Rennpferde und Automobile, kaufte Highcliffe Castle und wollte eine 250-Zimmer-Residenz am Hengistbury Head in der Nähe errichten. In zehn Jahren brachte er acht Millionen Dollar durch, verlor seine Firma, sein Schloß und sein Londoner Heim, seine Rennpferde und seinen Rolls-Royce und lebte schließlich allein in

einer kleinen Wohnung in Putney und fuhr mit dem Bus. Bettelarm und buchstäblich vergessen, starb er am 8. Mai 1947. Aber er hatte natürlich das gar nicht hoch genug einzuschätzende Vergnügen gehabt, Zwillingsschwestern zu bumsen, und das ist die Hauptsache.

Heute ist das imposante gotische Gemäuer von Highcliffe Castle von Bungalows umzingelt, was abartig aussieht. Hinter dem Haus erstreckt sich das Anwesen über einen öffentlichen Parkplatz bis zum Meer hinunter. Ich hätte gern erfahren, wieso das Haus nun so furchtbar verwahrlost war, doch auf der düsteren Anhöhe war niemand zu sehen, und auf dem Parkplatz standen auch keine Autos. Über ein paar wacklige Holztreppen ging ich hinunter zum Strand. In der Nacht hatte es aufgehört zu regnen, aber es sah so aus, als wolle es gleich wieder anfangen. Es wehte schon eine steife Brise, die mein Haar und meine Klamotten flattern ließ und die See schaumig rührte. Außer den sich brechenden Wellen war nichts zu hören. Ich stemmte mich gegen den Wind und stapfte am Strand entlang, als wollte ich ein Auto auf dem Buckel hügelaufwärts tragen. Dann kam ich an einem

großen Halbkreis aus Strandhütten vorbei, immer ein und dasselbe Modell, aber in verschieden bunten Farbtönen gestrichen. Die meisten waren für den Winter geschlossen, aber auf ungefähr drei Vierteln des Weges stand eins offen; es sah wie ein Zauberkasten aus. Auf einer kleinen Veranda saßen ein Mann und eine Frau in Gartenstühlen, wie für die Antarktis eingemummelt, mit Decken auf dem Schoß und von Windstößen durchgerüttelt, die sie in einem fort umzukippen drohten. Der Mann versuchte eine Zeitung zu lesen, aber der Wind wickelte sie ihm immer ums Gesicht.

Sie sahen beide sehr glücklich aus – oder wenn vielleicht nicht glücklich, so doch höchst zufrieden. Als tränken sie Gin-Fizz unter Palmen auf den Seychellen, statt halb erfroren in einem steifen englischen Sturm zu sitzen. Sie waren zufrieden, weil sie ein kleines Stück wertvollen Strandes besaßen, für das es sicher eine lange Warteliste gab, und – das wahre Geheimnis ihres Glücks – sie konnten sich, wann immer sie wollten, in die Hütte zurückziehen, dort ein kleines bißchen weniger frieren, sich eine Tasse Tee brühen und – Gipfel der Verwegenheit! – einen Schokoladenvollkornkeks knab-

bern. Danach winkte ihnen noch eine glückliche halbe Stunde, wenn sie nämlich ihre Siebensachen wegpacken und die Luken dichtmachen mußten. Und mehr brauchten sie nicht in diesem Leben, um in einen Zustand fast vollkommener Verzückung zu geraten.

Die Briten sind ja unter anderem deshalb so bezaubernd, weil sie keine Ahnung von ihren eigenen Tugenden haben, und das gilt besonders für ihr Glücksempfinden. Sie lachen bestimmt, wenn ich das sage, aber die Briten sind das glücklichste Volk der Erde. Ehrlich. Beobachten sie einfach mal, wie sich zwei Briten unterhalten, und passen Sie auf, wie lange es dauert, bis sie lächeln oder über einen Scherz oder eine nette Bemerkung lachen. Es dauert nicht länger als ein paar Sekunden. Einmal saß ich zwischen Dünkirchen und Brüssel mit zwei französisch sprechenden Geschäftsleuten in einem Eisenbahnabteil. Sie waren offensichtlich alte Freunde oder Kollegen. Während der gesamten Fahrt redeten sie freundlich miteinander, aber nicht einmal brachte auch nur einer von ihnen die Andeutung eines Lächelns zustande. Das könnte man sich auch bei Deutschen oder

Schweizern oder Spaniern, sogar bei Italienern vorstellen, aber bei Briten – nie!

Und es ist ja so leicht, Briten eine Freude zu bereiten. Sie sind im Grunde zurückhaltend und bescheiden, und ich vermute, daß sie ihre Spezialitäten – Rosinenbrötchen, Scones, Früchtebrot, Butterkekse, Fruit Shrewsburys – deshalb auch so behutsam würzen. Sie sind die einzigen Menschen auf Erden, die Marmelade und Rosinen für aufregende Zutaten zu einem Pudding oder Kuchen halten. Führen Sie sie wirklich in Versuchung – mit einem Stück Torte oder der Auswahl unter mehreren Pralinen in einer Schachtel –, und sie werden beinahe immer zögern und anfangen sich Sorgen zu machen, daß es unverdient oder ein zu großer Luxus ist, als hafte jedem Genuß über ein sehr bescheidenes Maß hinaus der Ruch von Ungehörigkeit an.

»Ich sollte ja eigentlich nicht«, sagen sie.

»Aber nun mal bitte.« Sie versetzen ihnen einen anspornenden Rippenstoß.

»Na, dann aber nur ein kleines«, sagen sie, greifen blitzschnell zu und machen ein Gesicht, als hätten sie gerade etwas schrecklich Verwerfliches getan. All das ist dem Amerikaner vollkommen fremd. Für diesen

besteht der ganze Sinn des Lebens darin, sich mehr oder weniger kontinuierlich soviel sinnliche Genüsse zu verschaffen wie möglich.

Früher hat mir diese merkwürdige britische Haltung immer Rätsel aufgegeben. Auch dieser unerschöpfliche, beharrliche Optimismus, der es ihnen gestattet, den schlimmsten Unzulänglichkeiten mit einem heiteren Satz zu begegnen – »Es hätte schlimmer kommen können«, »Nicht viel, aber der Mensch freut sich«, »Eigentlich war es doch richtig nett«. Doch als ich langsam kapierte, wie sie ticken, wurde mein Leben so glücklich wie nie zuvor. Ich weiß noch, daß ich einmal in feuchten Klamotten in einem kalten Café an einer öden Strandpromenade saß und mir eine Tasse Tee und ein Rosinenbrötchen serviert wurden. Als mir da ein »Oooh, wie lecker!« entfuhr, wußte ich, daß ich auf dem richtigen Weg war. Schon bald erschien mir alles, was ich tat – um noch etwas Toast in einem Hotel zu bitten, bei Marks & Spencer Socken mit hohem Wollanteil zu finden, zwei Hosen zu kaufen, obwohl ich eigentlich nur eine brauchte –, als kühn, ja beinahe unerhört. Mein Leben wurde unendlich viel reicher.

Nun tauschte ich mit dem glücklichen Paar vor seiner Hütte ein Lächeln aus und latschte weiter am Strand entlang bis Mudeford, einem Weiler auf einer sandigen Landzunge zwischen dem Meer und dem verschilften Christchurch Harbour. Dort hat man einen schönen Blick auf die Christchurch Priory. Mudeford war einst ein Schmugglerschlupfloch, aber heute besteht es aus wenig mehr als einer kleinen Reihe ziemlich verlotterter Läden und einer Volvo-Werkstatt.

Ich ließ den Ort hinter mir und ging weiter durch Tuckton, Southbourne und Boscombe nach Bournemouth. An allem hatte der Zahn der Zeit genagt. Sowohl die Einkaufsviertel von Christchurch als auch von Southbourne schienen wie in einer Spirale langsamen Verfalls gefangen, und in Tuckton Bridge war der Rasen eines einstmals hübschen Pub am Ufer des Flusses Stour einem großen Parkplatz geopfert worden. Das Ding hieß nun Brewers Fayre und gehörte der Whitbread-Brauerei. Es war grauenhaft, aber zweifellos beliebt. Niederschmetternd! Nur Boscombe schien sich ein wenig erholt zu haben. Damals war seine Hauptstraße so häßlich gewesen, daß es einem geradezu den Atem verschlug. Überall

lag Müll; schäbige Läden und abstoßende Supermärkte und Kaufhäuser waren in viktorianische Fassaden gepreßt. Nun war die Straße teilweise zu einer hübschen Fußgängerzone umgemodelt, die Royal Arcade stilvoll und sorgfältig renoviert worden, und es gab eine Menge Antiquitätenläden, die erheblich interessanter zum Anschauen waren als das vorherige Sammelsurium an Bräunungstudios und Bettenzentren. Am Ende versprach ein Geschäft namens Boscombe Antique Market auf einem großen Schild im Fenster »Wir kaufen alles!«. Da ich das Angebot so ungewöhnlich generös fand, ging ich hinein, spuckte auf die Theke und brüllte: »Und, was krieg ich dafür?« Das habe ich natürlich nicht getan – das Ding war geschlossen –, aber ich hätte Lust dazu gehabt.

Die Strecke von Highcliffe nach Bournemouth zog sich hin, insgesamt zehn Meilen oder so, und als ich den East Overcliff Drive und das letzte Stück zur Stadt endlich erreichte, hatte meine Happy Hour längst geschlagen. Ich blieb stehen und lehnte mich an ein weißes Geländer, um mich an der Aussicht zu laben. Der Wind hatte sich gelegt und Poole Bay, wie das Meer bei Bour-

nemouth heißt, schlug mich in dem blassen Abendlicht in seinen Bann: Von der Isle of Wight bis zu den blaßpurpurfarbenen Purbeck Hills erstreckte sich ein langer, majestätischer Bogen mit wildzerklüfteten Klippen und breiten goldenen Stranden. Vor mir glitzerten die Lichter von Bournemouth und Poole einladend in der beginnenden Dämmerung. Weit unten glänzten fröhlich die beiden Piers der Stadt, und draußen auf dem Meer hüpften die Lichter vorbeiziehender Schiffe und funkelten durch das dämmrige Licht. Die Welt oder zumindest diese kleine Ecke schien ein guter, friedlicher Ort zu sein, und ich freute mich riesig, daß ich dort war.

Während der ganzen Reise sollte ich bei dem Gedanken, daß ich dieses gemütliche, heimelige kleine Eiland verlassen würde, Augenblicke stiller Panik erleben. Es war wirklich eine melancholische Angelegenheit – ein bißchen, als wanderte man zum allerletztenmal durch ein vielgeliebtes Zuhause. Denn Tatsache war, ich war gern hier. Sehr sogar. Es bedurfte nur einer freundlichen Geste eines Ladenbesitzers oder eines Platzes am Kamin in einem Landgasthaus oder einer Aussicht wie dieser hier, da fing ich

an zu überlegen, ob ich nicht einen großen, zutiefst törichten Fehler beging.

Und wenn Sie an dem milden Abend oben auf den Klippen in Bournemouth spazierengegangen wären, hätten Sie vielleicht einen nicht mehr ganz blutjungen Amerikaner gesehen, der völlig selbstvergessen vorbeigegangen wäre und wie eine Mantra vor sich hingeleiert hätte: »Denk an Cecil Parkinsons Haare. Denk an die Mehrwertsteuer von 17,5 Prozent. Denk daran, daß du samstags dein Auto bis zum Überquellen mit Abfall beladst, zur Müllkippe fährst und dort feststellst, daß sie geschlossen ist. Denk daran, daß es verboten ist, den Garten zu sprengen und das Auto zu waschen, obwohl es gerade zehn Monate geregnet hat. Denk an ...«

Siebtes Kapitel

Mit einem roten Doppeldeckerbus fuhr ich nach Salisbury und genoß es richtig, wie er über kurvenreiche Landstraßen schwankte und gegen überhängende Zweige klatschte. Ich mag Salisbury sehr. Es hat für eine Stadt genau die richtige Größe – groß genug für Kinos und Buchläden, aber so klein und

freundlich, daß man gern dort wohnen würde.

Ich lief über den Marktplatz, auf dem reges Treiben herrschte, und versuchte mir vorzustellen, was den Briten bei diesem Anblick wohl durch den Kopf geht. Die hochkant gestellten Kisten, die zertretenen Salatblätter und schmuddeligen, zusammengeklammerten Planen sehen immer so deprimierend ramschig aus. Auf französischen Märkten sucht man sich aus wunderbar arrangierten Weidenkörben mit glänzenden Oliven und Kirschen und kleinen Scheiben Ziegenkäse was aus, in Großbritannien kauft man Geschirrtücher und Bügelbrettbezüge aus Plastikbierkästen. Auf britischen Märkten werde ich unweigerlich immer trübsinnig und mäkelig.

Als ich dann durch die belebten Einkaufsstraßen ging, sprangen mir auch dort die unattraktiven Dinge geradezu ins Gesicht – Burger Kings und Prontaprints und Super Drugs und all die anderen mannigfaltigen Feinde der englischen High Street, in Gebäude gequetscht, ohne die geringste Achtung vor deren Stil oder Alter, die Schaufenster zugepappt mit Sonderangebotsplakaten. Im Stadtzentrum

an einer Ecke, die eine reine Augenweide hätte sein sollen, stand ein kleines Haus, in dem sich ein Lunn-Poly-Reisebüro befand. Die oberen Stockwerke zierte dezent prächtiges Fachwerk; unten war die Fassade zwischen den übergroßen Schaufensterscheiben mit handgeschriebenen Zetteln für Billigflüge nach Teneriffa und Malaga übersät und gekachelt – gekachelt! – mit einem Mosaik kleiner kunterbunter Vierecke, die aussahen wie die Toilette in King's Cross. Grauenhaft! Ich blieb davor stehen und versuchte mir vorzustellen, was für ein Team von Architekten, Firmendesignern und Stadtplanern zusammenkommen mußte, um ein elegantes Fachwerkhaus aus dem siebzehnten Jahrhundert so zu vergewaltigen. Es gelang mir nicht. Und dabei sah es nicht einmal schlimmer aus als viele andere Häuserfronten in der Straße.

Manchmal meine ich, daß die Briten mehr kulturelles Erbe besitzen, als ihnen guttut. In einem Land, in dem ein so erstaunlicher Überfluß daran herrscht, betrachtet man es allzu leicht als unerschöpflich. Hier ein paar Zahlen: 445000 denkmalgeschützte Gebäude, 12000 mittelalterliche Kirchen,

600000 Hektar öffentliche Grünanlagen, 120000 Meilen Wander- bzw. öffentliche Wege und allein 600000 bekannte archäologisch bedeutsame Stätten (98 Prozent davon stehen nicht unter Denkmalschutz). Und wissen Sie, was? Allein in meinem Dorf in Yorkshire gibt es mehr Gebäude aus dem siebzehnten Jahrhundert als in ganz Nordamerika! Und es ist bloß ein obskurer Weiler mit nicht mal einhundert Einwohnern. Rechnen Sie das hoch, und Sie werden sehen, daß der Schatz an alten Häusern, Scheunen, Kirchen, Viehhürden, Mauern, Brücken und anderen Bauwerken in Großbritannien unermeßlich ist. Allenthalben gibt es eine solche Fülle, daß man leicht zu der irrigen Auffassung kommt, man könne ganze Teile herausreißen – hier eine Fachwerkfassade oder ein paar georgianische Fenster, dort ein paar hundert Meter uralter Hecke oder Bruchsteinmauer –, und es sei immer noch jede Menge übrig. In Wirklichkeit wird das Land zu Tode geknabbert.

Mich befremdet, wie locker die Bauvorschriften in solch einem sensiblen Bereich sind. Wußten Sie, daß ein Hausbesitzer selbst in denkmalgeschützten Vierteln alle Originaltüren und -fenster herausnehmen,

das Dach mit Pfannen im Haziendastil und die Fassade mit künstlicher Stein Verkleidung verhunzen, die Gartenmauer abreißen, den Rasen mit Mosaik bepflastern und eine Sperrholzveranda anbauen kann und sich vor dem Gesetz trotzdem noch als jemand profiliert, der den sorgfaltig bewahrten Charakter der Gegend erhält? Das einzige, was er im Grunde nicht darf, ist, das Haus abzureißen – aber selbst das gilt nur als Kavaliersdelikt. 1992 riß eine Baufirma fünf Häuser in einem unter Denkmalschutz stehenden Viertel in Reading ab, kam vor Gericht und mußte sage und schreibe 675 Pfund Strafe bezahlen.

Obwohl sich in den letzten Jahren so etwas wie ein Gewissen regt, können Hausbesitzer im ganzen Land praktisch immer noch mit ihren Häusern machen, was sie wollen. Farmer dürfen riesige Blechscheunen hinklotzen und Hecken umgraben, British Telecom die roten Telefonzellen abreißen und durch Duschkabinen ersetzen, Benzinfirmen ihre Tankstellen mit riesigen Baldachinen bespannen, einerlei, wo sie stehen, und Firmen architektonisch wertvollste Gebäude mit ihren Plastiklogos bepflastern, und man kann nichts dagegen tun. Doch, eine Klei-

nigkeit schon: sich als Kunde dort nicht mehr blicken lassen. Voll Stolz kann ich Ihnen berichten, daß ich seit Jahren in keiner Boots-Drogerie mehr gewesen bin und auch so lange keinen Fuß dort hineinsetzen werde, bis sie die Vorderfronten ihrer Hauptfilialen in Cambridge, Cheltenham, York und anderen Städten, die ich dieser Liste beliebig hinzufügen könnte, restauriert haben, und ich würde mich auch bereitwillig bis auf die Knochen durchnässen lassen, wenn ich innerhalb eines Radius von zwanzig Meilen von meinem Haus eine Tankstelle ohne flappenden Baldachin fände.

Fairerweise muß ich aber sagen, daß Salisbury viel mehr auf sich hält als die meisten anderen Städte. Umgekehrt wird ein Schuh draus: Gerade weil die Stadt so schön ist, sind die wenigen schändlichen Entweihungen so unerträglich. Doch es hat ganz den Anschein, als würde es Schritt für Schritt besser. Erst kürzlich zwangen die Behörden einen Kinobesitzer, die Fachwerkfassade eines Gebäudes aus dem sechzehnten Jahrhundert im Stadtzentrum zu bewahren, und mir fielen sogar zwei in den dunklen Zeiten der Sechziger und Siebziger versaute Gebäude auf, die die Besitzer offenbar mit

großer Sorgfalt und Mühe restaurieren ließen. Der eine Bauherr brüstete sich sogar auf dem Schild damit, daß sie das mehr oder weniger immer so handhabten. Möge die Firma wachsen und gedeihen bis in alle Ewigkeit.

Ich würde Salisbury wahrscheinlich alles verzeihen, solange sie nicht an dem Kathedralenhof herumfummeln. Ich habe absolut keine Zweifel daran, daß Salisbury Cathedral der allerschönste Bau in England ist und die Domfreiheit der allerschönste Platz. Jeder Stein, jede Mauer, jedes Gebüsch sind genau dort, wo sie hingehören. Es scheint, als hätten alle Menschen, die hier in den 700 Jahren Hand angelegt haben, die Anlage nur verschönert. Ich setzte mich auf eine Bank und betrachtete eine halbe Stunde lang die feine Komposition von Kathedrale, Rasenflächen und altehrwürdigen Häusern. Und wenn es nicht angefangen hätte zu nieseln, wäre ich noch länger geblieben. So aber stand ich auf, um mich weiter umzuschauen. Zuerst ging ich ins Museum, weil ich hoffte, daß ich an der Kasse einen freundlichen Zeitgenossen antreffen würde, bei dem ich meinen Rucksack lassen konnte, während ich das Muse-

um und die Kathedrale besichtigte. (Ich traf einen, Gott segne ihn!) Das Museum ist großartig, und ich lege Ihnen dringend nahe, es sofort zu besuchen. Ich wollte mich gar nicht lange dort aufhalten, aber es war proppenvoll mit Funden aus der Römerzeit, alten Bildern und kleinen, maßstabgetreuen Modellen von Old Sarum und dergleichen, auf die ich immer total abfahre.

Besonders interessierte mich die Stonehenge Gallery, denn ich wollte am nächsten Morgen dorthin. Aufmerksam studierte ich die lehrreichen Tafeln. Ich weiß, es ist eine Binsenweisheit, aber Stonehenge ist wirklich eine unglaubliche Meisterleistung. Man brauchte schon allein 500 Männer, um einen einzigen der Monolithen durch die Gegend zu schleifen, und weitere 100, die daran entlangflitzten und die Rollbohlen in Position brachten. Können Sie sich vorstellen, daß Sie 600 Leute beschwatzen, Ihnen zu helfen, einen 50-Tonnen-Stein 18 Meilen über Land zu ziehen, ihn in die Senkrechte zu hieven, und dann zu sagen: »Alles klar, Jungs, noch zwanzig von den Dingern, plus ein paar Kappsteine und eventuell noch ein paar Dutzend hübsche Brocken aus Wales, und dann machen wir ein Faß auf!« Wer

auch immer die Sache auf die Beine gestellt hat, verlassen Sie sich drauf, von Motivation hat er was verstanden.

Vom Museum ging ich über den breiten Rasen zur Kathedrale. Für den tragischen Fall, daß Sie noch nie dort gewesen sind, möchte ich Sie an dieser Stelle warnen. Salisbury ist seit langem die geldgierigste englische Kathedrale. Früher hatte ich wenig Verständnis dafür, wenn in kirchlichen Gebäuden die Besucher um milde

Gaben angegangen wurden. Aber als ich den Pfarrer der University Church of St. Mary the Virgin in Oxford (der am meisten besuchten Pfarrkirche in England) kennenlernte und erfuhr, daß jährlich 300000 Besucher zusammen klägliche 8000 Pfund in den Kollektekästen hinterlassen, wurde ich doch um einiges milder gestimmt. Will sagen: Diese herrlichen Gebäude verdienen unsere dankbare Unterstützung! Salisbury treibt es allerdings einen Zacken zu weit. Diskretes Animieren nenne ich das nicht mehr.

Zuerst muß man – wie im Kino – an einem Kartenhäuschen vorbei, wo man ermutigt wird, einen »freiwilligen« Obolus von 2,50 Pfund zu entrichten, drinnen muß man sich

dann weiterer Attacken auf die Brieftasche erwehren. Man wird gebeten, für das Abhören einer aufgenommenen Botschaft zu bezahlen, ein Brassrubbing zu machen oder seiner Unterstützung für den Mädchenchor der Kathedrale oder die Freunde der Salisbury Cathedral Ausdruck zu verleihen. Insgesamt zählte ich zwischen dem Kartenhäuschen und dem Geschenkeshop neun verschiedene Spendenkästen – zehn, wenn man die für die geweihten Kerzen mitrechnet. Und obendrein kam man kaum durch das Hauptschiff, ohne auf mannigfaltige Hindernisse zu stoßen: Stellflächen mit Fotos, auf denen alle Kathedralenangestellten vorgestellt wurden (sie lächelten breit, als sei das hier ein Burger King), Stellflächen, die die Freiwilligenarbeit in Übersee detailliert in Wort und Bild dokumentierten. Was für ein Rummel! Und wie lange dauert es noch, überlegte ich, bis man in einen Elektrokarren klettert und durch die »Ereigniskathedrale Salisbury« gebeamt wird, mit allen Fisimatenten wie animatronischen Steinmetzen? Vermutlich nicht länger als fünf Jahre!

Ich holte bei dem liebenswürdigen Mann im Museum meinen Rucksack ab und trollte

mich zum Fremdenverkehrsbüro, wo ich dem jungen Angestellten hinter der Theke meine geplante und nicht unkomplizierte Reiseroute durch Wiltshire und Dorset auseinanderklamüserte. Ich wollte von Stonehenge nach Avebury und weiter nach Lacock, Stourhead Gardens und vielleicht Sherborne, und fragte ihn, welche Busse ich nehmen müsse, um das alles in drei Tagen zu schaffen. Er schaute mich an, als sei ich nicht ganz bei Trost. »Sind Sie in Großbritannien eventuell schon einmal mit dem Bus gereist?« Ich versicherte ihm, daß das 1973 der Fall gewesen sei. »Hm, ich glaube, Sir, Sie werden feststellen, daß sich die Dinge ein wenig geändert haben.«

Er holte ein mageres Faltblatt mit den Fahrzeiten der Busse zwischen Salisbury und weiter westlich gelegenen Orten und half mir, den bescheidenen Abschnitt zu finden, der Fahrten nach Stonehenge verzeichnete. Meine Hoffnung, frühmorgens einen Bus nach Stonehenge zu nehmen und dann mittags nach Avebury weiterzufahren, wurde jäh zunichte gemacht. Der erste Bus nach Stonehenge fuhr erst um elf Uhr vormittags. Ich schnaubte ungläubig.

»Meines Wissens bringen Sie die hiesigen

Taxifahrer für 20 Pfund nach Stonehenge und warten dort, bis Sie wieder zurückfahren wollen. Viele unserer amerikanischen Besucher nutzen dieses Angebot.«

Ich erklärte ihm, ich sei zwar formal Amerikaner, lebe aber lange genug in Großbritannien, um vorsichtig mit meinem Geld umzugehen. Jedenfalls würde ich mich nicht freiwillig von 20 Pfund für eine Dienstleistung oder Ware trennen, die ich nicht mit nach Hause nehmen könne, wo sie mir noch jahrelang treue Dienste leisten werde. Mit einem Stapel Busfahrplänen zog ich mich in ein nahegelegenes Café zurück, entnahm meinem Rucksack einen schwergewichtigen Fahrplan für Benutzer der britischen Eisenbahnen, den ich eigens für diesen Trip erworben hatte, und führte eine umfangreiche Kontrollstudie der diversen Fortbewegungsmöglichkeiten mit öffentlichen Verkehrsmitteln durch, die mir in Wessex zur Verfügung standen.

Ich war einigermaßen erstaunt, daß viele nicht unbedeutende Kommunen überhaupt keinen Anschluß an die Eisenbahn hatten – Marlborough, Devizes und Amesbury, um nur drei zu nennen. Die Busfahrpläne waren auch nicht etwa aufeinander abge-

stimmt. Man hatte die Wahl, entweder vierzehn Minuten oder sieben Stunden an einem Ort zu bleiben. Eine herbe Enttäuschung.

Mit düster umwölkter Stirn begab ich mich zum Sitz der Lokalzeitung, um den Schreibtisch eines gewissen Peter Blacklock aufzusuchen, eines alten Freundes von der *Times,* der nun in Salisbury arbeitete und leichtsinnigerweise einmal geäußert hatte, daß er und seine Gattin Joan mich mit Vergnügen unterbringen würden, falls ich je nach Salisbury käme. Ich hatte ihm ein paar Tage vorher eine Nachricht übermitteln lassen, daß ich an dem und dem Tag um sechzehn Uhr dreißig in seinem Büro vorbeischauen werde, und die Nachricht hatte ihn offensichtlich auch erreicht, denn als ich um sechzehn Uhr neunundzwanzig dort ankam, entfleuchte er gerade durch eine Hintertür. Kleiner Scherz am Rande!

Er erwartete mich freudestrahlend und machte ganz den Eindruck, daß er und die heilige Johanna es gar nicht abwarten konnten, daß ich ihr Essen aß, ihren Schnaps trank, ihr Gästebett zerwühlte und ihnen die Nacht mit einer lautstarken Siebenstundenversion meiner berühmten

symphonie nasale zu versüßen. Sie waren die Gastfreundschaft in Person.

Als ich am nächsten Morgen mit Peter in die Stadt ging, zeigte er mir einige Sehenswürdigkeiten – den Ort, wo *Wie es euch gefällt* zum erstenmal aufgeführt wurde, eine Brücke, die in Trollopes Barchester-Romanen vorkommt – und schied vor seiner Arbeitsstätte von mir. Da ich nun zwei Stunden totschlagen mußte, bummelte ich ziellos umher, schaute in Läden und trank Unmengen Kaffee, bis ich mich am Busbahnhof einfand, wo eine Menge Leute bereits auf den 10.55 Uhr nach Stonehenge warteten. Der Bus kam erst nach elf, und dann brauchte der Fahrer beinahe zwanzig Minuten zum Fahrkarten verkaufen, weil viele Touristen aus fernen Ländern da waren und nur wenige begriffen, daß man Geld hergeben und einen Papierfetzen erwerben mußte, bevor man Platz nehmen konnte. Ich zahlte 3,95 Pfund für die Bus-Rückfahrkarte und weitere 2,80 Pfund für einen Eintritt in Stonehenge. »Haben Sie Interesse an unserem Führer zu 2,65 Pfund?« fragte mich die Kartenverkäuferin und erntete als Antwort ein dumpfes Lachen.

Seit ich Anfang der Siebziger in Stonehenge gewesen war, hatte sich vieles verändert. Es gab nun einen schicken neuen Geschenkeladen und ein Café. Aber einen Raum, in dem alles erklärt wird, gab es immer noch nicht, was ja auch ganz verständlich ist. Es handelt sich schließlich nur um das bedeutendste prähistorische Monument Europas und eine der meistbesuchten Touristenattraktionen in England, da wäre es doch Unfug, idiotische Summen dafür auszugeben, es interessant und lehrreich zu gestalten. Drastisch verändert hat sich, daß man nicht mehr wie früher einfach zu den Steinen gehen und »ICH LIEBE DENISE« oder dergleichen hineinkratzen kann, sondern mittels eines dezenten Absperrseils auf beträchtlicher Distanz zu dem mächtigen Steinkreis gehalten wird. Was natürlich eine erhebliche Verbesserung ist. Nun gehen die düsteren Steine nicht mehr in Horden von Tagesausflüglern unter, sondern erheben sich ungestört in ihrer einzigartigen Herrlichkeit.

So beeindruckend Stonehenge auch ist, ungefähr elf Minuten nach der Ankunft kommt der Moment, in dem man feststellt, daß man so ziemlich alles gesehen hat, was

einen interessiert, und dann läuft man weitere vierzig Minuten an dem Seil entlang und betrachtet es mit einer Mischung aus Höflichkeit, Verlegenheit (man will ja nicht der erste aus dem Bus sein, der wieder geht) und dem innigen Wunsch, für sein Eintrittsgeld auch das Optimale herauszuholen. Ich wanderte schließlich zu dem Geschenkeladen zurück, schaute mir die Bücher und Souvenirs an, trank einen Kaffee aus einem Pappbecher und begab mich dann zur Bushaltestelle, um auf den 13. 10-Uhr-Bus zurück nach Salisbury zu warten.

Achtes Kapitel

Von den vielen tausend Dingen, die ich nie begriffen habe, sticht eines besonders heraus. Und zwar frage ich mich, wer der erste Mensch war, der an einem Sandhaufen gestanden und gesagt hat:

»Wißt ihr, ich wette, wenn wir ein paar Körner Sand nehmen und mit einem bißchen Pottasche vermischen und erhitzen, können wir ein Material herstellen, das hart und trotzdem durchsichtig ist. Wir könnten es ›Glas‹ nennen.« Halten Sie mich ruhig für einen Einfaltspinsel, aber mich könnten

Sie bis ans Ende der Zeit an einen Strand stellen, und es würde mir nicht im Traum einfallen, Fensterscheiben daraus zu machen.

Sosehr ich aber die wundersame Eigenschaft von Sand bewundere, sich in nützliche Dinge wie Glas und Beton zu verwandeln, ich bin kein großer Fan dieses Materials in seinem Naturzustand. Für mich ist Sand in erster Linie eine feindliche Barriere zwischen Parkplatz und Wasser. Er weht einem ins Gesicht, gerät auf die Sandwiches und verschluckt lebenswichtige Gegenstände wie Autoschlüssel und Münzen. In heißen Ländern verbrennt er einem die Füße und bringt einen dazu, »uh, ah!« zu schreien und in einer Weise ins Wasser zu hüpfen, die Menschen mit schöneren Körpern vielleicht amüsant finden. Ist man naß, klebt er an einem wie Verputz und läßt sich nicht mal mit einem Feuerwehrschlauch abspritzen. Aber – und ist das nicht komisch? – in dem Augenblick, in dem man auf das Strandtuch tritt, ins Auto steigt oder über einen gerade gestaubsaugten Teppich läuft, fällt er ab.

Noch Tage später kippt man jedesmal, wenn man sich seiner Schuhe entledigt, er-

staunliche, mysteriöserweise nie weniger werdende Häuflein auf den Boden, und wenn man die Socken auszieht, streut man weitere Mengen in die Umgebung. Von Sand hat man länger was als von vielen ansteckenden Krankheiten. Und die Hunde benutzen ihn als Klosett. Also bitte – verschonen Sie mich mit Sand.

Eine Ausnahme mache ich allerdings mit dem Studland Beach, wo ich mich nunmehr befand, nachdem ich am Tag zuvor im Bus nach Salisbury mal fix ein bißchen Brainstorming gemacht hatte. Ich grub in meinem Gedächtnis und entsann mich eines kleinen Versprechens, das ich mir vor vielen Jahren gegeben hatte: daß ich nämlich eines Tages über den Küstenwanderweg von Dorset wandern würde. Und nun, an diesem sonnigen Herbstmorgen, schritt ich, gerade der Fähre von Sandbanks entstiegen und einen knorrigen Wanderstab, den ich in einem leichtsinnigen Moment in Poole erworben hatte, umklammernd, an dieser majestätisch geschwungenen, wunderschönen Küste entlang.

Ein herrlicher Tag zum Draußensein. Auf dem blauen Meer glitzerten und tanzten Funken, am Himmel trieben Wolken, weiß

wie Bettlaken, und die Häuser und Hotels von Sandbanks hinter mir strahlten in der klaren Luft beinahe mediterran. Wohlgemut drehte ich mich um und ging über den festen, feuchten Sand am Meeresufer auf das Dorf Studland und die lockenden grünen Hügel dahinter zu.

Die Halbinsel Studland ist berühmt, weil man nur dort alle sieben britischen Reptilien bewundern kann – Ringelnatter, Glattnatter, Kreuzotter, Blindschleiche, die Berg- oder Waldeidechse, Zauneidechse und Michael Portillo. Der Strand ist weitgehend FKKlern vorbehalten, was jedem Spaziergang dort zusätzlich ein gewisses Maß an Interessantheit verleiht, aber heute ließ sich keine Menschenseele auf seinen reizenden drei Meilen blicken. Vor mir lagen nichts als jungfräulicher Sand und hinter mir nur meine eigenen Fußabdrücke.

Studland ist ein zwischen Bäumen verstreutes, hübsches kleines Dorf mit einer normannischen Kirche und ein paar wunderschönen Ausblicken auf die Bucht. Ich folgte dem Pfad um das Dorf herum und den Hügel hinauf Richtung Handfast Point. Auf halbem Wege traf ich ein Paar, das zwei große schwarze Hunde unbestimmter Ab-

stammung spazierenführte. Die Hunde tollten fröhlich durchs hohe Gras, aber wie immer spannten sie bei meinem Anblick sofort ihre Muskeln, ihr Blick wurde stechend, ihre Schneidezähne wuchsen drei Zentimeter, kurz, sie verwandelten sich in Raubtiere. Und im Nu gingen sie auf mich los, balgten sich schon wild bellend um die Beute und kniepten mir mit schrecklichen gelblichen Zähnen in die Knöchel, die ich ihnen durch ein Tänzchen zu entziehen versuchte.

»Holen Sie bitte Ihre Scheißviecher von mir weg!« schrie ich mit einer Stimme, die gespenstisch wie die von Minnie Mouse klang.

Der Besitzer sprang in großen Sätzen herbei und versuchte sie an die Leine zu nehmen. Er trug eine alberne Schlägermütze und sagte vorwurfsvoll: »Ihr Stock! Sie mögen keine Stöcke!«

»Was, attackieren sie nur Krüppel?«

»Nein, sie mögen einfach nur keine Stöcke.«

»Gut, aber dann sollte Ihre dämliche Frau mit einem Schild voranschreiten, auf dem steht: ›Vorsicht! Hunde sind wild auf Stöcke.‹« Ich war, wie Sie sich denken kön-

nen, ein wenig erregt.

»Hören Sie, Wertester, Sie brauchen nicht gleich persönlich zu werden!«

»Ihre Hunde haben mich ohne jeden Grund angegriffen. Sie sollten keine Hunde halten dürfen, wenn Sie sie nicht unter Kontrolle haben. Und nennen Sie mich nicht ›Wertester‹, Sie Knirps.«

Haßerfüllt starrten wir einander an. Einen Moment sah es so aus, als würden wir wahrhaftig handgemein werden und uns am Ende ungehörig im Schlamm herumwälzen. Als ich noch den tierischen Drang bezwang, ihm die Mütze vom Kopf zu schlagen, schnappte der eine Hund wieder nach meinem Knöchel, und ich brachte mich ein paar Schritte hügelaufwärts außer Bißweite. Dort blieb ich stehen und wedelte wie ein außer Rand Rand und Band geratener Irrer mit dem Stock. »Und außerdem haben Sie ein beklopptes Käppi auf!« rief ich dem Typen nach, der kopfschüttelnd entschwand. Dann strich ich meine Jacke glatt, versuchte mich zu beruhigen und zog weiter meines Weges. Also, wirklich.

Handfast Point ist eine grasbewachsene Klippe, die plötzlich zu einer gefährlich

schäumenden See etwa sechzig Meter abfallt. Es bedarf schon einer besonderen Mischung aus Dummheit und Mut, zum Rand zu kriechen und hinunterzuschauen. Direkt dahinter sind zwei einsame, unter den Namen Old Harry und Old Harry's Wife bekannte Kalksteinsäulen zu erkennen, die Reste einer Landbrücke, die Dorset einmal mit der Isle of Wight verband. Diese liegt achtzehn Meilen weiter in der Bucht und tauchte aus einem Schleier salzigen Nebels soeben auf.

Hinter der Landspitze kletterte der Pfad steil nach Ballard Down hoch, eine Viecherei, die einem alten ausgepowerten Wabbelbauch wie mir schon das Äußerste abverlangte, aber es lohnte sich wegen des Ausblicks, der sensationell war – als wäre man auf dem Gipfel der Welt. Meilenweit wellten sich die Bergketten von Dorset wie eine Decke, die ausgeschüttelt und nun auf ein Bett gelegt worden ist. Die Landstraßen waren von dichten Hecken gesäumt und die Hänge hübsch gesprenkelt mit Wäldern, Farmen und cremefarbenen Tupfern, Schafen. In der Ferne erstreckte sich das weite, leuchtende, silberblaue Meer bis zu einem Gebirge kulleriger Haufenwolken. Tief un-

ter mir schmiegte sich Swanage in eine felsige Landzunge am Rand einer hufeisenförmigen Bucht, und hinter mir lagen Studland, die flachen Marschen von Poole Harbour und Brownsea Island und noch weiter dahinter endloses diesiges, sorgfältig kultiviertes Ackerland. Es war zu schön, um es in Worte zu fassen, einer der seltenen Momente, in denen das Leben vollkommen erscheint. Als ich wie gebannt ganz allein dort stand, schob sich eine Wolkenbank vor die Sonne, und das Licht strömte in prächtigen, schimmernden Bahnen hindurch. Es sah aus wie Rolltreppen zum Himmel. Eine endete zu meinen Füßen, und einen Augenblick lang hätte ich schwören mögen, ich hörte himmlische Weisen, perlende Harfenklänge, und eine Stimme, die zu mir sagte: »Ich habe die Hunde gerade in ein Nest Kreuzottern geschickt. Schönen Tag noch.«

Ich ging zu einer Steinbank, die extra für solche Schlappschwänze wie mich auf diesem hohen Gipfel steht – ich sage ja, wie oft stößt man in Großbritannien auf solch liebenswürdige kleine Gesten! –, und holte meine topographische Karte von Purbeck heraus. In der Regel habe ich es nicht so mit Karten, aber diese Dinger hier sind allerer-

ste Sahne. Wenn man aus einem Land kommt, wo die Kartenzeichner dazu neigen, alle kleineren landschaftlichen Merkmale wegzulassen, ist man immer wieder beeindruckt von der Detailfülle auf dieser Serie im Maßstab 1:25000. Sie führen jede Runzel und jeden Grassoden in der Landschaft auf, jede Scheune und Pumpe, jeden Meilenstein und jedes Hügelgrab. Sie unterscheiden zwischen Sandgruben und Kiesgruben und zwischen normalen Stromleitungen an Pfählen und Hochleistungsstromleitungen an Masten. Diese hier verzeichnete sogar die Steinbank, auf der ich nun saß. Erstaunlich, eine Karte anzuschauen und bis auf den Quadratmeter genau zu erfahren, wo man seinen Allerwertesten hingepflanzt hat.

Während ich sie in aller Muße studierte, bemerkte ich etwa eine Meile gen Westen einen historisch offenbar bedeutsamen Obelisk. Weil ich wissen wollte, warum jemand an einem solch abgelegenen, schwer zugänglichen Ort ein Denkmal errichtet, machte ich mich auf und ging am Kamm des Berges entlang, um nachzuschauen. Es wurde die längste Meile, die ich meiner Erinnerung nach je gelaufen bin. Ich marschierte

durch Weideland, Herden nervöser Schafe, stieg über Zauntritte und Gatter, ohne daß es den Anschein hatte, daß ich meinem Ziel näher kam, aber ich ließ mich nicht beirren, weil – hm, weil, manchmal ist man eben so blöd. Schließlich erreichte ich einen bescheidenen, stinknormalen Granitobelisken. Die verwitterte Inschrift enthüllte mir, daß die Wasserwerke von Dorset im Jahre 1887 eine Leitung über diesen Punkt hinaus verlegt hatten. Hipp, hipp, hurra, dachte ich, spitzte die Lippen, zog meine Karte wieder zu Rate, sah, daß sich nur ein kleines bißchen weiter etwas befand, das Giant's Grave hieß, und dachte nun: Na, das klingt doch interessant.

Ich trabte los, um es mir anzusehen. Aber wissen Sie, da liegt der Hase im Pfeffer. Hinter jeder Höhenlinie erwartet einen immer eine interessante Sehenswürdigkeit, und man könnte sein Leben lang von einem Steinkreis zu einer römischen Siedlung (den Überresten natürlich) und weiter zu einer Abteiruine gehen, und man sähe doch nie mehr als einen Bruchteil, selbst innerhalb eines kleines Gebietes. Insbesondere dann, wenn man wie ich selten etwas findet. So erging es mir mit Giant's Grave. Es muß

ganz in der Nähe gewesen sein, aber genau weiß ich es nicht. Der einzige echte Nachteil der topographischen Karten ist, daß sie einem vielleicht manchmal zu viele Details geben. Wenn man unter so vielen Sehenswürdigkeiten die Wahl hat, redet man sich leicht ein, daß man immer mehr oder weniger dort ist, wo man sein will. Man erblickt einen Baumhain, streicht sich übers Kinn und denkt: Hm, mal sehen, wenn das Hanging Snot Wood ist, ist diese komische Erhebung mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit das Hügelgrab Jumping Dwarf, in welchselbigem Falle dort auf dem Hügel Desperation Farm liegt. Und dann bricht man voller Zuversicht auf und stößt irgendwann auf eine Sehenswürdigkeit, mit der man nun überhaupt nicht gerechnet hat, wie zum Beispiel Portsmouth, und kapiert, daß man doch ein wenig auf Abwege geraten ist.

So kam es, daß ich einen stillen, schweißtreibenden Nachmittag damit verbrachte, ratlos durch eine große, vergessene, aber sehr grüne, hübsche Ecke Dorsets zu trecken und den Landweg nach Swanage zu suchen. Je weiter ich taperte, desto weniger deutlich waren die Fußwege zu erkennen,

und je mehr der Nachmittag voranschritt, desto häufiger kletterte ich unter Stacheldraht her, durchquerte, den Rucksack auf dem Haupte, Bäche, hangelte mein Bein aus Bärenfallen, legte mich auf die Nase und sehnte mich danach, woanders zu sein. Gelegentlich machte ich eine Pause, um mich auszuruhen und zu versuchen, einen kleinen Punkte zu finden, an dem meine Karte und die mich umgebende Landschaft übereinstimmten. Nur um mich dann zu erheben, einen Kuhfladen von meinem Hosenboden zu pellen, erneut die Lippen zu spitzen und in eine vollkommen andere Richtung aufzubrechen. Auf diese Weise erreichte ich am frühen Abend und irgendwie zu meiner Überraschung, fußlahm und völlig erschlagen, Corfe Castle.

Um mein Glück zu feiern, ging ich ins beste Hotel am Platze, ein elisabethanisches Herrenhaus in der Hauptstraße: Mortons House. Es wirkte sehr einladend, und meine Stimmung hob sich gewaltig. Sie hatten sogar ein Zimmer für mich.

»Kommen Sie von weit her?« fragte das Mädchen an der Rezeption, als ich die Meldekarte ausfüllte. Das erste Gebot des Wanderns ist natürlich, das Blaue vom Himmel

herunter zu lügen.

»Brockenhurst«, sagte ich mit bedeutungsvollem Nicken.

»Du meine Güte, so weit!«

Ich schniefte mannhaft. »Schon, aber ich habe eine gute Karte.«

»Und wo soll's morgen hingehen?«

»Nach Cardiff.«

»Himmel, zu Fuß?«

»Aber immer!« Ich schulterte meinen Rucksack, nahm meinen Zimmerschlüssel und zwinkerte ihr, ganz der Mann von Welt, zu, so daß sie wahrscheinlich in Ohnmacht gesunken wäre, wenn ich *zwanzig* Jahre jünger gewesen wäre, erheblich besser ausgesehen und nicht einen großen Klatscher Kuhscheiße auf der Nasenspitze gehabt hätte.

Ich verbrachte ein paar Minuten damit, ein großes weißes Handtuch schwarz zu färben, und eilte dann hinaus, um das Dorf zu besichtigen, bevor alles dichtmachte. Corfe ist ein beliebtes, hübsches Dorf, seine Steincottages werden von den hohen, zerborstenen Mauern der vielfotografierten, berühmten Burg dominiert – nach Prinzessin Margaret die zweitbeliebteste Ruine Großbritanniens. In dem freundlichen, gutbesuchten

kleinen Tea Room des National Trust gönnte ich mir ein Kännchen Tee und ein Stück Kuchen und ging dann nach nebenan zur Burgpforte. Eintritt: 2,90 Pfund – was ich für einen Haufen Schutt ein bißchen dreist fand. Außerdem machte das Ding in zehn Minuten zu. Trotzdem erstand ich eine Karte, denn ich wußte nicht, wann mich mein Weg mal wieder hier vorbeiführen würde. Die Burg ist von Parlamentstruppen während des Bürgerkriegs ziemlich gründlich auseinandergenommen worden, und danach bedienten sich die Dörfler eines Großteils dessen, was übrig war. Man bekommt also nicht viel mehr zu sehen als ein paar zerklüftete Mauerfragmente. Aber der Blick auf das Tal war außerordentlich hübsch, das blasser werdende Sonnenlicht warf lange Schatten auf die Berghänge, und die ersten Abendnebelschleier krochen aus den Senken.

Im Hotel nahm ich ein ausgiebiges, heißes Bad, fühlte mich angenehm zerschlagen und beschloß, mit den Zerstreuungen vorlieb zu nehmen, die Mortons House offerierte. Ich trank ein Schlückchen in der Bar und wurde dann in den Speiseraum gebeten. Acht weitere Gäste, alle weißhaarig, sa-

ßen dort. Und schwiegen. Warum sind die Engländer in Hotelspeisesälen immer so still? Hier war nichts zu hören als gleichmäßiges Besteckkratzen und Zwei-Sekunden-Gespräche im Murmelton.

»Angeblich soll es morgen wieder schön werden.«

»Oh? Schön.«

»Hmm.«

Schweigen.

Oder:

»Die Suppe ist lecker.«

»Ja.«

Schweigen.

Angesichts des Charakters des Hotels hatte ich erwartet, daß die Küche mit Leckerbissen wie brauner Windsorsuppe und Roastbeef und Yorkshire-Pudding aufwartete, aber auch im Hotelwesen sind die Dinge nicht stehengeblieben. Diese Speisekarte strotzte vor Snobworten, die man vor zehn Jahren noch nicht auf einer britischen Speisekarte gesichtet hätte – »noisette d'agneau«, »tartare«, »coulis«, »timbale« –, und befleißigte sich einer seltsam geschwollenen Diktion (in Schnörkelschrift). Ich entschied mich für, Zitat: »Gefächerte Gallia-Melone und luftgetrockneten Schinken aus

Cumbria an diversen Blattsalaten«, gefolgt von, Zitat: »Filetsteak an Sauce mit zerstoßenen schwarzen Pfefferkörnern, flambiert mit Kognak und abgerundet mit einem Häubchen von Crème fraîche«, und beides war beinahe so genüßlich zu lesen wie zu essen.

Ich war von dieser neuen Ausdrucksweise überaus angetan und bediente mich ihrer mit beträchtlicher Wonne, als ich mit dem Ober parlierte. Gerade, als ich so richtig in Schwung geriet und ihn um ein gefächertes, mit dem zarten Duft nach Omo versehenes, frisch geplättetes Schoßdecklein ersuchen wollte, als Ersatz für dasjenige, das mir entglitten war und nun auf der horizontalen Gehfläche zu meinen Füßen ruhte, reichte er mir die Karte, auf der »Nachtisch« stand, und ich begriff, daß wir wieder in der nüchternen Welt der englischen Sprache waren.

Beim Essen sind die Engländer komisch. Sie lassen sich von popligen, kleinen »noisettes« beeindrucken, aber wehe, man pfuscht an ihrem Nachtisch herum. Die Dessertkarte verzeichnete lauter Speisen mit guten englischen Namen. Ich verspeiste klebrigen Karamelpudding, und er war köstlich. Als ich fertig war, bat mich der

Ober in den Salon, wo mich Kaffee und hauchdünne Pfefferminztäfelchen erwarteten. Ich dekorierte die Tischplatte mit einem Kränzlein klingender Kupfermünzen, kunstreich geprägt in der Königlichen Münze, und bewerkstelligte meinen Abgang, nicht ohne eine zarte Eruption gastrointestiner Gase zu unterdrücken.

Am nächsten Morgen hieß es natürlich als erstes, wieder zum Küstenwanderweg zurückzufinden. Ich verließ Corfe und schleppte mich keuchend einen grauenhaft steilen Berg zum nahegelegenen Dorf Kingston. Wieder herrschte strahlender Sonnenschein, und die Ausblicke von Kingston auf Corfe und die Bergruine – beide nun entfernt und winzig klein – waren unvergeßlich.

Dann folgte ich einem erfreulich ebenen Pfad etwa zwei Meilen durch Wälder und Wiesen und stieß an einer einsamen, dramatischen Anhöhe namens *Houns-tout-Cliff* auf den gesuchten Weg. Wieder war der Ausblick überwältigend: breite Bergbuckel und strahlend weiße Klippen, mit kleinen Buchten und versteckten Stränden, umspült von einem blauen, unendlichen

Meer. Ich konnte bis nach Lulworth sehen, meinem Zielort für diesen Tag, der etwa zehn Meilen und viele einschüchternde Bergbuckel entfernt im Westen lag.

Nun ging es steil bergauf und -ab. Es war erst zehn Uhr morgens, aber für diese Jahreszeit schon sehr warm. Die Hügel an der Küste von Dorset sind zwar meist nur wenige hundert Meter hoch, aber zahlreich und steil, und ich war bald verschwitzt, fix und fertig und durstig. Ich nahm meinen Rucksack ab und entdeckte ächzend, daß ich meine schnuckelige neue Wasserflasche, die ich in Poole erstanden und an dem Morgen sorgsam gefüllt hatte, im Hotel vergessen hatte. Nie verspürt man brennenderen Durst als dann, wenn man nichts zu trinken hat. Ich tapste weiter, wider aller Vernunft hoffend, daß es in Kimmeridge ein Pub oder ein Café gäbe, aber als ich mich dem Ort von einem hohen Pfad über der hübschen Bucht aus näherte, sah ich schon, daß er zu klein war, um irgend etwas bieten zu können. Ich nahm mein Fernglas zur Hand, betrachtete das Dorf von weitem und entdeckte, daß am Parkplatz ein Container undefinierbarer Funktion stand. Vielleicht ein kleiner Tea Room auf Rädern. Ich be-

schleunigte meine Schritte. Die Entfernung war immerhin dergestalt, daß ich fast eine Stunde brauchte. Mir selbst die Daumen drückend, lief ich über den Strand zu dem Container. Es war ein Werbehäuschen des National Trust. Und geschlossen.

Gequält verzog ich das Gesicht. Meine Kehle fühlte sich an wie Sandpapier. Ich war meilenweit von allem entfernt und kein menschliches Wesen in Sicht. Aber o Wunder, da kam ein Eiswagen, seine muntere Melodie klimpernd, den Hügel hinuntergezockelt und blieb am Rand des Parkplatzes stehen. Ungeduldig wartete ich zehn Minuten, bis der verantwortliche junge Mann in aller Gemütsruhe diverse Luken geöffnet und seine Waren ausgestellt hatte. Kaum glitt das Fenster auf, fragte ich ihn, was er zu trinken habe. Er stöberte herum und verkündete: sechs kleine Flaschen Panda Cola. Ich kaufte alle und zog mich auf die schattige Seite des Wagens zurück, wo ich in fiebriger Hast den Plastikdeckel von einer entfernte und mir den lebensrettenden Inhalt hinter die Binde kippte.

Bitte, glauben Sie keinen Moment, daß Panda Cola von minderer Qualität ist als Coke, Pepsi, Dr. Pepper, Seven-Up, Sprite

oder all die anderen Getränke verschiedener Geschmacksrichtungen, die aus unerfindlichen Gründen so gern konsumiert werden. Ich finde es auch gar nicht tragisch, ein Erfrischungsgetränk warm serviert zu bekommen, aber diese Panda Cola hatte etwas seltsam Unbefriedigendes. Ich trank eine Flasche nach der anderen leer, bis es in meinem Magen schwappte und er fast platzte, und hätte immer noch nicht behaupten können, daß mein Durst gelöscht war. Seufzend verstaute ich die beiden verbliebenen Flaschen im Rucksack. (Für den Fall, daß ich eine Sirupkrise kriegte.) Dann ging ich weiter.

Ein paar Meilen nach Kimmeridge, hinter einem irrsinnig steilen Berg, steht das kleine, vergessene Dorf Tyneham beziehungsweise das, was davon übrig ist. 1943 befahl die Army den Einwohnern, es ein Weilchen zu verlassen, weil man üben wollte, Granaten in hohem Bogen auf umliegende Berghänge zu werfen. Man gab ihnen das feierliche Versprechen, daß sie alle zurück könnten, wenn Hitler erst einmal eins vor den Latz gekriegt hätte. Einundfünfzig Jahre später warteten sie immer noch. Verzeihen Sie meinen respektlosen Ton, aber das

finde ich eine Schande, nicht nur, weil es schrecklich unpraktisch für die Bewohner ist (vor allem für die, die vergessen haben, ihre Milch abzubestellen), sondern auch für arme Schweine wie mich, die darauf hoffen müssen, daß der Fußweg durch den Schießplatz offen ist. Bisweilen ist er das. Ich hatte es sogar vorsorglich überprüft, ehe ich losgelaufen war, und nachdem ich den steilen Hügel hinter Kimmeridge erfolgreich überwunden hatte, konnte ich mich in dem Häuflein dachloser Häuser umsehen. Mehr ist nämlich von Tyneham nicht übriggeblieben. Als ich Ende der Siebziger das letztemal dort gewesen war, war Tyneham einsam und verlassen, überwachsen und praktisch unbekannt gewesen. Nun wird es eine richtige Touristenattraktion. Die Grafschaftsverwaltung hat einen großen Parkplatz angelegt, Schule und Kirche wiederaufgebaut und zu kleinen Museen umgestaltet. Dort kann man auf Fotos sehen, wie es früher aussah. Schade. Mir gefiel es viel besser, als es noch ein richtiges Geisterdorf war.

Ich weiß, daß Soldaten irgendwo Schießübungen veranstalten müssen, aber sie hätten doch sicher einen anderen, unansehnli-

cheren Ort finden können, den sie in die Luft sprengen. Komisch war, daß ich kein Zeichen von Zerstörung auf den Berghängen sehen konnte. Große rote, numerierte Schilder standen überall an strategisch wichtigen Stellen, aber sie waren wie die Landschaft darum herum gleichermaßen intakt. Vielleicht schießt die Army mit Schaumgummibällen oder so was. Ich wurde jedenfalls nicht so recht schlau daraus, stärkte mich mit einer Panda Cola und stampfte weiter.

Der Nachbarberg mit Namen Bindon Hill war ein Hammer. Er erhob sich nicht nur geradewegs bis in die unteren Regionen der Troposphäre, sondern wartete oben auch mit einem Kammweg auf, der mehr oder weniger ewig auf- und abging. Als endlich das weit auseinandergezogene Dorf West Lulworth in Sicht kam und ich stolpernd den langen Abstieg begann, waren meine Beine nicht mehr unter Kontrolle zu bringen, und zwischen meinen Zehen blubberten Blasen. Wie ein Mann, der in einem Abenteuerfilm aus der Wüste herbeitaumelt, torkelte ich schweißüberströmt, delirios vor mich hinmurmelnd und kleine Nasenringe aus Panda-Cola-Schaum

produzierend, nach Lulworth hinein. Aber wenigstens hatte ich den schwierigsten Teil des Weges geschafft und war nun zurück in der Zivilisation, in einem der entzückendsten Seebäder Englands. Nun konnte alles nur noch besser werden.

Neuntes Kapitel

Vor vielen, vielen Jahren schenkte uns ein Verwandter meiner Frau – in weiser Voraussicht der Kinder, die wir eines Tages haben würden – eine Kiste Ladybird-Bücher aus den Fünfzigern und Sechzigern. Sie hatte alle Titel wie *Draußen in der Sonne* und *Sonnige Tage am Meer* und enthielten minutiös gezeichnete, kunterbunte Illustrationen eines blühenden, zufriedenen, abfallfreien Großbritannien, in dem immer die Sonne schien, die Ladenbesitzer lächelten und Kinder in frischgebügelten Kleidern Glück und Freude an unschuldigem Zeitvertreib fanden. Sie fuhren mit dem Bus einkaufen, ließen ein Modellschiff in einem Parkteich schwimmen oder schwatzten mit einem freundlichen Bobby.

Mein Lieblingsbuch war *Abenteuer auf der Insel*. In Wirklichkeit gab es herzlich wenig

Abenteuer in dem Buch – ich erinnere mich, daß der Höhepunkt nahte, als die Kinder einen Seestern fanden, der sich an einem Felsen festsaugte –, aber ich liebte es wegen der Illustrationen (von dem begabten J. H. Wingfield, den ich schmerzlich vermisse). Sie zeigten eine Insel mit felsigen Buchten und weiten Ausblicken, die unverkennbar britisch war, aber ein mediterranes Klima hatte. Parkplätze mit Parkscheinautomaten, Bingohallen und die schäbigere Variante von Spielhallen glänzten durch Abwesenheit, und kommerzielle Auswüchse beschränkten sich auf die eine oder andere Konditorei oder einen Tea Room.

Unter dem seltsamen Einfluß dieses Buches erklärte ich mich jahrelang einverstanden, die Familienferien an britischen Gestaden zu verbringen. Denn immer glaubte ich, daß wir diesen magischen Ort eines Tages finden würden, an dem Sommertage immer sonnig waren, das Wasser so warm wie in einem Sitzbad und Massentourismus unbekannt.

Als wir uns dann ein Kind nach dem anderen anschafften, erwies sich, daß sie die Bücher überhaupt nicht mochten, weil die Fi-

guren darin nie etwas Dramatischeres taten, als ein Zoogeschäft zu besuchen oder einem Fischer beim Anstreichen seines Bootes zuzuschauen. Ich versuchte ihnen klarzumachen, daß das eine vernünftige Vorbereitung auf das Leben in Großbritannien sei, aber davon wollten sie nichts wissen und schenkten ihre Zuneigung zu meinem großen Kummer lieber einem Paar langweiliger Dummköpfe namens Topsy und Tim.

Ich erwähne das an dieser Stelle, weil von all den kleinen Badeorten am Meer, die wir über die Jahre besuchten, Lulworth dem idealisierten Bild in meinem Kopf am nächsten kam. Es war klein und heiter und hatte eine schön altmodische Atmosphäre. In den Lädchen verkaufte man Strandspielzeug, die ein unschuldigeres Zeitalter wachriefen – hölzerne Segelboote, bunte Strandbälle in langen Baumwollnetzen –, und in seinen wenigen Restaurants saßen immer glückliche Ausflügler, die ihren Creamtea schlürften. Die überaus hübsche, beinahe kreisrunde Bucht unterhalb des Dorfes war übersät mit Felsen und großen, glatten Steinen, auf denen die Kinder herumklettern, und kleinen flachen Tümpeln, in denen sie

winzige Krebse suchen konnten. Alles in allem war es ein entzückendes Fleckchen Erde.

Stellen Sie sich also meine Überraschung vor, als ich frischgeschrubbt aus meinem Hotel trat, mich auf die Suche nach einem Drink und einem herzhaften, wohlverdienten Abendessen begab und feststellte, daß Lulworth mit meiner Erinnerung absolut nichts mehr gemein hatte. Ich betrat ein großes Pub und bedauerte es unverzüglich. Es roch ekelerregend nach schalem Bier und stand voller Spielautomaten. Ich war beinahe der einzige Gast, aber fast jeder Tisch war von Bierlachen, leeren Gläsern, überquellenden Aschenbechern, Chipstüten und sonstigem Müll verunziert. Mein Glas war klebrig und das Lager warm. Ich trank aus und versuchte es in einer anderen Kneipe in der Nähe, die um eine Spur weniger schmuddelig, aber kaum gemütlicher war. Kein Wunder, daß so viele Pubs ihre Kundschaft verlieren!

Verzagt begab ich mich zu einem nahegelegenen Restaurant, in dem meine Frau und ich immer Krabbensalat gegessen und uns vornehm gedünkt hatten. Auch hier hatte sich einiges geändert. Die Speisekarte war

auf das Niveau von »Scampi, Pommes und Tiefkühlerbsen« gesunken, das Essen wahrhaft mittelmäßig. Aber wirklich kraß war der Service. Eine solch überwältigende Stümperhaftigkeit habe ich noch nie in einem Restaurant erlebt. Die Bude war gerammelt voll, und es war nur allzubald ersichtlich, daß keiner der Beteiligten glücklich war. Bei fast jedem Gericht, das aus der Küche kam, lag etwas, das nicht bestellt, oder fehlte etwas, das bestellt worden war. Manche Leute saßen Ewigkeiten ohne Essen da, während andere an ihrem Tisch fast alle Gänge mehr oder weniger sofort und auf einmal vorgeknallt bekamen. Ich orderte einen Krabbencocktail, wartete dreißig Minuten darauf und mußte dann feststellen, daß etliche Krabben noch gefroren waren. Ich schickte ihn zurück und sah ihn nie wieder. Vierzig Minuten später erschien eine Kellnerin mit einem Teller Scholle, Pommes und Tiefkühlerbsen, und als sie keinen Abnehmer fand, nahm ich ihn, obwohl ich Schellfisch bestellt hatte. Als ich aufgegessen hatte, rechnete ich mir anhand der Speisekarte zusammen, was ich zu bezahlen hatte, hinterließ einen kleinen Betrag für die Gefrierkrabben und verließ

den Ort des Geschehens.

Dann ging ich wieder in mein Hotel, einen Ort tiefster, deprimierendster Freudlosigkeit mit Nylonbettwäsche und kalten Heizkörpern, legte mich ins Bett, las noch ein Weilchen im Schein einer 7-Watt-Glühbirne und tat einen kleinen Schwur aus tiefstem Herzen, solange ich lebte, nie wieder nach Lulworth zurückzukehren.

Als ich am Morgen erwachte, blies der Wind mächtige Regenschauer über die Berge. Ich frühstückte, bezahlte die Rechnung und verbrachte längere Zeit damit, mich in meine wasserdichten Klamotten zu wursteln. Komisch, normalerweise ziehe ich mich ohne besondere Vorkommnisse an, aber geben Sie mir ein Paar wasserdichte Hosen, und es ist, als habe ich nie ohne fremde Hilfe stehen können. Zwanzig Minuten lang krachte ich gegen Wände und Möbel, fiel in Topfpflanzen und hüpfte bei einem besonders tüchtigen Ausbruchsversuch etwa fünf Meter weit, bevor ich den Hals um einen Geländerpfosten schlang.

Endlich in voller Montur, erwischte ich in dem großen Wandspiegel einen Blick auf mich und stellte fest, daß ich eine ausge-

sprochene Ähnlichkeit mit einem großen blauen Kondom aufwies. Dergestalt hergerichtet und bei jeder Bewegung von einem irritierenden Nylon-Rascheln begleitet, ergriff ich Rucksack und Spazierstock. Der Berg rief. Ich erstieg den Hambury Tout, am Durdle Door und dem tief eingeschnittenen, engen Tal mit dem reizenden Namen Scratchy Bottom vorbei, und dann einen steilen, schlammigen Zickzackpfad hinauf zu einer einsamen, nebelumhüllten Anhöhe namens Swyre Head. Das Wetter war grauenhaft, der Regen zum Verrücktwerden.

Ach bitte, tun Sie mir doch einen Moment lang einen Gefallen. Trommeln Sie sich mit den Fingern beider

Hände auf den Kopf und überprüfen Sie, wie lange es dauert, bis es Ihnen ernsthaft auf die Nerven geht – oder alle Leute in der Nachbarschaft Sie anstarren. In beiden Fällen werden Sie bemerken, daß Sie froh sind, wenn Sie damit aufhören können. Jetzt stellen Sie sich vor, daß die trommelnden Finger Regentropfen sind, die unaufhörlich auf Ihre Kapuze schlagen, und daß Sie nichts daran ändern können. Ihre Brille besteht aus zwei kreisrunden, nutzlosen, beschlagenen Glasscheiben, und Sie schlittern einen

glitschigen Pfad entlang, immer nur einen Fehltritt entfernt von einem tiefen Sturz auf einen felsigen Strand – ein Fall, der Sie zu wenig mehr als einem Klatscher auf einem Felsen reduzieren würde, einem Marmeladenklacks auf Brot. Ich jedenfalls sah schon die Schlagzeile vor mir: »Amerikanischer Schriftsteller stürzt in den Tod – Wollte sowieso das Land verlassen.« Mir schwante Übles.

Von Lulworth nach Weymouth sind es zwölf Meilen. Paul Theroux vermittelt einem in Kingdom by the Sea den Eindruck, man könne da einfach mal so hinüberspringen und habe noch Zeit für einen Creamtea und über die Einwohner herzuziehen, aber er hatte garantiert besseres Wetter als ich. Ich brauchte fast den ganzen Tag. Nach dem Swyre Head verlief der Weg Gott sei Dank über ebene Klippen, wenn auch in luftiger Höhe über einer kadavergrauen See, doch man fand nur trügerischen Halt und kam nur langsam vorwärts. An der Ringstead Bay endeten die Berge dann in einem finalen rasanten Abstieg zum Strand. Ich rutschte auf einer Schlammflut den Hügel hinunter und hielt nur inne, um gegen Felsbrocken zu donnern und ein paar Baumela-

stizitätstests durchzuführen. Auf sicherem Boden angelangt, zog ich meine Karte heraus und errechnete mit Hilfe meiner Finger, die ich als Meßzirkel benutzte, daß ich fast fünf Meilen zurückgelegt hatte. Und dazu hatte ich fast den ganzen Morgen gebraucht. Angesichts dieses Schneckentempos runzelte ich die Stirn, stopfte die Karte in die Tasche und trottete trübsinnig weiter.

Der Regen ließ allmählich nach und verwandelte sich in ein heimtückisches Nieseln – dieses besondere englische Nieseln, das in der Luft hängen bleibt und einem die Lebensgeister raubt. Um etwa ein Uhr erstand Weymouth im Nebel, am Ende einer weit geschwungenen Bucht, und ich stieß einen kleinen Freudenschrei aus. Seine scheinbare Nähe indes war eine grausame Täuschung. Ich brauchte beinahe zwei Stunden, um den Rand der Stadt zu erreichen, und noch eine, um an der Uferpromenade entlang zum Zentrum zu laufen, aber da humpelte ich auch nur noch müde vorwärts. Ich fand ein Zimmer in einem kleinen Hotel und blieb so lange in Schuhen und Kondom auf dem Bett liegen, bis ich die Kraft sammeln konnte, mir etwas weniger Albernes anzuziehen, Katzenwäsche zu machen und

in die Stadt zu gehen.

Weymouth gefiel mir viel besser, als ich erwartet hatte. Es erhebt aus zweierlei Gründen Anspruch auf Ruhm. 1348 hatte hier die Pest ihre englische Premiere, und 1789 wurde es der Welt erstes Seebad, als dieser dröge George III. die Mode einführte, im hiesigen Meer zu baden. Heute versucht die Stadt, die Atmosphäre georgianischer Eleganz zu bewahren. Durchweg erfolgreich. Trotzdem durchwehte sie wie die meisten Seebäder ein Hauch von unabwendbarem Niedergang, jedenfalls, was den Tourismus betraf. Das Gloucester Hotel, in dem George und seine Entourage immer residierten (damals war es ein Privathaus), hatte gerade erst geschlossen, und nun besaß Weymouth kein einziges anständiges großes Hotel mehr. Was für ein trauriger Mangel in einem alten Seebad. Aber ich freue mich, berichten zu können, daß es eine ganze Menge guter Pubs und ein außerordentlich gutes

Restaurant, Perry's, gibt, und zwar allesamt in dem herausgeputzten Hafenviertel, wo Fischerboote auf dem Wasser schaukeln und eine flotte Seefahreratmosphäre herrscht und man immer meint, daß gleich Popeye um die Ecke biegt. Im Gegensatz zu

den Pubs in Lulworth war Perry's gutbesucht und fröhlich, und meine Lebensgeister kehrten zurück. Ich speiste Miesmuscheln aus heimischem Fang, aus Poole – nach drei Tagen harter Laufarbeit war es ein Schock, daß Poole immer noch »heimisch« war –, und einen höchst lobenswerten Seebarsch und zog mich danach in ein dunkles Pub mit niedriger Decke zurück, in dem man eigentlich einen dicken Pullover aus Arranwolle und eine Kapitänsmütze tragen sollte. Ich fühlte mich sauwohl und trank so viel, daß mir die Füße nicht mehr weh taten.

Im Westen Weymouths erstreckt sich der fünfzig Meilen lange Bogen der Lyme Bay. Da aber die Gegend direkt westlich der Stadt absolut nichts Besonderes oder Markantes hat, nahm ich ein Taxi nach Abbotsbury und begann meine Wanderung auf der Mitte des Chesil Beach. Er bestand aus großen Verwehungen kleiner, nierenförmiger Kiesel, die die Meereswellen in Millionen Jahren gleichmäßig glatt geschliffen haben. Man kann kaum darüber laufen, weil man mit jedem Schritt knöcheltief einsinkt. Der Küstenpfad direkt hinter dem Strand verläuft zwar auf festerem Grund

und Boden, aber man kann nicht über die Steindünen schauen. Man hört nur, wie das Meer auf der anderen Seite an den Strand kracht und unablässig Kieselsteine ans Ufer klappern läßt. Der langweiligste Spaziergang, den ich je gemacht habe. Bald begannen sich auch meine Blasen bemerkbar zu machen. Eigentlich kann ich Schmerzen aller Art ertragen, aber Blasen finde ich äußerst unerquicklich. Als ich West Bay erreichte, war ich reif für ein nettes Essen im Sitzen.

West Bay ist ein komisches kleines Nest, wie Kraut und Rüben in einer Dünenlandschaft verstreut. Es hatte etwas von der Atmosphäre einer Goldgräberstadt, als sei es eiligst aus dem Boden gestampft worden. Ich ging auf Jagd nach einem Lokal und stieß auf ein unscheinbares Etablissement namens Riverside Café. Als ich die Tür öffnete, fand ich mich allerdings in einem außergewöhnlichem Ambiente wieder. Hier war der Bär los. Durch die Luft schrillten Wortfetzen und Geplapper, als wäre man in London, und die Gäste sahen alle aus, als seien sie gerade einer Ralph-Lauren-Werbung entsprungen: Pullover lässig über die Schultern geschlungen, Sonnenbrillen ins

Haar geschoben. Als sei ein kleines Stück Pulham oder Chelsea wie durch Zauber an diese gottverlassene Küste Dorsets geweht worden.

Ein solches Tempo habe ich jedenfalls noch nie in einem Restaurant außerhalb Londons erlebt. Kellner und Kellnerinnen wieselten umher, um den augenscheinlich unerschöpflichen Bedarf der Gäste nach Essen und vor allem Wein zu befriedigen.

Normalerweise mache ich mir nicht viel aus Lunch, aber das Essen roch so wunderbar, und das Drum und Dran war so anregend, daß ich zuschlug wie ein Berserker. Als Vorspeise gönnte ich mir eine Hummer-Jakobsmuschel-Terrine, dann ein exquisites Seebarsch-Filet mit grünen Bohnen und einem Berg Pommes frites, zwei Glas Wein und als krönenden Abschluß Kaffee und ein fettes Stück Käsekuchen. Der Besitzer, ein richtig netter Mann namens Arthur Watson, wanderte zwischen den Tischen umher und blieb sogar bei mir stehen. Er erzählte mir, das Lokal sei bis vor zehn Jahren ein ganz normales Café gewesen und habe zum Lunch Braten, Burgers und Pommes serviert. Ganz allmählich hatten sie mit frischem Fisch und schickerem Essen begon-

nen und festgestellt, daß eine irre Nachfrage danach bestand. Jetzt war es zu jeder Mahlzeit gerammelt voll und soeben als Dorsets Good Food Restaurant des Jahres ausgezeichnet worden, aber sie hatten immer noch Burger auf der Karte und servierten mit allem Pommes. Einfach wunderbar.

Als ich mit leichtem Kopf (und allem anderen schwer) aus dem Riverside wieder auftauchte, war es schon nach drei. Ich setzte mich auf eine Bank, nahm meine Karte und sah zu meiner Bestürzung, daß zwischen mir und Lyme Regis immer noch zehn Meilen und der fast einhundertneunzig Meter hohe Golden Cap lagen, der höchste Gipfel an der Südküste. Meine Blasen pochten, meine Beine schmerzten, mein Bauch war grotesk angeschwollen, und ein leichter Regen setzte ein.

Da hielt ein Bus vor mir. Ich stand auf und steckte den Kopf durch die offene Tür. »Nach Westen?« fragte ich den Fahrer. Er nickte. Ohne einen weiteren Gedanken zu verschwenden, tapste ich an Bord, kaufte eine Fahrkarte und nahm hinten Platz. Ich sage ja immer: Auch für eine erfolgreiche Fußwanderung gilt: Man muß wissen, wann man aufhören muß.

Zehntes Kapitel

Ich übernachtete in Lyme Regis und bummelte am folgenden Morgen ein wenig durch die Stadt, bevor ich einen Bus nach Axminster und einen Zug nach Exeter nahm, ein Prozedere, das erheblich mehr Zeit verschlang, als ich erwartet hatte. Das Tageslicht schwand, als ich in Exeter St. David's ausstieg. Und leider nieselte es wieder.

Ich wanderte durch die Stadt und checkte die Hotels von der Straße aus ab, aber sie waren für meine Verhältnisse alle eine Spur zu vornehm. Schließlich landete ich im Fremdenverkehrsbüro. Ein wenig verloren und fern der Heimat, wußte ich nicht so recht, was ich hier wollte. Ich schaute mir stapelweise Faltblätter an, für Shirehorse-Gestüte, Falknereien und Miniaturpony-Höfe, Kuscheltierzoos, Modelleisenbahnen und Schmetterlingsfarmen. Nichts von alledem appellierte an meine Freizeitbedürfnisse. Außerdem waren fast alle diese Blättchen bedrückend analphabetisch, besonders die Interpunktion – manchmal glaube ich, wenn ich noch eine Touristenbroschüre sehe, auf der »Englands Best«

oder »Britains Largest« steht, gehe ich hin und fackle das Ding ab.

An der Theke klebte ein Zettel, daß man hier auch Zimmer buchen konnte, folglich fragte ich die hilfsbereite Dame, ob sie mir eine Unterkunft besorgen könne. Ohne weitere Umschweife fragte sie mich, wieviel zu zahlen ich bereit sei, was ich immer sehr peinlich und, offen gesagt, unenglisch finde, und in einem zermürbenden Prozeß kamen wir zu dem Ergebnis, daß ich in eine Kategorie von Gästen fiel, die geizig, aber anspruchsvoll sind. Zufällig bot das Royal Clarence einen Spezialdeal an, 25 Pfund für die Nacht, wenn man versprach, keine Handtücher zu klauen, und darauf sprang ich gleich an, weil ich an dem großen, weißen georgianischen Gebäude am Kathedralenplatz vorbeigekommen war und es schrecklich hübsch ausgesehen hatte. Und so war es dann auch. Das Zimmer war frisch renoviert und groß genug für Olympische Hotelzimmerspiele im Papierkorbball, Möbelhindernisrennen, Betthochsprung (man schwingt von der Badezimmertür mit einem wohlgetimten Hüpfer auf die Matratze) und andere bei einsamen Reisenden immer wieder beliebte Sportarten. Ich absolvierte eine

kurze, aber intensive Trainingseinheit, zog mich um und begab mich halb verhungert auf die Straße.

Es war kurz nach sechs, aber das Stadtzentrum praktisch tot. Unter düsteren Straßenlampen wanderte ich umher, schaute in Schaufenster und las diese seltsamen Plakate der Provinzzeitungen. Komisch, sie faszinieren mich immer sehr, denn sie sind entweder für Ortsfremde völlig unbegreiflich (»Briefkastenvergewaltiger schlägt wieder zu«, »Beulah flüchtet von zu Hause«) oder so langweilig, daß man sich nicht vorstellen kann, wie jemand allen Ernstes meint, sie förderten den Verkauf (»Mülltonnenvertrag: Rathaus tobt«, »Telefonzellenvandalen schlagen wieder zu«). Meine Lieblingsschlagzeile ist – ich schwöre, sie ist echt, ich habe sie vor vielen Jahren in Hemel Hempstead gesehen – »Frau, 81, stirbt«.

Vielleicht hatte ich mir die falschen Straßen ausgesucht, aber in der Mitte Exeters schien es nirgendwo Restaurants zu geben. Endlich erreichte ich eine hügelige Straße mit ein paar bescheidenen Freßlokalen und stürzte mich in das erstbeste Chinarestaurant.

Ich weiß nicht, warum, aber in Chinare-

staurants fühle ich mich stets ein wenig unwohl, besonders wenn ich allein dort speise. Ich habe immer den Verdacht, daß die Kellnerin sagt: »Ein Rindfleisch-Chop-suey mit Reis für den imperialistischen Hund an Tisch fünf.« Und Stäbchen finde ich, ehrlich gesagt, ein Armutszeugnis. Bin ich denn der einzige, dem es komisch vorkommt, daß ein Volk, das so genial ist, Papier, Schießpulver, Papierdrachen und jede Menge andere nützliche Dinge zu erfinden, und das sich einer über 3000 Jahre alten Geschichte rühmen kann, einfach nicht kapiert, daß ein Paar Stricknadeln kein geeignetes Mittel ist, Essen zu erbeuten? Na, jedenfalls verbrachte ich eine Stunde damit, Reiskörner aufzuspießen, Sauce über das Tischtuch zu kleckern und mir fein ausbalancierte Fleischstücke zum Mund zu heben und dann doch nur zu entdecken, daß sie geheimnisvoll und auf Nimmerwiedersehen verschwanden. Als ich fertig war, sah der Tisch aus, als habe ein Handgemenge stattgefunden. Schamerfüllt bezahlte ich meine Rechnung und schlich zur Tür hinaus und zurück in mein Hotel, wo ich ein wenig in die Glotze guckte und die leckeren Reste schnabulierte, die sich in Pulloverfalten

und Hosenaufschlägen verbargen.

Am nächsten Morgen stand ich früh auf und ging die Stadt ansehen. Exeter war in düsteren Nebel gehüllt, was sein Aussehen nicht gerade hob, doch der Kathedralenplatz war sehr schön und die Kathedrale sogar schon morgens um acht geöffnet, was mich sehr beeindruckte. Eine Zeitlang blieb ich hinten sitzen und lauschte den morgendlichen Chorproben. Wunderbar. Dann wanderte ich zu den alten Kais. Mal sehen, was es dort zu entdecken gab. Sie waren kunstvoll zu Läden und Museen restauriert worden, aber zu dieser Tageszeit geschlossen – oder vielleicht zu dieser Jahreszeit –, und es war kein Mensch zu erblicken.

Als ich wieder in die High Street zurückkehrte, öffneten die Läden gerade. Ich hatte noch nichts gegessen, weil Frühstück in dem Sonderpreis für mein Zimmer nicht enthalten war, und begab mich auf die Suche nach einem Café. Aber wieder Fehlanzeige. Am Ende ging ich zu Marks & Spencer, um mir ein Sandwich zu kaufen.

Obwohl das Kaufhaus gerade erst geöffnet hatte, war die Lebensmittelabteilung voll, und an den Kassen standen lange Schlangen. Ich stellte mich hinter acht andere

Kunden, lauter Frauen, die alle etwas Unerklärliches taten. Wenn sie mit Bezahlen dran waren, taten sie völlig überrascht.

Seit Jahren rätsele ich an diesem Phänomen herum. Da stehen die Frauen, schauen zu, wie ihre Käufe eingetippt werden, und wenn die Kassiererin sagt: »Das macht 4,20 Pfund, love«, oder wieviel auch immer, schauen sie plötzlich aus, als hätten sie noch nie im Leben eingekauft. Sie rufen »Oh!« und fangen ganz aufgeregt an, in ihren Handtaschen nach Geldbörsen oder Scheckheften zu wühlen, als habe ihnen niemand erzählt, was für Konsequenzen auf sie zukämen.

So viele Fehler Männer auch haben – wie zum Beispiel große, ölige Maschinenteile in der Küchenspüle zu waschen oder zu vergessen, daß eine frischgestrichene Tür länger als dreißig Sekunden naß bleibt –, beim Bezahlen sind sie meist ganz gut. Sie nutzen die Zeit in der Schlange zu einer Inventur ihrer Brieftasche und legen die Münzen zurecht. Wenn der Mensch an der Kasse den Betrag nennt, händigen sie unverzüglich die in etwa korrekte Summe aus, behalten die Hand für das Wechselgeld ausgestreckt, so doof das auch aussieht und so lange es dau-

ert, wenn zum Beispiel die Papierrolle streikt, und dann – aufgepaßt! – stecken sie im Weitergehen ihr Geld ein, anstatt zu beschließen, nun sei es an der Zeit, die Autoschlüssel zu suchen und die Quittungen von sechs Monaten zu sortieren.

Und wenn wir jetzt schon einmal bei diesen gewagten sexistischen Zwischenbemerkungen sind – warum können Frauen Zahnpastatuben nie vom Ende her aufrollen, und warum versuchen sie immer jemand anderen dazu zu bringen, eine Glühbirne einzuschrauben? Wieso können sie Dinge riechen und hören, die so eindeutig jenseits aller menschlichen Wahrnehmungsfähigkeit liegen, und woher wissen sie in einem anderen Zimmer, daß man gerade einen Finger in die Glasur eines frisch gebackenen Kuchens stecken will? Warum vor allem finden sie es so beunruhigend, wenn man mehr als vier Minuten am Tag auf der Toilette verbringt? Auch das ist mir seit Jahren ein Rätsel.

Ich lächelte die Prozession aufgeregter Ladies vor mir also gütig an, bis ich an der Reihe war und den hinter mir Wartenden demonstrieren konnte, wie man so etwas richtig macht. Aber ehrlich gesagt, ich

fürchte, sie haben es gar nicht mitbekommen.

Ich verzehrte mein Sandwich auf der Straße, kehrte zum Hotel zurück, sammelte meine Siebensachen ein, bezahlte die Rechnung, trat wieder hinaus und dachte: Was jetzt? Ich wanderte zum Bahnhof und warf einen Blick auf die flackernden Bildschirme. Sollte ich einen Zug nach Plymouth oder Penzance nehmen? Der nächste kam leider erst in ein paar Stunden. Nach Barnstaple allerdings fuhr einer in Kürze. Da beschloß ich, zuerst dorthin und dann mit dem Bus an der Küste von Nord-Devon nach Taunton oder Minehead zu fahren. Unterwegs konnte ich in Lynton und Lynmouth haltmachen und vielleicht noch in Porlock und Dunster. Es schien eine famose Idee zu sein.

Ich bat den Mann am Fahrkartenschalter um eine einfache Fahrt nach Barnstaple. Er sagte mir, eine einfache Fahrt koste 8,80 Pfund, aber er könne mir eine Rückfahrkarte für 4,40 Pfund geben.

»Hätten Sie wohl die Güte, mir die Logik dessen zu erklären?« fragte ich ihn.

»Wenn ich könnte, gern, Sir«, erwiderte er mit löblicher Offenheit.

Ich begab mich mit Rucksack und Rückfahrkarte zum angegebenen Bahnsteig, wo ich mich auf einer Bank niederließ und die Bahnhofstauben beobachtete. Was sind das für überängstliche, bescheuerte Viecher! Ein unerfüllteres, unbefriedigenderes Leben kann ich mir gar nicht vorstellen. Hier sind die Anweisungen für das Leben als Taube:

1. Laufen Sie eine Weile ziellos herum und picken Sie an Zigarettenkippen und anderen unzuträglichen Gegenständen.

2. Erschrecken Sie vor einem auf dem Bahnsteig vorbeilaufenden Menschen und fliegen Sie zu einem Eisenträger.

3. Kacken Sie.

4. Wiederholen Sie das Ganze.

Die Bahnsteigbildschirme funktionierten nicht, und ich konnte die Ansagen nicht verstehen – erst nach einer Ewigkeit begriff ich, daß »Ekzem« in Wirklichkeit »Exmouth« bedeutete –, also mußte ich jedesmal, wenn ein Zug einfuhr, aufstehen und Erkundigungen einziehen. Aus Gründen, die sich ebenfalls einer rationalen Erklärung entziehen, gibt British Rail die Zielorte vorne am Zug an, was schrecklich praktisch wäre, wenn die Fahrgäste auf den Schienen

sitzend warten würden, aber vielleicht nicht so ideal für die ist, die von der Seite einsteigen. Meine Mitreisenden verstanden die Ansagen offenbar auch nicht, denn als der Zug nach Barnstaple endlich eintraf, bildeten wir zu einem halben Dutzend geduldig eine Schlange vor einem BR-Beamten und fragten ihn, ob das der Zug nach Barnstaple sei.

Zum besseren Verständnis ausländischer Leser sollte ich erläutern, daß damit ein bestimmtes Ritual verbunden ist. Selbst wenn man gehört hat, wie der Schaffner dem Menschen vor einem sagt, daß das der Zug nach Barnstaple ist, muß man fragen: »Entschuldigung, ist das der Zug nach Barnstaple?« Wenn er bestätigt, daß das große, schlanke Objekt einen Meter rechts neben einem in der Tat der Zug nach Barnstaple ist, muß man darauf zeigen und sagen: »Der?« Wenn man dann in den Zug einsteigt, muß man zusätzlich in den Wagen hineinfragen: »Entschuldigen Sie, ist das der Zug nach Barnstaple?« woraufhin die meisten Leute sagen, ihres Wissens ja.

Ein vollbepackter Mann gerät daraufhin plötzlich in Panik, nimmt hastig seine Sachen und steigt aus.

Sie sollten immer seinen Platz einnehmen, denn im allgemeinen werden Sie feststellen, daß er eine gefaltete Zeitung, einen nicht aufgegessenen Schokoriegel und vielleicht noch ein hübsches Paar Schafsfellhandschuhe liegengelassen hat.

So kam es, daß ich aus dem Bahnhof Exeter St. David's hinausfuhr, während ein mit Paketen beladener Mann an meinem Fenster entlangstolperte und Gefühlen Ausdruck verlieh, die ich durch das dicke Glas nicht verstand. Ich begutachtete meine neuen Besitztümer, eine *Daily Mirror* und ein *Kitkat*. Handschuhe waren leider nicht dabei. Wir ratterten durch die Vororte Exeters in die üppig grüne Landschaft von Devon. Ich fuhr mit der sogenannten Tarka Line – es hatte irgendwas mit einer Geschichte über einen Otter zu tun, die offenbar hier in der Gegend geschrieben worden war. Ringsum war es wunderschön und außergewöhnlich grün. Man hätte glatt auf die Idee kommen können, daß der Hauptindustriezweig Großbritanniens die Chlorophyllerzeugung sei. Wir tuckerten an bewaldeten Höhen entlang, einsamen Bauernhöfen und Kirchen mit eckigen Türmen, die wie Figuren aussahen,

die von einem überdimensionalen Schachspiel übriggeblieben sind. Ich sank in das glückliche Delirium, in das mich die Bewegung einer Eisenbahn immer schaukelt, und bemerkte die Namen der kleinen Dörfer, durch die wir fuhren, nur halb – Pinhead, West Stuttering, Bakelite, Ham Hocks, Sheepshanks.

Es dauerte länger als eineinhalb Stunden, bis wir die 38 Meilen nach Barnstaple zurückgelegt hatten. Ich stieg dort aus und eilte auf einer langen Brücke über den rasch dahinfließenden Taw in die Stadt. Eine halbe Stunde wanderte ich durch enge Geschäftsstraßen und eine große, unfreundliche Markthalle, in der ein paar Leute Kunstgewerbegegenstände verscherbelten, und war froh, daß ich hier nicht bleiben mußte.

Barnstaple war früher einmal ein größerer Eisenbahnknotenpunkt mit drei Bahnhöfen, aber nun gibt es nur noch den einen, von dem aus gelegentlich ein Bummelzug nach Exeter geht, und einen Busbahnhof am Fluß. Dort ging ich hin. Zwei Frauen saßen bei geöffneter Tür in einem Büro. Sie unterhielten sich mit diesem drolligen Akzent – »Oi be drinkin zoider« –, der in die-

sem Teil der Welt vorherrscht.

Ich erkundigte mich nach Bussen Richtung Minehead, etwa dreißig Meilen weiter östlich an der Küste. Sie schauten mich an, als hätte ich nach Verbindungen nach Feuerland gefragt.

»Ach, zu dieser Jahreszeit kommen Sie nicht nach Moinhead, bestimmt nicht«, sagte die eine.

»Nach dem ersten Oktober gibt es keine Busse nach Moinhead«, fiel die zweite ein.

»Und nach Lynton und Lynmouth?«

Angesichts meiner Naivität schnaubten sie verächtlich. Wir waren in England. Wir schrieben das Jahr 1994.

»Porlock?«

Schnauben.

»Dunster?«

Schnauben.

Das beste, was sie vorzuschlagen hatten, war, mit dem Bus nach Bideford zu fahren und dort umzusteigen. »Vielleicht ist die Scarrrrlet Loin von Bideford aus in Betrieb, kann sein, kann aber auch nicht sein, genau weiß ich das nicht.«

»Gibt es dort noch mehr solche Menschen wie Sie?« wollte ich fragen, unterließ es aber.

Angesichts so vieler Unwägbarkeiten blieb ich draußen stehen und überlegte angestrengt, was ich nun tun sollte. All meine sorgfältig zurechtgelegten Pläne waren zerstoben. Ich zog mich in ein Haus mit dem kuriosen Namen Royal and Fortescue Hotel zurück, wo ich bei einer stummen, reizlosen Kellnerin ein Thunfisch-Sandwich und einen Kaffee bestellte und meinen Fahrplan aus dem Rucksack wühlte. Ich stellte fest, daß ich dreiundzwanzig Minuten hatte, um mein Sandwich zu verzehren, meinen Kaffee zu trinken und die Meile zurück zum Bahnhof zu galoppieren, um den Zug nach Exeter zu erwischen und dort von vorn zu beginnen.

Ich schlang mein Sandwich beinahe ganz herunter, trank zwei Schluck Kaffee, warf Geld auf den Tisch und raste voll Angst und Schrecken zum Bahnhof, damit ich den Zug nicht verpaßte und womöglich in Barnstaple nächtigen mußte. Ich schaffte es mit knapper Not. Als ich in Exeter ankam, marschierte ich direktemang zu den Bildschirmen. Mein Entschluß stand fest: Ich würde den ersten Zug nach Irgendwo nehmen.

So kam es, daß ich mich in den Händen des Schicksals, sprich einem Zug nach Weston-

super-Mare wiederfand.

Elftes Kapitel

Also ich finde, es gibt drei Gründe, nie unglücklich zu sein.

Erstens, daß man geboren worden ist. Das ist an und für sich schon eine bemerkenswerte Leistung. Wußten Sie, daß Ihr Vater jedesmal, wenn er ejakulierte (was ehrlich gesagt, ganz schön oft der Fall war), ungefähr fünfundzwanzig Millionen Spermien produzierte, das heißt, die Hälfte der Bevölkerungszahl Großbritanniens? Um allerdings geboren zu werden, mußten Sie nicht nur unter den wenigen Ladungen Sperma sein, die auch nur eine theoretische Lebenschance hatten – das schon ziemlicher Dusel –, sondern auch das Rennen gegen zirka 24 999 999 andere zappelnde Konkurrenten gewinnen.

Zweitens, Sie leben. Einen winzigkleinen Augenblick im Verlauf der Ewigkeit haben Sie das wunderbare Privileg zu existieren. Endlose Äonen nicht. Irgendwann ist Schluß. Daß sie nun genau in diesem nie zu wiederholenden Moment hier sitzen, dieses Buch lesen, Bonbons essen, von heißem Sex

träumen, prüfend in Ihren Achselhöhlen schnüffeln – einfach existieren –, ist so phantastisch, daß man es kaum glauben kann.

Drittens haben Sie jede Menge zu essen, leben in einer Zeit (relativen!) Friedens und können sich glücklich schätzen, daß »Tie a Yellow Ribbon Round the Old Oak Tree« nie mehr die Nummer eins in den Charts sein wird.

Wenn man all das nicht vergißt, ist man bestimmt nie wieder unglücklich – obwohl ich der Korrektheit halber darauf hinweisen muß, daß man diesem Zustand nahe kommt, wenn man sich an einem verregneten Dienstagabend allein in Weston-super-Mare wiederfindet.

Es war erst kurz nach sechs, als ich aus dem Zug von Exeter stieg und mich in die Stadt wagte, aber in Weston waren die Bürgersteige schon hochgeklappt. Vom Bahnhof aus ging ich durch ein Betoneinkaufsviertel und kam an der Uferpromenade wieder heraus, wo ein schwarzes, unsichtbares Meer ruhelose Wutschgeräusche machte. Die meisten Hotels an der Promenade waren ebenfalls dunkel und leer, und die paar geöffneten sahen nicht sehr ver-

lockend aus. Ich ging etwa eine Meile zu einer Gruppe dreier hellerleuchteter Etablissements am anderen Ende und suchte mir willkürlich eines aus. Es hieß Birchfield. Einfach, aber sauber und nicht teuer. Ich hätte es schlechter treffen können, und das habe ich auch schon.

Ich machte kurz Toilette und wanderte auf der Suche nach Abendbrot und Unterhaltung in die Stadt. Und landete erneut in einem Chinarestaurant, nicht, weil ich einen Gieper auf chinesisches Essen hatte, sondern weil der Laden als einziger auf war. Während ich friedlich Reis und Süß-Sauer-Soße über das Tischtuch plemperte, hörte ich ein wenig Donnergrollen, und einen Moment später öffneten sich alle Himmelsschleusen – ich meine wirklich »alle«. Selten habe ich es in England so gräßlich regnen sehen. Der Regen klatschte auf die Straße wie ein Kugelhagel, und innerhalb weniger Minuten war das Restaurant stockduster, als spritzte es jemand mit einem Gartenschlauch ab. Weil der Weg zum Hotel sehr lang war, dehnte ich das Mahl in der Hoffnung aus, daß das Wetter besser würde, aber Pustekuchen. Schließlich blieb mir keine Wahl, als in die Regennacht hin-

auszutreten.

Ich stellte mich unter die Markise eines Ladens und überlegte, was ich tun sollte. Der Regen trommelte wie verrückt auf die Markise und schoß in Sturzfluten durch die Bordsteinrinnen. Sie waren auf ganzer Straßenlänge völlig überflutet, und das Wasser platschte in einem fort auf die Bürgersteige. Wenn man die Augen schloß, klang es, als sei man mitten in einem großen, irren Steptanzwettbewerb. Ich zog mir die Jacke über den Kopf, watete in die Sintflut hinaus, sprintete über die Straße und suchte intuitiv in der erstbesten hellen Öffnung Zuflucht – in einer Spielhalle. Dort putzte ich mir die Brillengläser mit einem großen Schnupftuch und versuchte mich zu orientieren. Die riesige Halle stand voll pulsierender Automaten, manche dudelten elektronische Melodien oder machten unaufgefordert Geräusche, doch außer einem Aufseher, der mit einer Kippe im Mundwinkel und einer Zeitschrift am Tresen saß, war niemand dort. Es sah gespenstisch aus, als spielten die Geräte mit sich selbst.

Mit Ausnahme von Groschenautomaten und diesen Krandingern, bei denen man in drei Mikrosekunden ein Plüschtier kaschen

muß und die Schalthebel nie mit den Bewegungen des Fangeimers korrespondieren, begreife ich Spielautomaten überhaupt nicht. Meist finde ich nicht einmal, wo ich die Münze einwerfen muß, oder, falls mir das gelungen ist, wie ich das Spiel in Gang kriege. Wenn ich es wie durch ein Wunder schaffe, diese beiden Hindernisse zu überwinden, entgeht mir unter Garantie, daß das Spiel schon angefangen hat und ich wertvolle Sekunden damit vergeude, in unzugänglichen Münzrückgabefächern herumzutasten oder den Knopf mit der Aufschrift »Start« zu suchen. Dann habe ich dreißig Sekunden, um mich ohne einen blassen Dunst, was da abläuft, kopflos in ein hektisches Chaos zu stürzen, während meine Kinder rufen: »Du hast gerade Prinzessin Leila in die Luft gesprengt, du Blödmann!« Und dann kommt:

»Game over!«

So war's auch jetzt. Aus keinem Grund, den ich in irgendeiner Weise rational erklären könnte, steckte ich 50 Pence in ein Spiel mit Namen »Killer Kickboxer« oder »Kick His Fucking Brains Out« oder so ähnlich und hämmerte ungefähr eine Minute auf einen roten Knopf und zerrte an einem He-

bel, während meine Figur, ein muskulöser blonder Bursche, gegen Vorhänge trat und Zauberscheiben ins Nichts warf und eine Reihe gleichermaßen kräftiger, aber skrupelloserer Orientalen ihn mit Nierenschlägen traktierten und auf den Teppich warfen.

Eine Stunde lang wanderte ich wie in Trance umher, fütterte Automaten mit Münzen und spielte Spiele, die ich nicht begriff. Ich fuhr Rennwagen in Heuballen, vernichtete befreundete Truppen mit Laserstrahlen und half aus Versehen Zombiemutanten, einem Kind Unaussprechliches anzutun. Schließlich hatte ich kein Geld mehr und trat in die Nacht hinaus. Mir blieb gerade ein Augenblick, um zu bemerken, daß der Regen nachgelassen hatte, aber die Straße offenbar wegen eines verstopften Abflusses überschwemmt war, da raste ein roter Ford Fiesta mit überhöhter Geschwindigkeit durch die Pfütze haarscharf am Bürgersteig vorbei, und ich kriegte eine gesammelte Ladung Wasser ab.

»Durchnäßt« beschreibt nicht im entferntesten meinen Zustand. Ich war so klatschnaß, als sei ich gerade ins Meer gefallen. Als ich prustend nach Luft schnappte, verlang-

samte das Auto seine Fahrt, drei Typen steckten kurzgeschorene Köpfe aus den Fenstern, riefen mir fröhliche Grüße, die wie »Nyaa-nyaa, nyaanyaa!« klangen, zu und rasten davon. Verdrossen trottete ich die Promenade entlang, bei jedem Schritt quatschte es, und ich zitterte vor Kälte. Ich will ja diese heitere Chronik der Ereignisse nicht zur Mitleidsstory verkommen lassen, aber ich muß doch erwähnen, daß ich erst kürzlich von einer relativ ernsten Lungenentzündung genesen war. Ich war zwar nicht dem Tode nahe, aber immerhin so krank gewesen, daß ich *This Morning with Richard and Judy* geguckt hatte, und in den Zustand wollte ich nicht wieder geraten. Um meine Empörung noch größer werden zu lassen, drehte der Fiesta eine Siegerrunde, und seine vergnügungssüchtigen Insassen fuhren wieder langsamer, um mir ein weiteres triumphierendes »Nyaa-nyaa!« zu entbieten, bevor sie, quietschend und unkontrolliert hin und her rutschend, leider nicht gegen einen Laternenpfahl, sondern in die Nacht hinausrasten.

Als ich mein weit entferntes Hotel erreichte, war ich gut ausgekühlt und ziemlich fertig. Und nun stellen Sie sich doch bitte mei-

ne Verblüffung vor, als ich die Rezeption halbdunkel und die Tür verschlossen vorfand. Ich schaute auf die Uhr. Meine Güte, es war erst neun! Was war das bloß für ein Kaff? Es gab zwei Klingeln, ich drückte auf beide. Keine Reaktion. Ich versuchte, meinen Zimmerschlüssel ins Türschloß zu stecken, und natürlich paßte er nicht. Ich probierte es erneut mit den Klingelknöpfen, lehnte mich mehrere Minuten lang dagegen und wurde immer saurer. Als mir weiterhin kein Erfolg beschieden war, schlug ich mit der flachen Hand auf die Glastür, dann mit der Faust und schließlich mit einem festen Schuh und einem Anflug von Panik. Ich glaube, die stillen Straßen hallten auch von meinen Schreien wider.

Endlich erschien der Besitzer mit überraschter Miene oben auf einer Kellertreppe. »Tut mir leid, Sir«, sagte er ruhig, während er die Tür aufschloß und mich hineinließ. »Stehen Sie schon lange hier draußen?«

Hm, ich erröte jetzt noch, wenn ich daran denke, wie ich den armen Mann beschimpft habe. Ich befleißigte mich einer sehr unbeherrschten Sprache und verlor jegliches Gefühl für Anstand und Sitte. Unter anderem warf ich dem Hotelbesitzer und seinen Mit-

bürgern einen himmelschreienden Mangel an Intelligenz und Charme vor. Sagte ihm, daß ich in diesem gottverlassenen Dreckloch von Seebad gerade den langweiligsten Abend meines Lebens verbracht hätte, daß ich von einem Auto voll junger Männer, deren IQ zusammen noch zehn Punkte unter dem eines Schwachsinnigen liege, bis auf die Haut durchnäßt worden, eine Meile in nassen Kleidern gelaufen sei und nun bald eine halbe Stunde in der Kälte gebibbert hätte, weil man mich um ScheißneunUhrabends aus meinem eigenen Hotel ausschließe.

»Darf ich Sie daran erinnern«, fuhr ich ihn mit schriller Stimme an, »daß ich Ihnen vor zwei Stunden auf Wiedersehen gesagt habe und Sie gesehen haben, wie ich aus der Tür hinaus und die Straße hinuntergegangen bin? Dachten Sie, ich würde nicht zurückkommen? Ich würde im Park schlafen und meine Sachen morgen früh abholen? Oder sind Sie schlicht und ergreifend nur ein Vollidiot? Bitte, antworten Sie mir, ich wüßte es nur zu gern.«

Der Mann schluckte zuckend meine Schmähungen, fuhrwerkte nervös mit den Händen herum und brachte eine Flut von

Entschuldigungen hervor. Er bot mir Tee und Sandwiches an, meine nassen Kleider zu trocknen und zu bügeln, mich zu meinem Zimmer zu begleiten und die Heizung persönlich anzustellen. Es hätte nur noch gefehlt, daß er mir zu Füßen fiel und mich bat, ihn mit dem Säbel zu durchbohren. Er flehte mich geradezu inständig an, mir etwas Warmes zu essen oder zu trinken bringen zu lassen.

»Ich will nichts als in mein Zimmer gehen und die Minuten zählen, bis ich aus diesem Scheißloch wieder raus bin!« schrie ich, ein wenig theatralisch, aber sehr eindrucksvoll, und stolzierte die Treppen in den ersten Stock hinauf, wo ich ein paar Minuten tollwütig auf dem Flur herumstampfte, bis ich merkte, daß ich nicht die leiseste Ahnung hatte, welches mein Zimmer war. Auf dem Schlüssel war keine Nummer.

Ich ging zu der nun wieder im Halbdunkel liegenden Rezeption zurück und steckte den Kopf durch die Kellertür. »Entschuldigung«, sagte ich mit schwacher Stimme, »können Sie mir bitte sagen, in welchem Zimmer ich bin?«

»Nummer 27«, kam eine Stimme aus der Dunkelheit.

Eine Weile blieb ich stehen, ohne mich zu rühren. »Danke schön«, sagte ich.

»Schon gut, Sir«, sagte die Stimme. »Schlafen Sie gut.«

Ich runzelte die Stirn und räusperte mich. »Danke schön«, sagte ich noch einmal und begab mich in mein Zimmer, wo die Nacht ohne weitere Zwischenfälle verstrich.

Als ich mich am Morgen in dem sonnigen Speiseraum einfand, wartete der Besitzer schon darauf, mich in Empfang zu nehmen. Nun, trocken und warm und gut ausgeruht, schämte ich mich wegen meines Benehmens am Vorabend entsetzlich.

»Guten Morgen, Sir«, strahlte er mich an, als sei nichts geschehen, und führte mich zu einem Fenstertisch mit einem schönen Ausblick aufs Meer. »Haben Sie gut geschlafen?«

Ich war baff, weil er so freundlich war. »Äh ja. Ja, doch.«

»Gut! Prächtig! Saft und Müsli sind auf dem Wagen. Bitte bedienen Sie sich. Möchten Sie das englische Frühstück?«

Ich fand diese unverdiente Herzlichkeit schwer erträglich. Mit tief gesenktem Blick grummelte ich mir in den Bart: »Hören Sie, was ich gestern abend gesagt habe, tut mir

schrecklich leid. Ich war nur einfach so wütend.«

»Schon gut, Sir.«

»Nein wirklich, es, äh, tut mir sehr leid. Ich schäme mich sogar ein bißchen.«

»Betrachten Sie es als erledigt, Sir. So – einmal das englische Frühstück, recht so?«

»Ja, bitte.«

»Sehr schön, Sir.«

So gut und freundlich bin ich noch nirgendwo bedient worden, ich habe mich aber auch noch nie so wie ein Wurm gefühlt. Der Mann brachte mir Frühstück und schwatzte dabei über das Wetter und was für ein strahlender Tag es zu werden versprach. Ich begriff nicht, warum er so versöhnlich war. Erst nach und nach dämmerte mir, was ich für einen seltsamen Anblick geboten haben muß – ein Mann mit Rucksack besucht einen Ort wie Weston außerhalb der Saison aus keinem ersichtlichen Grund, landet in diesem Hotel und brüllt und stampft wegen einer klitzekleinen Unannehmlichkeit mit den Füßen.

Er muß mich für verrückt gehalten haben, vielleicht einen entflohenen Irren, und wollte mit seinem Verhalten offenbar auf Nummer Sicher gehen. Entweder das, oder

er war ein extrem netter Mensch. Wie dem auch sei, von hier aus noch einmal meine Hochachtung!

Weston war überraschend hübsch in der Morgensonne. Draußen in der Bucht aalte sich die Insel Fiat Holm in der klaren, sauberen Luft, und etwa zwölf Meilen dahinter erhoben sich die grünen Berge von Wales. Selbst die Hotels, die ich am Vorabend verschmäht hatte, sahen jetzt nicht halb so übel aus.

Ich ging zum Bahnhof und nahm einen Zug nach Chepstow und einen Bus nach Monmouth. Das Wye-Tal war so wunderschön, wie ich es von einem früheren Aufenthalt in Erinnerung hatte. Dunkle Wälder, mäandernde Flüsse, einsame weiße Bauernhäuser hoch oben über steilen Hängen. Aber die Dörfer waren doch erstaunlich reizlos und schienen in der Hauptsache aus Tankstellen, Pubs mit großen Parkplätzen und Geschenkläden zu bestehen. Ich hielt nach der Tintern Abbey Ausschau, die natürlich durch Wordsworths berühmtes Gedicht »Langweilig kann ich auch außerhalb des Lake District sein« bekannt geworden ist, und stellte enttäuscht fest, daß sie, anders als in meiner Erinnerung, nicht etwa ein-

sam in der Landschaft stand, sondern am Rand eines nicht weiter weltbewegenden Dorfes.

Monmouth war allerdings eine hübsche Stadt mit einer sanft ansteigenden High Street und einem stattlichen Rathaus. Davor stand eine Statue von Charles Stewart Rolls, dem Filius von Lord und Lady Llangattock, dem, wie die Inschrift besagte, »Pionier der Ballonluftfahrt, des Kraftfahrsports und der Fliegerei, der im Juli 1910 bei einem Unfall in Bournemouth ums Leben kam«. Er hatte das Modell eines frühen Doppeldeckerflugzeugs in der Hand, sah aber eher aus wie King Kong, der angreifende Geschwader wegklatscht. Worin seine Beziehung zu Monmouth bestand, wurde nicht deutlich. Der Buchladen von Monmouth in der Church Street hatte eins von meinen Büchern im Schaufenster und wird deshalb hier lobend erwähnt.

Weil ich noch eine kleine Wanderung machen wollte, solange das Wetter so schön war, blieb ich nur kurz. In einer Bäckerei kaufte ich mir ein Kuchenstück und aß es auf dem Wege zum Wye. An der hübschen Steinbrücke der Stadt fand ich einen Uferpfad und folgte ihm nach Norden am walisi-

schen Ufer entlang. Die ersten vierzig Minuten begleitete mich der unaufhörliche Verkehrslärm auf der A40, aber an einer Stelle, die Goldsmith's Wood heißt, bog der Fluß scharf von der Straße ab, und ich war plötzlich in einer anderen, unendlich viel ruhigeren Welt. Oben in den Bäumen raschelten und zwitscherten Vögel, und wenn ich näher kam, schossen kleine, unsichtbare Kreaturen ins Wasser. Der Fluß floß träge glitzernd zwischen den Hügeln mit herbstfarbenen Bäumen dahin; er war sehr schön, und ich hatte ihn ganz für mich. Nach ein, zwei Meilen blieb ich stehen, um die Karte zu studieren, und bemerkte eine Stelle auf einer nahegelegenen Erhebung, die King Arthur's Cave hieß. Die wollte ich mir doch nicht entgehen lassen. Ich stapfte den Hügel hinauf und lief hierhin und dorthin, um sie zu finden. Nachdem ich etwa eine Stunde über Felsbrocken und umgefallene Bäume gekraxelt war, fand ich sie zu meinem nicht geringen Erstaunen. Es war nichts Tolles – nur eine flache, von der Natur in eine steile Sandsteinwand gehauene Kammer –, aber ich hatte das angenehme Gefühl, daß ich seit Jahren der erste Besucher war. Jedenfalls fehlten die üblichen Zeichen – Graffiti

und herrenlose Bierdosen –, womit sie in Großbritannien, wenn nicht auf dem ganzen Globus, einmalig dasteht.

Weil es immer später wurde, beschloß ich, eine Abkürzung durch die hügeligen Wälder zu nehmen, merkte aber nicht, daß ich mich auf dem höchsten einiger sehr eng beieinanderliegender Höhenpfade befand. Folglich stieg ich einen Moment später gänzlich unfreiwillig einen mehr oder weniger senkrechten Berg hinab. In großen Sprüngen und mit ausgebreiteten Armen hüpfte ich wie George Chakiris in *West Side Story*, nur war das hier ein Wald in Wales, und George machte sich nicht vor Angst in die Hosen.

Ich landete schließlich nach etlichen waghalsigen Purzelbäumen und einer epochemachenden 70-m-Rutschpartie bäuchlings am äußeren Rand eines schwindelerregenden Abgrunds und glotzte auf den glitzernden Wye 35 Meter unter mir. Ein Blick auf meinen nun plötzlich im Ruhestand befindlichen Körper verriet mir, daß sich mein linker Fuß glücklicherweise an einem Baum-Sprößling verhakt hatte. Wenn der nicht gewesen wäre, könnten Sie jetzt dieses Buch nicht lesen.

Ich murmelte: »Danke Herr, du hast was

gut bei mir«, hievte mich auf die Füße, wischte mir Zweige und vermoderte Blätter von der Vorderfront und kletterte unter vielen Mühen hügelaufwärts wieder zu dem Pfad, den ich so unbesonnen verschmäht hatte. Als ich am Flußufer anlangte, war eine weitere Stunde verstrichen. Und es dauerte noch eine oder länger, bis ich Symonds Yat erreichte, einen breiten, bewaldeten Felsvorsprung auf dem Gipfel eines kolossalen Berges mit weiten Ausblicken in alle Himmelsrichtungen. Überaus reizvoll – wie ein Gleitflieger schaute ich auf die Schleifen des Flusses und eine liebliche Landschaft von Wiesen und Wäldern hinunter, die sich bis zu den Black Mountains in der Ferne erstreckte.

»Nicht übel«, sagte ich, »wirklich nicht übel«, und überlegte, ob ich wohl irgendwo hier in der Nähe eine Tasse Tee bekam und vielleicht sogar die Hosen wechseln konnte.

Zwölftes Kapitel

Es gibt gewisse Dinge, die man nur dann zu schätzen weiß, wenn man britisch oder zumindest älter ist als ich, vorzugsweise beides: Skifflemusik, wie Angela Rippon bei

Morecombe and Wise tanzt und die Beine zeigt, HP-Sauce, Salzstreuer mit einem einzigen großen Loch, Rummelplätze, Sandwiches aus selbstgeschnittenem Brot, Tee mit viel Milch, Schrebergärten, die Überzeugung, daß häusliche Stromleitungen ein fesselndes Gesprächsthema abgeben, Dampfloks, Toast, den man unter einem Gasofengrill fabriziert, der Glaube, daß es ein ziemlich schöner Ausflug ist, wenn man mit seinem Ehegespons Tapeten aussucht, Wein aus etwas anderem als Weintrauben, ungeheizte Schlaf- und Badezimmer, Seaside Rock, Windschutzplanen an einem Strand aufzustellen (warum, ich bitte Sie, sind Sie dort, wenn Sie einen Windschutz brauchen?) und sich für Nachwahlen zu interessieren. Und vielleicht noch ein, zwei andere Attraktionen, die mir im Augenblick nicht einfallen.

Ich behaupte ja nicht, daß diese Dinge schlecht oder langweilig oder doof sind, sondern nur, daß ihr Nutzen und Reiz sich mir im Grunde bis jetzt entziehen. Mit aller gebotenen Vorsicht möchte ich dieser Kategorie auch Oxford hinzufügen.

Ich habe den größten Respekt für die Universität und ihre 800 Jahre unermüdlichen

intellektuellen Ackerns, aber ich muß gestehen, daß mir nicht ganz klar ist, wozu das heutzutage noch gut ist, da Großbritannien keine Kolonialbeamten mehr braucht, die geistreiche Sprüche in Latein vom Stapel lassen können. Will sagen: Ich sehe in Oxford all diese Dozenten und Scholaren vorbeischreiten, tief in Diskussionen über die Kontroverse zwischen Leibniz und Clarke oder die postkantianische Ästhetik versunken, und denke: Sehr beeindruckend, aber einen Hauch luxurierend in einem Land, das drei Millionen Arbeitslose und als letzte große Erfindung Rückstrahler, »Katzenaugen«, vorzuweisen hat. Erst am Vorabend war in den *News at Ten* ein Beitrag gewesen, in dem freudestrahlend verkündet wurde, daß die Firma Samsung eine neue Fabrik in Tyneside baute mit Jobs für 800 Leute, die bereit waren, orangefarbene Overalls zu tragen und jeden Morgen eine halbe Stunde T'ai Chi zu machen. Nennen Sie mich einen unverbesserlichen Banausen, aber mir scheint – und das Argument gebe ich in aller Freundschaft zu bedenken –, wenn die industrielle Potenz einer Nation so nachgelassen hat, daß sie sich zur ökonomischen Absicherung ihrer Zukunft

auf koreanische Firmen verlassen muß, wird es vielleicht Zeit, daß sie ihre bildungspolitischen Prioritäten revaluiert und vielleicht den einen oder anderen Gedanken daran verschwendet, wie sie im Jahre 2010 das Essen auf den Tisch bringt.

Vor Jahren habe ich einmal im Fernsehen ein Quiz zwischen einem britischen und einem amerikanischen Gelehrtenteam gesehen. Die Briten gewannen so mühelos, daß es dem Moderator und den Zuschauern im Studio zutiefst und spürbar peinlich war. Eine überwältigende Demonstration intellektueller Überlegenheit! Die Schlußpunktzahl war so in der Gegend von 12000 zu 2. Aber aufgepaßt, jetzt kommt's! Wenn Sie heute die Wettbewerbsteilnehmer aufspüren würden, um zu sehen, was aus ihnen geworden ist, würden Sie sicherlich feststellen, daß die Amerikaner Aktien verkaufen oder Konzerne leiten und 350000 Dollar im Jahr verdienen, während die Briten die Tonalität der Chormusik des sechzehnten Jahrhunderts in Niederschlesien studieren und Pullover mit Löchern tragen.

Aber keine Bange. Oxford ist seit dem Mittelalter von überragender Bedeutung und wird es auch bleiben, lange nachdem es die

University of Oxford (Sony UK) Ltd. geworden ist. Denn die Universität ist schon unendlich viel geschäftstüchtiger geworden.

Zur Zeit meines Besuches beendete sie gerade eine erfolgreiche Fünfjahreskampagne, in der sie eindrucksolle 340 Millionen Pfund aufgetrieben und den Nutzen von Firmensponsoring erkannt hatte. Wenn man sich das Vorlesungsverzeichnis anschaut, findet man es übersät mit Eintragungen wie »Der Shredded-Wheat (Neu! Ohne Zusatz von Zucker und Salz!)-Lehrstuhl für Östliche Philosophie« oder »Harris-Carpets (Warum mehr bezahlen? Tausende Rollen auf Lager zu Dauerniedrigpreisen!)-Fachbereich-Betriebswirtschaft«.

Die Praxis des Firmensponsoring scheint sich allgemein in den letzten Jahren in das britische Leben geschlichen zu haben, ohne daß man große Worte darüber verliert. Es gibt nun die Canon League, den Coca-Cola-Cup und das Ever-Ready-Derby. Der Tag ist nicht mehr weit, dann haben wir die Kellogg's-Pop-Tart-Queen Mother, den Mitsubishi-Corporation-Proudly-Presents-Regents-Park und Samsung City (früher Newcastle).

Aber ich schweife ab. Und meckere ja auch gar nicht darüber, wie Oxford seine Geld-

mittel auftreibt oder seine Studenten ausbildet, sondern darüber, daß es so häßlich ist. Kommen Sie mit mir zur Merton Street, und ich zeige Ihnen, was ich meine. Und während wir hinten am Christ Church College entlangschlendern, achten Sie auf die harmonischen Formen des Corpus Christi College und den sanften goldenen Glanz des Merton College. Wir befinden uns in einer architektonischen Schatzkammer, einem der dichtesten Ensembles historischer Gebäude in der Welt, und Merton Street bietet uns einen fraglos hinreißenden Blick auf Giebelhäuser, kunstvolle, schmiedeeiserne Tore und schöne Stadthäuser aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Einige Fassaden sind durch das gedankenlose Hinzufügen von Stromkabeln leicht verunstaltet (andere, intellektuell weniger abgelenkte Nationen würden sie im Haus verlegen), aber sei's drum. Das übersehen wir mal. Doch was ist das für ein unübersehbarer Störenfried am Ende? Ein Umspannwerk? Eine halboffene Anstalt, von den Insassen entworfen? Nein, es ist das Pförtnerhäuschen des Merton College! Dieses Ungetüm haben sie der ansonsten weitgehend intakten Straße ohne jeden Sinn

und Verstand mal kurz in den Sechzigern aufgepfropft.

Nun kommen Sie mit mir denselben Weg zurück zur Kybald Street, einer vergessenen kleinen Seitenstraße, versteckt in einem Labyrinth pittoresker Gassen zwischen Merton und High Street. Am östlichen Ende mündet die Kybald Street auf einen Miniplatz, der förmlich nach einem kleinen Springbrunnen und vielleicht ein paar Bänken schreit. Was finden wir statt dessen? Das üble Durcheinander von Autos, die in zweiter, ja dritter Reihe parken. Nun weiter zum Oriel Square: Keinen Deut besser. Dann über die Cornmarket Street (schauen Sie nicht hin; grauenhaft!) bis zu dem skandalösen Betonschandfleck, den Verwaltungsgebäuden der University am Wellington Square. Nein, bleiben wir lieber nicht stehen, gehen wir zurück unter den niedrigen Decken des schrecklichen, schlecht beleuchteten, tristen Clarendon Shopping Centre hindurch und dann auf die Queen Street an dem gleichermaßen wenig reizvollen Westgate Shopping Centre und der Zentralbibliothek mit ihren trostlosen Fenstern vorbei und halten vor der überdimensionalen Eiterbeule an, welche sich als das

Hauptverwaltungsgebäude des County Council von Oxfordshire entpuppt. Wir könnten weiter durch St. Ebbes laufen, an den scheußlichen Gerichtsgebäuden vorbei und über die lange, öde Oxpens Road mit ihren Autoreparaturklitschen und Parkplätzen sowie der Schlittschuhbahn in den kümmerlichen Grünanlagen und hinaus in die wuselig-verlotterte Park End Street, aber wir sollten doch wohl lieber hier am County Council Schluß machen und unsere müden Beine schonen.

Nichts von alledem würde mich ja großartig stören, wenn nicht alle, aber auch alle, mit denen man in Oxford spricht, meinen, diese Stadt sei eine der schönsten der Welt, ja, gerade auch wegen der sorgfaltigen Erhaltung des Stadtbildes und allgemeinen Lebensqualität. Ich weiß natürlich, daß Oxford unbeschreiblich schöne Ecken hat. Christ Church Meadow, Radcliffe Square, die Höfe in den Colleges, Gatte Street und Turl Street, Queens Lane und ein großer Teil der High Street, der botanische Garten, Port Meadow, die University Parks, Clarendon House, der ganze Norden Oxfords – alles erste Sahne. Hier gibt's die besten Buchläden der Welt, ein paar der prächtigsten

Pubs und die wundervollsten Museen, die man in einer Stadt dieser Größe finden kann. Außerdem eine tolle Markthalle. Und das Sheldonian Theatre. Die Bodleian Library. Beide eine reine Augenweide. Wie so vieles zum Dahinschmelzen.

Aber gleichzeitig ist so vieles so verhunzt worden. Wie ist das passiert? Die Frage meine ich ernst. Was für ein Anfall von Wahn hat die Stadtplaner, Architekten und Universitätsbehörden in den sechziger und siebziger Jahren ergriffen? Wußten Sie, daß einmal allen Ernstes vorgeschlagen wurde, Jericho, das Viertel mit den wunderschönen Handwerkerhäusern, abzureißen und eine Durchfahrtsstraße quer durch die Christ Church Meadow zu bauen? Die Idee war nicht nur dumm, sie war kriminell verrückt. Und dennoch wurde sie ansatzweise überall in der ganzen Stadt umgesetzt. Schauen Sie sich doch nur mal das Pförtnergebäude des Merton College an – nicht einmal der schlimmste Schandfleck Oxfords. Was mußten da für Unwahrscheinlichkeiten zusammenkommen, damit es erbaut wurde? Zuerst mußte es ein Architekt entwerfen. Er mußte durch eine Stadt mit einer 800 Jahre alten architektonischen

Tradition wandern und gewissenhaft ein Gebäude konzipieren, das wie ein Toaster mit Fenstern aussieht. Dann mußte ein Komitee hoch wohlgelehrter Herren im Merton College seine himmelschreiende Gleichgültigkeit in Sachen Verantwortung für die Nachwelt an den Tag legen und sagen: »Ach, wißt ihr, seit 1264 setzen wir hier schöne Bauten hin, laßt uns zur Abwechslung mal einen häßlichen hinknallen.« Dann mußten die Baubehörden sagen: »Ja, warum nicht? In Basildon gibt es viel schlimmere.« Dann mußte die gesamte Stadt – Studenten, Universitätslehrer, Ladenbesitzer, Büroangestellte, Mitglieder des Oxford Preservation Trust – den Mund halten und kuschen. Stellen Sie sich vor, das passiert zwei-, drei-, vierhundertmal, und Sie haben das moderne Oxford. Und da wollen Sie mir noch erzählen, es sei eine der schönsten, am besten erhaltenen Städte der Welt? Ich fürchte, dem ist nicht so. Es ist eine wunderschöne Stadt, die schon viel zu lange mit grober Gleichgültigkeit und bedauerlicher Inkompetenz behandelt worden ist, und jeder, der in Oxford wohnt, sollte sich ein wenig schämen.

Liebe Güte, was für ein Ausbruch! Mun-

tern wir uns auf und schauen uns ein paar nette Sachen an. Das Ashmolean zum Beispiel. Was für eine wundervolle Institution, das älteste öffentliche Museum auf unserem Planeten und und mit Sicherheit eines der feinsten. Wie kommt's, daß es immer so leer ist? An dem Morgen betrachtete ich die Altertümer dort stundenlang und hätte die ganze Bude nur für mich gehabt, wenn nicht ab und zu eine Schulklasse durch die Räume gerast wäre, die von einem gequält dreinblickenden Lehrer verfolgt wurde. Dann schlenderte ich zum Pitt-Rivers und dem University Museum, die in ihrer drolligen Art (»Willkommen in den Siebzigern des 19. Jahrhunderts«) sehr angenehm waren. Ich durchkämmte Blackwell's und Dillon's, bummelte durch Balliol und Christ Church College, streifte durch die University Parks und Christ Church Meadow bis hinaus nach Jericho und zu den großen schönen Villen Nord-Oxfords.

Vielleicht gehe ich mit der armen Stadt zu hart ins Gericht. Mit ihren verrauchten Pubs und Buchläden und der Atmosphäre der Gelehrsamkeit finde ich sie ja wunderschön, solange ich den Blick fest auf die angenehmen Dinge hefte und nie auch nur in

die Nähe der Cornmarket oder George Street gerate. Es gefällt mir besonders abends, wenn der Verkehr so nachgelassen hat, daß man keine Sauerstoffmaske mehr braucht, und die High Street sich mit diesen geheimnisvollerweise so beliebten Döner-Kebab-Wagen füllt, die mich nicht verlocken (Wie kann man nur etwas essen, das so gruselig aussieht? Als sei es vom Bein eines toten Mannes abgeschnitten.), aber irgendwie so einen verführerischen Hopper-Glanz haben. Ich mag die dunklen Seitengäßchen, die zwischen hohen Mauern verlaufen und wo man immer halbwegs erwartet, von Jack the Ripper aufgespießt und zerlegt zu werden – oder vielleicht von einem Döner-Kebab-Großhändler. Ich wandere gern die St. Giles hoch und besuche Brown's Restaurant, in dem immer lebhaftes Treiben herrscht – ein nettes, freundliches Lokal, wo man, vielleicht einzigartig in Großbritannien, einen exzellenten Caesar-Salat und einen Cheeseburger mit Schinken bekommt, ohne ihn bei hämmernder Musik unter Dutzenden nachgemachter Route-66-Schilder verzehren zu müssen. Vor allem trinke ich gern in Pubs, in denen man mit einem Buch sitzen kann, ohne daß man als

asozial betrachtet wird, und sich unter lachenden, lebhaften jungen Leuten in Träumereien verlieren kann, wie es war, als man auch noch viel Energie und einen flachen Bauch hatte und Sex für etwas mehr hielt als die willkommene Gelegenheit, sich hinzulegen.

Als ich in meinem Hotel eincheckte, hatte ich unvorsichtigerweise gesagt, ich bliebe drei Nächte. Doch am späten Morgen des dritten Tages wurde ich allmählich ruhelos und beschloß, einen Spaziergang nach Sutton Courtenay zu machen, einzig und allein deshalb, weil George Orwell dort begraben ist und es die richtige Entfernung hatte. Ich wanderte über ein Rieselfeld nach North Hinksey und weiter nach Boar's Hill durch eine Gegend, die mit kurioser Unentschlossenheit Chilswell Valley oder Happy Valley heißt. In der Nacht hatte es geregnet, der schwere Lehmboden klebte an meinen Schuhen, und das Gehen wurde mühsam. Bald hatte ich Erdklumpen angesammelt, die doppelt so groß wie meine Füße waren. Als dann der Pfad mit Rollsplitt bestreut war, vermutlich, um einem das Gehen zu erleichtern, blieb das Zeugs erst recht an

meinen Schuhen kleben, so daß ich aussah, als wanderte ich mit zwei sehr großen Mandelsplitterbrötchen unter den Füßen herum. Oben in Boar's Hill blieb ich stehen, um den Schlamm von meinen Schuhen zu kratzen und den Ausblick zu genießen – der Matthew Arnold inspirierte, den überkandidelten Unsinn von den »träumenden Kirchtürmen« zu verzapfen –, aber er ist brutal entstellt von den Reihen Hochspannungsmasten, die Oxfordshire in größerer Hülle und Fülle hat als jede andere Grafschaft, die ich kenne.

In Boar's Hill gibt es ein paar reizende Villen, ich glaube allerdings nicht, daß ich dort glücklich würde. Mir fielen drei Einfahrten mit »Wenden-verboten«-Schildern auf. Nun sagen Sie mal, wie piefig muß man sein, wie lächerlich besitzerstolz auf sein bißchen Grund und Boden, um ein solches Schild aufzustellen? Was schadet es denn schon, wenn ein Mensch, der sich verirrt hat oder falsch gefahren ist, sein Auto am Rand der Einfahrt wendet? Ich wende grundsätzlich in solchen Einfahrten, ob ich muß oder nicht, und ich lege Ihnen nahe, mir darin nachzueifern. Es ist auch immer sehr ratsam, zwei- oder dreimal zu hupen, damit

der Besitzer einen sieht. Und dabei fällt mir ein, daß ich Sie bitten möchte, Ihre Werbepost, besonders wenn sie Sie auffordert, noch mehr Schulden zu machen, zu zerreißen und in dem freigemachten Umschlag an den Absender zurückzusenden. Wenn wir es zu Tausenden machen würden, hätten wir sicher durchschlagenden Erfolg.

Von Sinningwell aus erreichte ich über eine kleine Nebenstraße Abingdon. Abingdon hat die am besten gepflegten Sozialwohnungsbauten, die ich je gesehen habe – weite Rasenflächen und schmucke Häuser –, und ein hübsches Rathaus, das auf Stelzen erbaut ist, als erwarte man eine vierzigtägige Flut. Aus Gründen des Anstands möchte ich mich weiter nicht zu Abingdon äußern. Es hat eine potthäßliche Einkaufspassage, die, wie ich später hörte, erschaffen wurde, indem man ein paar mittelalterliche Häuser abriß, und an den Rändern beweist es unbeirrt seinen Mut zur Häßlichkeit.

Sutton Courtenay schien erheblich weiter entfernt zu sein, als ich mich von der Karte her erinnerte, aber der Spaziergang dorthin war schön und bot häufige Ausblicke auf die Themse. Ein bezauberndes Dörfchen, mit

einigen vornehmen Häusern, drei netten Pubs und einem kleinen Dorfanger mit einem Kriegerdenkmal, neben dem sich der Friedhof befindet, wo nicht nur George Orwell liegt, sondern auch H. H. Asquith. Nennen Sie mich einen unverbesserlichen Bauerntölpel aus Iowa, aber ich bin doch immer wieder beeindruckt, wie dicht diese kleine Insel mit bedeutenden Menschen bepackt ist. Ist es nicht bemerkenswert, auf einem einzigen Dorfkirchhof die Gräber von zwei weltberühmten Männern zu finden? Wir in Iowa wären schon auf einen stolz – ja, wir wären sogar auf Trigger, das Wunderpferd, stolz oder den Typen, der die Verkehrskegel erfunden hat, ach, auf so ziemlich jeden.

Ich ging auf den Friedhof und fand Orwells Grab. Drei hochaufgeschossene Rosenbüsche wuchsen darauf, und ein paar künstliche Blumen steckten in einem Einmachglas. Die Inschrift auf dem einfachen Stein war eigenartig knapp und lautete:

Hier liegt Eric Arthur Blair
Geboren am 25. Juni 1903
Gestorben am 21. Januar 1950

Nicht gerade gefühlsduselig, was? In der Nähe lag das Grab von Herbert Henry Asquith. Es war solch ein Teebüchsengrabmal und sank besorgniserregend ins Erdreich. Komisch, auch dessen Inschrift kam gleich zur Sache:

Earl of Oxford and Asquith
Premierminister von England
April 1908 bis Dezember 1916
Geboren am 12. September 1852
Gestorben am 15. Februar 1928

Fällt Ihnen was auf? Wenn Sie Schotte oder Waliser wären, bestimmt. Schon merkwürdig, hier. Ich meine, auf diesem Friedhof befanden sich die Ruhestätte eines berühmten Autors, anonym wie ein Armengrab, und die eines Mannes, dessen Nachfahren offenbar vergessen hatten, wovon er nun genau Premierminister gewesen war, und die ernsthaft in Gefahr stand, vom Erdboden verschluckt zu werden. Neben Asquith lag ein Ruben Loveridge »der am 29. April 1950 einschlief«, und nicht weit weg teilten sich zwei Männer ein Grab: »Samuel Lewis 1881 – 1930« und »Alan Slater 1924 – 1993«. Was für eine faszinierende kleine

Gemeinschaft – hier wurden Männer zusammen bestattet, und man wurde begraben, wenn man einschlief.

Wenn ich jetzt so darüber nachdenke, ich glaube, wir aus Iowa würden England Orwell und Asquith ruhig überlassen, wenn wir den Burschen kriegen könnten, der lebendig begraben wurde.

Dreizehntes Kapitel

Ich ließ meine Prinzipien sausen und mietete mir für drei Tage ein Auto. Es ging leider nicht anders. Ich wollte die Cotswolds besuchen, und jedes Kind weiß, daß das ohne eigenen fahrbaren Untersatz nicht machbar ist. Schon 1933 bemerkte J. B. Priestley in seinem *English Journey*, daß selbst damals nur eine einzige Eisenbahnlinie *durch* die Cotswolds verlief. Jetzt gibt es nicht einmal mehr die, und die eine, die außen herum verläuft, nützt einem nichts.

Ich mietete mir also in Oxford ein Auto und fuhr mit diesem schwindelerregenden Gefühl unbegrenzter Möglichkeiten los, das mich befällt, wenn ich mich als Herr über zwei Tonnen unvertrauten Metalls fühle. Meine Erfahrung mit Mietautos ist, daß sie

einen normalerweise nicht aus einer Stadt herauslassen, bevor sie sich nicht von allem und jedem verabschiedet haben. Meins nahm mich mit auf eine lange Tour durch Botley und Hinkley, auf eine nostalgische Rundreise um das Rover-Werk in Cowley und hinaus durch Blackbird Leys, beförderte mich zweimal um einen Kreisverkehr und schleuderte mich dann wie ein Raumschiff auf der Erdumlaufbahn zurück in Richtung Stadt. Ich war machtlos dagegen, vor allem, weil ich intensiv bemüht war, die Scheibenwischer am Rückfenster abzustellen, die ebenfalls einen eigenen Willen zu haben schienen. Von der Vorderscheibe versuchte ich gleichzeitig eine unansehnliche Schicht schaumiger Waschsubstanz wegzubekommen, die, einerlei, welchen Schalter ich drückte oder an welchem Hebel ich zerrte, in dicken Stoßbächen herausschoß und die Sicht trübte.

Zumindest gab mir mein Auto die Chance, das wenig bekannte, aber faszinierende Gebäude des Kartoffelvermarktungsverbandes in Cowley zu sehen, auf dessen Parkplatz ich einbog, um zu wenden, als ich mich total verirrt hatte. Das Ding war ein massiver Sechziger-Jahre-Bau, vier Stockwerke hoch

und so groß, daß dort sicher 400 bis 500 Arbeiter herumwerkeln konnten. Ich stieg aus, um die Windschutzscheibe mit ein paar aus dem Handbuch herausgerissenen Seiten abzuwischen, das ich im Handschuhfach gefunden hatte, starrte aber bald in die atemberaubend grandiose Zentrale des Kartoffelvermarktungsverbandes. Wie viele Menschen braucht man, um Kartoffeln zu vermarkten? Bestimmt saßen hinter Türen mit der Aufschrift »Abteilung für ungewöhnliche Garnierungen« Leute in weißen Hemden an langen Tischen, und ein Typ mit einem Flipchart verklickerte ihnen was von aufregenden Plänen für die Pentland-Squires-Herbstkampagne. In welch seltsamem, eng begrenzten Universum müssen sie leben. Stellen Sie sich vor, Sie widmen sich während Ihres gesamten Arbeitslebens eßbaren Knollen, und es raubt ihnen den Schlaf, weil schon wieder jemand anders die Nummer Zwei bei Chips und Kartoffelbreipulver geworden ist. Stellen Sie sich die Cocktailparties dieser Menschen vor! Lieber nicht.

Ich kehrte zum Wagen zurück, experimentierte dort eine Weile mit den Knöpfen und Reglern und dachte, wie sehr ich Autos

doch haßte. Manche Menschen sind für Autos gemacht, manche nicht. So einfach ist das. Ich hasse Autofahren, ich hasse es, über Autos nachdenken zu müssen, und ich hasse es, über Autos zu reden. Und am allermeisten hasse ich es, wenn ich ein neues Auto habe und ins Pub gehe. Denn immer fängt einer an, mich auszufragen, wovor ich jedesmal Angst habe, weil ich nicht mal die Fragen verstehe.

»Aha, du hast also ein neues Auto?« geht es los. »Wie fährt es sich?«

Sehen Sie, da bin ich schon verloren. »Hm, wie ein Auto eben. Hast du noch nie in einem drin gesessen?«

Und dann bombardieren sie einen. »Wie ist er im Verbrauch? Wieviel Liter? Wieviel Umdrehungen hat er? Hat er obenliegende Zwillingsnockenwellen oder einen doppelläufigen Lichtmaschinenvergaser mit voller Pike und einem doppeltgemoppelten Trittbrett?« Ich begreife ums Verrecken nicht, warum jemand den ganzen Scheiß über eine Maschine wissen will. Nichts anderes interessiert die Leute so sehr. Ich bin immer versucht zu sagen: »He, ich habe gehört, du hast einen neuen Kühlschrank. Wieviel Liter Frigen faßt das gute Stück?

Wieviel Joules verbraucht es? *Cool,* das Teil?«

Dieses Auto hatte das übliche Aufgebot an Knöpfen und Kippschaltern, alle mit einem Symbol versehen, das bloß dazu da war, einen zu verwirren. Also wirklich, was soll man mit einem Schalter anfangen, auf dem 101 steht? Wie soll unsereins kapieren, daß ein Rechteck, das wie ein Fernseher mit schlechtem Empfang aussieht, »Rückfenster« bedeutet? In der Mitte dieses Armaturenbretts gab es zwei kreisrunde Skalen gleicher Größe. Klar, auf der einen konnte man die Geschwindigkeit ablesen, aber die andere gab mir ein totales Rätsel auf. Sie hatte zwei Zeiger, deren einer sich sehr langsam vorwärtsbewegte und deren anderer sich überhaupt nicht zu bewegen schien. Ich schaute sie eine Ewigkeit an, bis mir schließlich dämmerte – und ich lüge nicht –, daß es eine Uhr war.

Als ich endlich Woodstock, zehn Meilen nördlich von Oxford, erreicht hatte, war ich rechtschaffen erschöpft und heilfroh, krachend an einem Bordstein halten und das Ding ein paar Stunden verlassen zu können. Ich muß sagen, ich mag Woodstock sehr. Angeblich ist es im Sommer grauenhaft,

aber ich habe es immer nur außerhalb der Saison besucht, und da war es wunderschön. Seine georgianischen Häuser strahlen etwas Selbstbewußtes, ja, Hoheitsvolles aus, es gibt viele gemütliche Pubs und die verschiedensten interessanten Läden, deren Fassaden ausnahmslos unverdorben sind. Im Dorf gibt es kein Stück Messing, das nicht glänzt. Die Post hat ein altmodisches schwarzsilbernes Schild, viel eleganter und stilvoller als das neue rotgelbe Logo, und sogar die Barclays Bank hat wahrhaftig dem Drang widerstanden, die Front ihres Hauses mit schwimmbeckenblauen Plastikplatten zu verkleiden.

In der High Street rangierten die Volvos, und die tweedige Landaristokratie flanierte mit Weidenkörben am Arm vorbei. Auch ich schlenderte an den stolzen Häusern und Läden entlang, blieb hier und da vor Schaufenstern stehen und stand auf einmal vor dem Eingang zu Blenheim Palace und dem Park. Unter einem imposanten Zierbogen befand sich ein Kartenhäuschen mit Schild, dem ich entnahm, daß der Eintritt für einen Erwachsenen 6,90 Pfund kostete. Genaueres Studium enthüllte, daß das die Erlaubnis zur Besichtigung des Schlosses, des

Schmetterlingshauses sowie die Benutzung der Miniatureisenbahn, des Abenteuerspielplatzes, ja, der ganzen Palette der kulturellen Zerstreuungen beinhaltete. Weiter unten hieß es, der Zutritt zum Park allein betrage 90 Pence. Man kann mich ja leicht verarschen, aber niemand knöpft mir ohne guten Grund 90 Pence ab. Meine stets zuverlässige topographische Karte besagte, daß hier öffentliches Wegerecht bestand, also schritt ich mit höhnischem Grinsen und der Hand auf der Brieftasche durch das Tor, und der Mann im Kartenhäuschen war klug genug, sich nicht mit mir anzulegen.

Sobald man das Tor passiert, ist alles wie verwandelt. Gerade noch war man in einem geschäftigen Dorf, und dann betritt man ein Arkadien, durch das nur noch ein paar Gainsborough-Gestalten promenieren müßten, damit es vollkommen wäre. Vor mir breitete sich fast ein Hektar sorgfältig komponierter Landschaft aus – behäbige, dicke Kastanien- und anmutige Ahornbäume, Rasenflächen, glatt wie Billardtische, ein Zierteich, der von einer eindrucksvollen Brücke überspannt wurde, und im Zentrum all dessen der ehrwürdige Barockbau des Blenheim Palace. Alles sehr edel.

Ich folgte dem Weg, der sich an dem vollen Besucherparkplatz vorbei durch den Schloßpark wand, und weiter am Rand des Pleasure Gardens entlang. All das wollte ich mir auf dem Rückweg genauer ansehen, denn nun ging ich erst mal zum Ausgang an der Straße nach Bladon. Bladon ist ein unter heftigem Güterverkehr bebendes, unscheinbares kleines Nest, doch in seiner Mitte befindet sich der Friedhof, auf dem Winston Churchill begraben liegt. Es hatte angefangen zu regnen, und da es eine ganz schön lange Wanderung an einer vielbefahrenen Straße entlang war, zweifelte ich allmählich, ob sich die Mühe lohnte. Als ich ankam, war ich aber froh. Der Friedhof war wunderhübsch und sehr abgeschieden und Churchills Grab so unauffällig, daß ich ziemlich lange zwischen den kippenden Grabsteinen suchen mußte. Ich war der einzige Besucher. Churchill und Clemmie teilen sich eine einfache, scheinbar vergessene Grabstelle, was ich überraschend anrührend und eindrucksvoll fand. Da ich ja nun einmal aus einem Land komme, wo selbst die obskursten und nichtsnutzigsten Präsidenten eine riesige Gedenkbibliothek kriegen, wenn sie den Löffel abgeben – sogar

Herbert Hoover hat weit draußen in Iowa eine Grabstätte, die wie das Hauptquartier der Welthandelsorganisation aussieht –, fand ich es doch sehr bemerkenswert, daß nicht mehr als eine bescheidene Statue auf dem Parliament Square und dieses simple Grab an den größten Staatsmann Großbritanniens im zwanzigsten Jahrhundert erinnern. Solch löblich demonstrierte Zurückhaltung beeindruckte mich wirklich sehr.

Ich ging zurück nach Blenheim und schnüffelte ein bißchen im Pleasure Gardens und den anderen Freiluftattraktionen herum.

»Pleasure Gardens«, der Vergnügungspark, war offenbar die Abkürzung für »Es ist uns ein Vergnügen, Ihnen das Geld aus der Tasche zu ziehen«, denn er schien nur dazu da, die Besucher zu animieren, sich in einem Geschenkeladen und einem Tea Room von weiteren Summen zu trennen oder Gartenbänke und dergleichen Gegenstände aus dem Blenheim-Estate-Sägewerk zu kaufen. Dutzende Menschen bummelten munter und zufrieden herum. Es störte sie offenbar nicht im geringsten, daß sie 6,90 Pfund für das Privileg bezahlt hatten, etwas anzuschauen, das sie gratis in jedem an-

ständigen Gartencenter sehen konnten. Beim Rückweg aus den Gardens in Richtung Schloß ergriff ich die Gelegenheit zur Besichtigung der Miniaturdampfeisenbahn. Sie befuhr einen in der Länge entschieden moderaten Streckenabschnitt in einer Ecke der Anlage. Den Anblick von fünfzig Engländern, die in kaltem, grauem Nieselregen rittlings auf einer kleinen Eisenbahn hockten und darauf warteten, daß diese 65 Meter weit fuhr, und das lustig fanden, werde ich nicht so schnell vergessen.

Ich ging über einen gepflasterten Weg zum vorderen Teil des Schlosses und über Vanbrughs prachtvolle Brücke zu der mächtigen, lächerlich egozentrischen Säule des ersten Duke of Marlborough, die auf der Spitze eines

Hügels errichtet worden ist und Schloß und See überblickt. Ein höchst außergewöhnliches Teil, wirklich, nicht nur, weil es so hoch und eindrucksvoll ist, sondern weil es den Blick aus mindestens einhundert Schloßfenstern dominiert. Was ist das für ein Mensch, überlegte ich, der auf seinem eigenen Grund und Boden eine dreißig Meter hohe Säule für sich errichten läßt? Der Kontrast zu dem einfachen Grab des guten

alten Winnie war frappierend.

Vielleicht bin ich ja ein zu simples Gemüt, aber mir schien immer, daß das Ausmaß von Blenheim Palace und das Ausmaß von Marlboroughs Leistung seltsam disproportional sind. Ich hätte ja verstanden, wenn eine dankbare Nation ihn in einem Irrsinnsfreudentaumel mit, sagen wir, lebenslänglich zwei Wochen Ferien auf den Kanarischen Inseln oder einem Besteck oder einer Teemaschine belohnt hätte, aber in meinem ganzen Leben werde ich nicht begreifen, wie ein paar Siege an obskuren Orten wie Oudenard und Malplaquet als ausreichend betrachtet werden, dem intriganten alten Knacker eines der großen Schlösser Europas und die Herzogswürde zu schenken. Noch bemerkenswerter finde ich, daß beinahe 300 Jahre später die Erben des Herzogs das Anwesen mit Miniatureisenbahnen und Hopsburgen verunzieren, Eintritt verlangen und unverdiente Standes- beziehungsweise Adelsprivilegien genießen dürfen, nur weil ein uralter Ahnherr zufallig das Talent besaß, schon mal eine Schlacht zu gewinnen. Eine höchst absonderliche Regelung.

Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß

der zehnte Duke of Marlborough zu Besuch bei einer seiner Töchter einmal völlig konsterniert von der Treppe herunter verkündete, seine Zahnbürste schäume nicht richtig. Es stellte sich heraus, daß sein Kammerdiener ihm immer die Zahnpasta auf die Bürste getan hatte und folglich der Herzog nicht ahnte, daß Zahnhygienegeräte nicht spontan schäumen. Damit ist doch alles gesagt.

Während ich da so stand und den Anblick genoß und über das kuriose Phänomen des Geburtsadels nachdachte, ritt eine gepflegte junge Frau auf einem rötlichbraunen Gaul sehr dicht an mir vorbei. Ich habe keine Ahnung, wer sie war, aber sie sah reich und privilegiert aus. Ich schenkte ihr ein kleines Lächeln, wie man das draußen so macht, wenn man Fremden begegnet, und sie starrte mich an, als sei es absolut unter ihrer Würde, zurückzulächeln. Da erschoß ich sie, ging zum Auto und fuhr weiter.

Ich gondelte zwei Tage durch die Cotswolds, und es gefiel mir nicht die Bohne – nicht weil die Cotswolds häßlich waren, sondern das Auto. In einem privaten fahrbaren Untersatz ist man praktisch von der

Welt abgeschnitten, und das Tempo ist völlig verkehrt. Ich hatte mich daran gewöhnt, mich in Geh- beziehungsweise höchstens British-Rail-Geschwindigkeit fortzubewegen, was natürlich oft auf ein und dasselbe hinausläuft. Nachdem ich also einen ganzen Tag lang durch diverse Chippings und Slaughters und Tweeness-upon-the-Waters gesaust war, war es geradezu eine Erleichterung, das Auto auf einem Parkplatz in Broadway stehenzulassen und die eigenen Füße zu benutzen.

Als ich den Ort das letztemal an einem Augustnachmittag ein paar Jahre zuvor gesehen hatte, war er ein Alptraum aus stehendem Verkehr und Herden einherschlurfender Tagesausflügler gewesen, aber nun außerhalb der Saison war er abgeschieden und friedlich, die High Street beinahe leer. Broadway ist wunderhübsch mit seinen tief gezogenen Satteldächern, den Flügelfenstern, zahlreichen Giebeln und hübschen kleinen Gärten. Der goldene Kalkstein der Cotswolds hat was. Wie er das Sonnenlicht absorbiert und dann reflektiert, scheinen selbst an den trübsten Tagen Dörfer wie Broadway in einen nie verlöschenden Schimmer getaucht. Der Tag war

aber sogar sonnig und strahlend, ein Hauch herbstlicher Frische lag in der Luft, die Welt fühlte sich wunderbar sauber, wie frischgewaschen an. Auf der Hälfte der High Street sah ich einen Wegweiser für den Cotswold Way und nahm stante pede einen Pfad zwischen alten Häusern hindurch. Ich folgte ihm über eine sonnenbeschienene Wiese und den langen Hang hinauf zum Turm von Broadway. Der Blick von dort über das breite Vale of Evesham war, wie immer von solchen Aussichtspunkten, sensationell – sanft gewellte, trapezförmige Äcker, die sich bis zu den dunstigen, bewaldeten Höhen hinzogen. Großbritannien hat immer noch mehr Landschaften, die wie Illustrationen aus einem Kinderbuch aussehen als alle anderen Länder, die ich kenne – eine bemerkenswerte Leistung auf einer solch dicht besiedelten, industrialisierten kleinen Insel. Und dennoch konnte ich mich des Gefühls nicht erwehren, daß der Blick vor zehn oder zwanzig Jahren lohnender, weil idyllischer gewesen wäre.

Bei einer so zeitlos bezaubernden Landschaft, die so harmonisch in einer uralten Vergangenheit verwurzelt ist, vergißt man leicht, wie rasch sie verlorengehen kann.

Natürlich störten auch Hochspannungsmasten, hier und dort Neubausiedlungen und ferne, in der Sonne glitzernde Verbrauchermärkte das Panorama vor mir. Viel schlimmer aber war, daß das dichte, sorgsam geknüpfte Netzwerk von Hecken deutliche Zeichen von Zerrissenheit und Zerfall zeigte, als hätten müßige Finger eine Frottierplüschdecke kaputtgezupft. Schon standen Reste dicht wuchernder Hecken einsam und verloren inmitten ansonsten konturenloser Wiesen.

Wußten Sie, daß England zwischen 1945 und 1985 96000 Meilen Hecken verloren hat – genug, um die Erde viermal zu umgürten? Die Landschaftspolitik der Regierung war so konfus, daß die Farmer vierundzwanzig Jahre lang einen Zuschuß zum *Heckenpflanzen* und einen zum *Umgraben* bekommen konnten. Zwischen 1986 und 1990 gingen trotz der Tatsache, daß es keine Regierungsgelder mehr zum Heckenumpflügen gab, weitere 53000 Meilen verloren. Oft hört man das Argument (und das weiß ich, weil ich einmal ein dreitätiges Symposion über Hecken besucht habe; so was nehme ich auf mich, damit meine Kinder Reeboks tragen können), daß die Hecken

eigentlich ein vergängliches landschaftliches Charakteristikum seien, ein Relikt aus der Zeit, als die Gemeindeländereien eingefriedet wurden, und daß der Versuch, sie zu erhalten, lediglich die natürliche Entwicklung des Landes hemme. Wahrhaftig hört man immer öfter, daß jedwedes Bewahren engstirnig und rückwärts gerichtet sei und den Fortschritt behindere. Mir liegt ein Zitat von Lord Palumbo vor, der behauptet, daß die ganze, ach so vage Vorstellung von Erbe und Überlieferung »von der Sehnsucht nach dem nichtexistenten goldenen Zeitalter belastet sei, das, hätte es denn existiert, sehr gut der Tod aller Erfindung hätte sein können«. Es bricht mir das Herz, so töricht ist es.

Mal ganz abgesehen davon, daß man als logische Konsequenz dieses Arguments Stonehenge und den Tower of London abreißen müßte, gibt es viele Hecken tatsächlich schon sehr, sehr lange. Ich weiß von einer besonders hübschen Hecke in Cambridgeshire, sie heißt Judith's Hedge, die älter als die Kathedrale von Salisbury ist, älter als das Münster in York, ja älter als höchstens eine Handvoll Gebäude in Großbritannien, und dennoch gibt es kein Gesetz, das ihre

Zerstörung verhindern würde. Wenn die Straße verbreitert werden müßte oder die Eigentümer beschlossen, sie wollten ihren Besitz lieber mit Zaunpfählen und Stacheldraht begrenzen, wäre es nur das Werk einiger Stunden, 900 Jahre buchstäblich lebendiger Geschichte wegzubaggern.

Das ist doch krank! Wenigstens die Hälfte der Hecken in Großbritannien datiert aus der Zeit vor den Einfriedungen, und bis zu einem Fünftel stammt aus angelsächsischen Zeiten. Aber ganz egal, man sollte sie ja auch gar nicht nur deshalb bewahren, weil sie schon seit Ewigkeiten da sind, sondern weil sie unbestreitbar die Landschaft verschönern. Sie tragen entscheidend dazu bei, England zu England zu machen. Ohne sie wäre es nur Indiana mit Kirchtürmen.

Manchmal könnte ich geradezu ausrasten. Dieses Land hat die anmutigste, parkähnlichste, die makellosest komponierte Landschaft, die die Welt je gesehen hat; sie ist das Produkt jahrhundertelanger unermüdlicher, intuitiver Verfeinerungsarbeit, und nun ist man nur noch eine halbe Generation davon entfernt, das meiste davon für immer zu zerstören. Hier geht's nicht um »die Sehnsucht nach einem nichtexistenten gol-

denen Zeitalter«. Hier geht's um etwas, das grün und lebendig und unvergleichlich schön ist. Wenn also noch einmal jemand zu mir sagt: »Hecken sind in Wirklichkeit gar kein uraltes Merkmal dieses Landes«, kriegt er eins auf die Nase, denn ich bin zwar ein großer Anhänger von Voltaires berühmter Maxime, »Mein Herr, ich bin vielleicht nicht Ihrer Meinung, aber ich werde mit meinem Leben für Ihr Recht einstehen, ein komplettes Arschloch zu sein«, doch irgendwo ist Schluß.

Ich wanderte über einen kleinen Waldweg nach Snowshill, drei Meilen weiter. Die goldenen Blätter raschelten, und der weite blaue Himmel war leer bis auf ein gelegentlich langsam dahinziehendes Geschwader Zugvögel. Es war ein wunderschöner Tag, um draußen zu sein – so ein Tag, an dem man tief durchatmet und wie Paul Robeson »Zippity Doo Dah« singt. Snowshill döste im Sonnenschein, ein Häuflein Steincottages, um einen sich sanft neigenden Anger versammelt. Ich erstand eine Eintrittskarte zu Snowshill Manor, nun in den Händen des National Trust, aber von 1919 bis 1956 das Heim eines exzentrischen Knaben na-

mens Charles Wade, der sein Leben dem Sammeln umfangreichen und völlig beliebigen Krimskrams widmete, manches ist sehr gut, anderes kaum mehr als Trödel – Klavichorde, Mikroskope, flämische Wandteppiche, Schnupftabak- und Tabakdosen, Karten und Sextanten, Samurai-Rüstungen, Hochräder –, was immer Ihr Herz begehrt. Dann war das Haus so voll, daß für ihn kein Platz mehr blieb. Seine letzten Jahre wohnte er glücklich und zufrieden in einem Anbau, der wie das Haus selbst seit Wades Ableben nicht verändert wurde. Snowshill Manor gefiel mir über die Maßen, und als später die Sonne im Westen unterging und sich die Welt mit langen Schatten und dem herrlich delikaten Duft nach brennendem Holz füllte, wanderte ich als zutiefst glücklicher Mensch zu meinem Auto zurück.

Ich verbrachte die Nacht in Cirencester und fuhr am nächsten Tag nach Besichtigung des netten, kleinen Corinium Museum mit seiner außerordentlichen, seltsamerweise kaum bekannten Sammlung römischer Mosaiken, Münzen und sonstiger Gegenstände nach Winchcombe, um mir etwas ganz Besonderes anzusehen. Auf einem Hügel über Winchcombe gibt es nämlich eine

kaum besuchte, aber so einzigartige und wunderbare Stätte, daß ich sogar zögere, hier davon zu erzählen. Die meisten der relativ seltenen Besucher, die in diese ruhige Ecke der Cotswolds eindringen, geben sich nämlich mit einem Besuch Sudeley Castles oder einer Wanderung zu dem berühmten, einsamen Eiszeithügelgrab Belas Knap zufrieden. Ich aber eilte schnurstracks zu einem grasbewachsenen Bergpfad namens Salt Way. Er heißt natürlich so, weil im Mittelalter hier Salz hertransportiert wurde. Es war ein bezaubernder Spaziergang über offenes Land, mit weiten Blicken in tiefeingeschnittene Täler, die nie ein Auto gesehen oder das Geräusch einer Kettensäge gehört zu haben schienen.

An einer Stelle namens Cole's Hill stürzte der Pfad urplötzlich in einen wild wuchernden, dunklen Wald, in dem man sich wie in einem Ur-Wald fühlte und wegen der Brombeerranken kaum durchkam. Ich wußte, irgendwo hier drin war mein Ziel – eine Stätte, die auf der Karte als »römische Villa (Reste)« aufgeführt wurde. Ungefähr eine halbe Stunde lang schlug ich mit meinem Stock auf das Dickicht ein, dann fand ich die Grundmauern einer alten Wand. Es sah

nach gar nichts aus – es hätten auch die Reste eines alten Schweinestalls sein können –, aber ein paar Meter weiter, beinah ganz überwuchert von wildem Efeu, waren noch mehr niedrige Mauern, eine ganze Reihe beidseitig eines Ganges, dessen Fliesen unter einem Teppich nasser Blätter lagen, und ich wußte, ich war in der Villa. In einem der Zimmerreste war der Boden sorgfaltig mit Düngerplastikbeuteln abgedeckt, die an den Ecken mit Steinen beschwert waren. Deshalb war ich hergekommen, was darunter lag, wollte ich sehen. Ein Freund hatte mir davon erzählt, aber ich hatte es nie so richtig geglaubt. Unter den Tüten war praktisch ein komplettes, etwa einsfünfzig mal einsfünfzig großes römisches Mosaik mit einem erlesenen Muster und bis auf ein paar brüchige Ränder makellos erhalten. Es ist schon komisch in einem einsamen Wald in einem Haus zu stehen, das einmal vor unvorstellbar langer Zeit einer römischen Familie gehörte, und ein Mosaik anzuschauen, das vor mindestens 1600 Jahren gelegt worden war, als das hier ein offener, sonniger Platz und dieser uralte Wald darum herum noch gar nicht gewachsen war. Es ist eine Sache, so etwas im Museum zu sehen, aber

eine ganz andere, an der Stelle darauf zu stoßen, an der es entstanden ist. Ich habe keine Ahnung, warum das Mosaik nicht ins Corinium Museum gebracht worden ist. Ein schreckliches Versehen, vermute ich, aber ich bin überaus dankbar, daß ich die Gelegenheit hatte, es zu betrachten. Ich blieb lange auf einem Stein sitzen, wie festgenagelt vor Staunen und Bewunderung. Ich weiß nicht, was mich mehr ergriff, der Gedanke, daß auf diesem Boden einmal Menschen in Togen gestanden und ganz normal auf lateinisch miteinander geschwatzt hatten, oder daß es noch hier war, makellos und unberührt inmitten dieses dichten Gestrüpps.

Es klingt vielleicht schrecklich naiv, aber mir dämmerte zum erstenmal ganz ernsthaft, daß all die römischen Funde, die ich über die Jahre angeschaut hatte, nicht mit der Absicht erschaffen wurden, daß sie eines Tages in einem Museum landeten. Weil das Mosaik noch an seinem ursprünglichen Ort, nicht durch ein Seil abgetrennt und auch nicht in ein modernes Haus versetzt worden war, war es unabstreitbar ein *Fußboden* und nicht einfach nur ein nettes Kunstwerk. Es war zum Daraufherumlau-

fen da, zum Benutzen, und ohne jeden Zweifel waren römische Sandalen darüber geschlurft. Es schlug mich so seltsam in seinen Bann, daß ich ganz still vor mich hin staunte.

Nach langer Zeit stand ich auf, legte die Düngertüten sorgfaltig wieder an ihren Platz und beschwerte sie mit den Steinen. Dann nahm ich meinen Stock, betrachtete mein Werk, ob auch alles in Ordnung war, drehte mich um und begann langsam und allmählich, an diesen seltsamen, gedankenlosen Ort, das zwanzigste Jahrhundert, zurückzukehren.

Vierzehntes Kapitel

Ich fuhr nach Milton Keynes, weil ich meinte, ich sollte mir auf dieser Reise zumindest eine neue Stadt anschauen. Von Oxford nach Milton Keynes zu fahren, ist nicht einfach, obwohl es nur ein Katzensprung ist. Ich hatte es als Zielort ausgewählt, weil ich nach einem schnellen Blick auf die Straßenkarte annahm, daß ich schlimmstenfalls einen Zug nach Bicester oder sonst einem Kaff nehmen und dort nach Milton Keynes umsteigen müßte.

Denkste! Ich mußte ganz zurück nach London, eine U-Bahn nach Euston besteigen und von dort mit dem Zug hinfahren – alles in allem ein Trip von etwa 120 Meilen, nur um von einer Stadt in eine 30 Meilen entfernte andere zu gelangen.

Es war teuer und zeitraubend, und am Ende war ich ziemlich stinkig, nicht zuletzt deshalb, weil der Zug von Euston sehr voll war und ich einer unentwegt nörgelnden Frau mit ihrem zehnjährigen Sohn gegenübersaß, der mir immer, wenn er mit den Füßen baumelte, gegen das Schienbein trat und mich ärgerte, indem er mich mit Schweinchenaugen anstarrte und sich dabei in der Nase bohrte und die Popel aß. Offenbar betrachtete er seine Nase als Privatimbißbude. Ich versuchte mich in ein Buch zu vertiefen, merkte aber, wie ich unwillkürlich immer wieder aufschaute. Mit selbstgefälligem Blick und fleißigem Finger schaute er mich an. Es war richtig widerwärtig, und als der Zug endlich in Milton Keynes einfuhr, freute ich mich sehr, daß ich meinen Rucksack vom Gepäckträger holen und ihm dabei über den Schädel ziehen konnte.

Ich haßte Milton Keynes nicht sofort; zu weiteren Hoffnungen aber berechtigt die

Stadt nicht. Wenn man aus dem Bahnhof auf einen großen offenen Platz tritt, der auf drei Seiten von Spiegelglasbauten gesäumt wird, bekommt man sofort ein Gefühl von Weite, das man so gut wie nie in englischen Städten hat. Die Stadt selbst steht am Hang eines kleinen Hügels fast einen Kilometer entfernt, jenseits eines Geflechts von Fußgängertunneln und einer riesigen Rasen- und Asphaltfläche, die vermutlich von Backsteinbürogebäuden mit Kupferfenstern zugestellt sein wird, wenn ich mal wieder hier vorbeikomme.

In vielerlei Hinsicht war Milton Keynes aber besser als die mir bekannten modernen Städte. Die Unterführungen waren mit poliertem Granit verblendet und weitgehend frei von Graffiti und den nie austrocknenden trüben Pfützen, die man in Basingstoke und Bracknell offenbar gleich mitentworfen hat. Faszinierend war der Stilmischmasch. Die graslosen, schattigen Mittelstreifen der Hauptboulevards gaben der Stadt ein vages französisches Aussehen. Die Leichtindustrieparks mit den Grünflächen am Stadtrand sahen deutsch aus. Das Straßennetz und die numerierten Straßennamen erinnerten an Amerika. Die Häuser

waren nullachtfünfzehn, wie die an jedem internationalen Flughafen. Kurz und gut, es sah alles andere als englisch aus.

Am komischsten war, daß es keine Geschäfte gab und kein Mensch draußen herumlief. Ich ging ein ganzes Stück durch die Stadtmitte, eine Allee hinauf, eine andere hinunter und durch die finsteren Straßen, die sie verbanden. Jeder Parkplatz war voll, und hinter den Bürofenstern gab es Zeichen von Leben, doch kaum Durchgangsverkehr und nie mehr als ein oder zwei Fußgänger auf den endlosen, breiten Straßen. Ich wußte, irgendwo verbarg sich ein riesiges Einkaufszentrum, denn ich hatte davon gelesen, aber ich konnte es ums Verrecken nicht finden. Ich fand ja nicht einmal jemanden, den ich fragen konnte. Und blöderweise sahen fast alle Häuser aus wie Einkaufszentren. Immer wieder erspähte ich potentielle Kandidaten, doch wenn ich dann hinging, um es mir genauer anzuschauen, war es nur die Hauptverwaltung einer Versicherung oder so was.

Schlußendlich landete ich in einem Wohngebiet mit endlosen, adretten gelben Backsteineigenheimen. Es war aber immer noch kein Mensch in Sicht. Als ich dann vom Gip-

fel eines Hügels blaue Dachflächen etwa einen Kilometer entfernt erspähte, schloß ich messerscharf, das ist's, und zog los. Die Fußgängerwege, die ich zuerst ganz nett gefunden hatte, wurden allmählich zum Ärgernis. Sie führten in aller Seelenruhe durch tiefe Durchstiche, und obwohl sie hübsch angelegt waren, vermittelten sie einem doch das Gefühl, daß sie es nicht eilig hatten, einen irgendwohin zu führen. Ganz offenbar waren sie von Experten geplant worden, die das Ganze für eine flotte Fingerübung am Reißbrett gehalten hatten. Die Routen verliefen umständlich und scheinbar immer ziellos, was auf Papier bestimmt gut aussah, aber nicht berücksichtigte, daß die Leute die weite Distanz zwischen den Häusern und den Läden gewiß doch auf einigermaßen direktem Wege überwinden wollten. Noch schlimmer war das Gefühl der Verlorenheit in einer halbunterirdischen Welt, die von sichtbaren Anhaltspunkten abgeschnitten war. Ich krabbelte häufig an Böschungen hinauf, um zu sehen, wo ich war, mußte aber immer wieder feststellen: nirgendwo auch nur in der Nähe dessen, wo ich hinwollte.

Schließlich fand ich mich am Ende einer

dieser Kletterpartien grummelnd an einer vielbefahrenen, zweispurigen Landstraße direkt gegenüber der blauüberdachten Fläche wieder, die ich seit einer Stunde suchte. Ich konnte Schilder von Texas Homecare, McDonald's und anderen solchen Läden sehen. Aber als ich zu dem Fußgängerweg zurückging, vermochte ich auch nicht einmal in Ansätzen herauszufinden, wie ich dorthin kam. Die Pfade verzweigten sich in einer Vielzahl von Richtungen, verschwanden hinter künstlich angelegten Kurven, von denen bei näherem Hinschauen keine auch nur halbwegs so aussah, als ob sie was brächte. Zum Schluß folgte ich einem schrägen Pfad hoch zurück auf Straßenniveau, wo ich wenigstens erkennen konnte, wo ich war, und ging von dort den ganzen Weg zurück zum Bahnhof, der nun so absurd weit weg von den Wohnsiedlungen wirkte, daß nur ein ausgemachter Schwachkopf auf den Gedanken kommen konnte, Milton Keynes sei ein Paradies für Flaneure. Kein Wunder, daß mir den ganzen Morgen kein einziger Fußgänger begegnet war.

Ich erreichte den Bahnhof weit müder, als ich nach der zurückgelegten Strecke hätte sein müssen, und lechzte nach einer Tasse

Kaffee. Draußen hing ein Stadtplan, den ich vorher nicht bemerkt hatte. Als ich ihn nun studierte, weil ich unbedingt wissen wollte, wo das Einkaufszentrum war, erwies sich, daß ich ungefähr dreißig Meter davon entfernt gewesen war, als ich den Stadtkern zuerst erkundet, das Gesuchte jedoch nicht erkannt hatte.

Ich seufzte, empfand aber immer noch ein unerklärliches Verlangen, diesen Ort zu sehen. Während ich also zurück durch die Fußgängerunterführungen, über den großen Parkplatz und wieder durch das leblose Ensemble der Bürogebäude eilte, fiel mir auf, was für eine herausragende planerische Leistung darin steckt, auf einem leeren Blatt Papier und mit den schier unbegrenzten Möglichkeiten, eine Modellstadt zu errichten, das Einkaufszentrum ausgerechnet eine Meile vom Bahnhof anzulegen.

Sie werden's mir nicht glauben, aber das Ding war noch schlechter geplant als die Stadt darum herum. Es war absolut riesig – ca. 100000 Quadratmeter –, und jede Ladenkette, die es je gab oder geben wird, war mit einer Filiale darin vertreten. Wenn ich es – fix und fertig, wie ich war – nicht übersehen habe (was ich aber nicht glaube), gab

es keinen Lebensmittelladen, keinen zentralen Treffpunkt, nichts Großartiges zum Sitzen, rein gar nichts, das einen angeregt hätte, sich für dieses Ding auch nur im geringsten zu erwärmen. Es war, als wäre man im größten Busbahnhof der Welt. Toiletten waren Mangelware und schwer zu finden und folglich so rammelvoll, als sei Halbzeit bei einem Fußballspiel. Ich hatte Metro Centre in Gateshead immer für das grausigste seiner Art gehalten, aber verglichen mit dem Einkaufs-Zentrum in Milton Keynes ist es ein Ausbund an Charme und nicht enden wollendem Entzücken.

Ich begab mich auf einen Kaffee in das schmuddeligste McDonald's, das ich je zu beehren hoffe. Nachdem ich mir in der Mülldeponie, die meine Vorgänger auf dem Tisch eingerichtet hatten, etwas Platz verschafft hatte, nahm ich mit meinem Eisenbahnfahrplan und der dazugehörigen Streckenkarte Platz. Helle Verzweiflung ergriff mich, als ich entdeckte, daß meine einzigen Alternativen darin bestanden, zurück nach London oder weiter nach Rugby, Coventry oder Birmingham zu fahren. Zu nichts verspürte ich Lust. Es schien, als sei es Tage und nicht erst Stunden her, daß ich

mein Mietauto in Oxford abgegeben hatte und zum Bahnhof gegangen war, mit dem schlichten Vorhaben, von Oxford nach Cambridge zu reisen und Mittagspause in Milton Keynes zu machen.

Die Zeit zerrann mir unter den Fingern. In einem entfernten, fast vergessenen Leben hatte ich an einem Küchentisch in einem Haus in Yorkshire gesessen und mir ausgerechnet, daß ich das ganze Land bequem in sechs, allerhöchstens sieben Wochen bereisen konnte, und sogar hochtrabende Pläne gehegt, praktisch alles zu erkunden – die Kanalinseln, Lundy, die Shetlands, Fair Isle und dazu alle Großstädte. Ich hatte John Hillabys *Journey through Britain* gelesen, und er war in acht Wochen von Land's End bis John O'Groats gelaufen.

Mit Hilfe pfeilschneller, moderner öffentlicher Verkehrsmittel konnte ich doch sicher das meiste von Großbritannien in sechs bis sieben Wochen sehen. Aber hier saß ich, hatte schon beinahe die Hälfte der mir zur Verfügung stehenden Zeit verbraucht und war nicht einmal bis zu den Midlands vorgedrungen.

Reichlich niedergeschlagen sammelte ich also meine Sachen ein, lief zum Bahnhof

und nahm einen Zug zurück nach London, wo ich wirklich wieder ganz von vorn begann. Mir fiel nicht ein, wo ich hinfahren sollte, also tat ich, was ich oft tue. Während der Zug durch die sanft gewellten, herbstkahlen Felder Buckinghamshires rollte, breitete ich eine Karte aus und vertiefte mich in die Namen. Für mich eine der tiefen, ewigen Wonnen des Lebens in Großbritannien.

Ich frage mich, ob andere Menschen auch merken, wieviel vergleichsweise größeres Vergnügen es bereitet, in einem Pub namens The Eagle and Child oder Lamb and Flag zu trinken, als sagen wir, in Joe's Bar. Ich persönlich finde endlose Befriedigung darin. Ich lausche auch für mein Leben gern den Fußballergebnissen und dem einlullenden Verlesen von Mannschaftsnamen – Sheffield Wednesday, West Bromwich Albion, Partick Thistle, Queen of the South; welch Ruhm und Ehre stecken in den Namen –, und ich finde seltsamen Trost in der exotischen, rätselhaften Litanei der Seewetterberichte. Ich habe keine Ahnung, was sie bedeuten – »Wiking: auffrischend fünf, rückdrehend vier; Dogger: Starkwind, gleichbleibend beständig, Minches: Sturm-

stärke zwölf, ach, du liebes Lieschen« –, aber sie üben eine mächtig besänftigende Wirkung auf mich aus. Ich bin felsenfest überzeugt, daß Großbritannien unter anderem deshalb so ein stabiles, anmutiges Land ist, weil die Fußballergebnisse und Seewetterberichte einen derart beruhigenden Einfluß haben.

In so gut wie jedem Bereich des britischen Lebens entdeckt man geniale Namensschöpfungen. Schauen Sie sich doch nur die Gefängnisse an. Sie könnten mich mit einem Stift und einem unerschöpflichen Vorrat an leeren Seiten hinsetzen und mir befehlen, solch liebenswürdig lächerliche Namen für ein Gefängnis zu erfinden wie Wormwood Scrubs oder Strangeways. Niemals würde mir etwas Besseres einfallen. Selbst die gebräuchlichen Namen von wilden Blumen – Sternmiere, Echtes Labkraut, Flohkraut, Frauenminze – besitzen einen Zauber, dem ich mich nicht entziehen kann.

Aber das größte Talent zeigen die Briten natürlich bei Ortsnamen. Von den etwa 30000 ist gut die Hälfte, schätze ich, auffallend hübsch. Es gibt zahllose Dörfer, deren Namen allein schon ein Bild von faulen Sommernachmittagen und über Wiesen

flatternden Schmetterlingen heraufbeschwören: Winterbourne Abbas, Western Lullingfields, Theddlethorpe All Saints, Little Missenden. Andere Dörfer scheinen ein uraltes, vielleicht sogar dunkles Geheimnis zu bergen: Husbands Bosworth, Rime Intrinseca, Whiteladies Aston. Und manche Namen klingen wie Toilettenreiniger (Potto, Sanahole, Durno) oder Hautkrankheiten (Scabcleuch, Whiterashes, Scurlage, Sockburn). Bei einem kurzen Blick in ein Ortsverzeichnis finden Sie Düngemittel (Hastigrow), Deos gegen Schweißfüße (Powfoot), Mundwasser (Minto), Hundefutter (Whelpo) und sogar einem schottischen Fleckenentferner (Sootywells). Es gibt Dörfer, denen es vielleicht ein bißchen an der richtigen Einstellung mangelt (Seething, Mockbeggar, Wrangle), und welche mit seltsamen Phänomenen (Meathop, Wigtwizzle, Blubberhouses). Und schier unzählige Namen, die einfach nur liebenswert hirnverbrannt sind – Prittlewell, Little Rollright, Chew Magna, Titsey, Woodstock Slop, Lickey End, Stragglethorpe, Yonder Bognie, Nether Wallop und das unschlagbare Thornton-le-Beans. (Begrabt mich dort!) Ein Blick auf eine Karte oder ein Ortsver-

zeichnis genügt, und Sie sehen, daß Sie sich in einem Land befinden, in dem alles möglich ist.

Manche Landesteile scheinen sich auf bestimmte Themen zu spezialisieren. Kent hat eine eigentümliche Vorliebe für Nahrhaftes: Ham, Sandwich, Rye. Dorset steht auf Figuren aus Barbara-Cartland-Romanen: Bradford Peverell, Compton Valence, Langton Herring, Wootton Fitzpaine. Lincolnshire tut ja gerade so, als sei es ein bißchen meschugge: Thimbleby Langton, Tumby Woodside, Fishtoft Drove, Sots Hole und das wahrhaft hinreißende Spitall in the Street.

Auffallend ist, wie oft sich diese Orte zusammenballen. In einem eng begrenzten Gebiet südlich von Cambridge finden Sie zum Beispiel: Blo Norton, Rickinghall Inferior, Hellions Bumpstead, Ugley und (einer meiner Lieblinge) Shellow Bowells. Ich verspürte das plötzliche Verlangen, dorthin zu fahren, aber als ich die Karte anschaute, blieb mein Blick an einer Linie quer über der Landschaft hängen, Devil's Dyke. Davon hatte ich noch nie gehört, aber es klang sehr verheißungsvoll. Spontan beschloß ich, dorthin zu fahren.

Und so geschah es denn, daß ich am näch-

sten Morgen über eine kleine Straße am Rande des Weilers Reach in Cambridgeshire wanderte. Es war ein häßlicher Tag.

Saunaschwaden waberten durch die Luft, und die Sicht tendierte gegen null. Unheimlich erhob sich jäh der Damm aus der grauen Suppe. Ich kraxelte hoch, eine merkwürdige, düstere Erhebung, besonders in dichtem Nebel und wenn keine Touristen da sind. Im dunkelsten Frühmittelalter ist der Devils's Dyke vor etwa 1300 Jahren errichtet worden, ein Erdwall, der sich bis zu achtzehn Meter über die ihn umgebende Landschaft erhebt und zwischen Reach und Ditton Green etwa siebeneinhalb Meilen in gerader Linie verläuft. Leider weiß keiner, warum er Devil's Dyke heißt. Der Name wird im sechzehnten Jahrhundert zum erstenmal erwähnt. Wie er da so mitten im flachen Moor steht, verströmt er etwas Bedrohliches, spürbar Urzeitliches, andererseits wirkt er wie ein monumentaler Prachtbau. Es erforderte ja sicher einen immensen Arbeitsaufwand, ein solches Bollwerk zu errichten, aber man muß kein Militärgenie sein, um zu erkennen, daß eine Invasionsarmee ihn nur zu umgehen brauchte. Was sie dann auch alle taten, und

im Handumdrehen war der Devil's Dyke völlig nutzlos, außer, daß die Bewohner der Flachmoore die Erfahrung machen konnten, wie man sich auf 18 Meter Höhe fühlt.

Trotzdem kann man über seinen grasbewachsenen Kamm angenehm und nett bummeln, und an diesem trostlosen Morgen hatte ich ihn ganz für mich. Erst als ich ungefähr in der Mitte war, sah ich andere Menschen, die meisten trainierten auf dem weiten Grün von Newmarket Heath ihre Hunde. In dem unirdischen Dunst sahen sie wie Gespenster aus. Der Damm verläuft genau durch die Anlagen der Rennbahn von Newmarket (was ich eher ulkig fand, wenn ich auch kein Fitzelbißchen sehen konnte) und dann weiter durch blühendes Pferdeland. Langsam lichtete sich der Nebel, und zwischen den skelettartigen Bäumen erspähte ich eine Reihe großer Gestüte. Alle hatten eine weiß eingezäunte Koppel, ein stattliches Haus und viele schmucke Stallgebäude mit Kuppeln und Wetterfahnen, was ihnen das Aussehen eines modernen Supermarkts verlieh. Es war zwar ein reines Vergnügen, über eine so gut sichtbare ebene Strecke zu wandern, aber auch ein wenig langweilig. Mehrere Stunden lang lief

ich, ohne einer Menschenseele zu begegnen, und dann endete der Wall abrupt in einer Wiese vor Ditton Green. Und mich befiel ein beunruhigendes Gefühl, weil sich plötzlich alles so in Wohlgefallen auflöste. Es war erst kurz nach zwei, und ich war bei weitem noch nicht müde. Ich wußte, daß Ditton keinen Bahnhof hatte, aber ich hatte angenommen, ich könnte hier einen Bus nach Cambridge bekommen, und wahrhaftig entdeckte ich im Buswartehäuschen, daß dem so war – wenn ich zwei Tage wartete. Also trottete ich über eine vielbefahrene Straße vier Meilen nach Newmarket, schaute mich in aller Muße dort um und fuhr mit der Bahn zurück nach Cambridge.

Eine der Freuden, die einen bei einem langen Treck über Land, besonders außerhalb der Saison, aufrechterhält, ist die Aussicht, daß man schließlich ein Zimmer in einer schnuckeligen Unterkunft findet, vor loderndem Kamin das eine oder andere Gläschen und dann eine kräftige Mahlzeit zu sich nimmt, die man sich nach der sportlichen Betätigung des Tages und der frischen Luft ja auch sauer verdient hat. Aber ich kam in Cambridge an und fühlte mich frisch und völlig unausgelastet und zu nichts be-

rechtigt. Noch schlimmer: Weil ich gedacht hatte, daß die Wanderung anstrengender war und ich spät eintreffen würde, hatte ich ein Zimmer im University Arms Hotel gebucht, eben in der Erwartung des entsprechenden lodernden Kamins, des kräftigen Mahls und der behaglichen Atmosphäre eines Senior Common Rooms.

Wie ich aber dann zu meiner stillen Bestürzung entdecken mußte, war das Hotel ein überteuertes neues Hochhaus, und mein düsteres Zimmer stand bedauerlicherweise in krassem Widerspruch zu der Beschreibung im Reiseführer.

Lustlos schaute ich mich in der Stadt um. Gut, ich weiß, Cambridge ist eine feine Stadt und eine wahre Fundgrube für Namen – Christ's Pieces allein sucht seinesgleichen –, doch an dem Tag konnte ich mich nicht dafür begeistern. Der Hauptmarkt war ein schäbiges Chaos, das Zentrum wurde von einem entmutigenden Übermaß an Betonbauten dominiert, und am späten Nachmittag ertrank alles in einem kläglichen Nieseln. Zum Schluß stöberte ich in Secondhand-Buchläden herum. Ich suchte nichts Besonderes, stieß aber auf eine illustrierte Geschichte des Kaufhauses Sel-

fridges. Ich nahm sie begierig vom Regal, weil ich hoffte, sie erklärte, warum Highcliffe Castle so zerfallen war, und enthielte eventuell sogar ein paar schlüpfrige Anekdötchen über Selfridge und die scharfen Dolly Sisters.

Leider, leider handelte es sich um eine keimfreie Fassung. Ich fand nur eine einzige flüchtige Erwähnung der Dollys, die implizierte, daß sie ein Paar heimatloser Unschuldsengel waren, um die sich Selfridge wie ein guter Onkel gekümmert hatte. Selfridges jäher Abfall vom Pfad der Tugend wurde kaum und Highcliffe Castle überhaupt nicht erwähnt. Da stellte ich das Buch wieder zurück. In dem sicheren Wissen, daß an diesem Tage alles, was ich tat, in Enttäuschung enden würde, trank ich dann bloß noch ein Bier in einem leeren Pub, aß ein mittelmäßiges Dinner in einem indischen Restaurant, machte einen einsamen Spaziergang im Regen und zog mich schließlich in mein Zimmer zurück, wo ich entdeckte, daß es nichts, aber auch gar nichts im Fernsehen gab, und daß ich meinen Spazierstock in Newmarket liegengelassen hatte.

Als ich mich mit einem Buch hinlegte, stell-

te ich fest, daß die Nachttischbirne – nicht kaputt, sondern nicht vorhanden war, und verbrachte die verbleibenden Stunden des Abends bewegungsunfähig auf dem Bett liegend und eine Wiederholung von *Cagney und Lacey* anschauend. Einerseits war ich neugierig und wollte endlich wissen, wer oder was in dieser uralten Serie den Intendanten von BBC so betört hatte (einzig mögliche Antwort: Sharon Gless' Busen), andererseits genoß ich ihre garantiert narkotische Wirkung. Ich schlief mit der Brille auf der Nase ein und erwachte irgendwann, als ein lauter, frenetischer Blizzard über den Bildschirm tobte. Ich stand auf, um den Fernseher auszuschalten, stolperte heftig über einen unnachgiebigen Gegenstand und schaffte das interessante Kunststück, die Glotze mit dem Kopf auszumachen. Neugierig, wie ich das hingekriegt hatte, und für den Fall, daß ich mich entschloß, es zu einem Partykunststück auszubauen, entdeckte ich, daß der Gegenstand des Anstoßes mein Spazierstock war, der gar nicht in Newmarket lag, sondern hier auf dem Boden, zwischen Stuhl und Bettbein.

Na, wenigstens etwas Gutes, dachte ich,

steckte mir zwei Walroßzähne aus Papiertaschentuch in die Nasenlöcher, um den plötzlichen Blutstrom zu stillen, und kletterte mißmutig zurück ins Bett.

Fünfzehntes Kapitel

Ich fuhr nach Retford. Ich weiß nicht, warum. Noch während meiner Morgentoilette, dem sanften Entfernen der Taschentücher aus meinen geschwollenen Nüstern, während des Frühstücks und Auscheckens und des langen Gangs zum Bahnhof war es meine feierliche, gehorsame Absicht gewesen, Norwich und von dort aus Lincoln zu besuchen. Aber sobald ich den Bahnhof betrat und eine British-Rail-Karte an der Wand sah, packte mich jäh das eigenartige Verlangen, was vollkommen Neues anzuschauen, und Retford bot sich geradezu zwingend an.

Die letzten sieben Jahre war ich nämlich jedesmal auf der Fahrt von Leeds nach London und umgekehrt durch Retford gekommen. Es war einer der Haupthaltebahnhöfe an der Ostküstenstrecke, doch ich hatte nie erlebt, daß dort jemand ein- oder ausstieg. Auf meinem British-Rail-Streckenplan hat-

te man Retford sogar Großbuchstaben zugebilligt, ihm typographisch die gleiche Stellung eingeräumt wie Liverpool, Leicester, Nottingham, Glasgow und all den anderen bedeutenden Gemeinwesen Großbritanniens, und trotzdem wußte ich nichts über die Stadt. Bevor ich ihren einsamen Bahnhof zum erstenmal vom Zug aus sah, hatte ich noch nie von ihr gehört. Ich kannte nicht einmal jemanden, der dort gewesen war oder etwas über sie wußte. Mein *Book of British Towns* des Britischen Automobilclubs enthielt ausführliche, wohlwollende Beschreibungen jeder noch so obskuren Gemeinde – Kirriemuir, Knutsford, Prestonpans, Swadlincote, Bridge of Allan, Duns, Forfar, Wigtown –, aber über Retford bewahrte es strengstes Stillschweigen. Sehr mysteriös und klar an der Zeit, daß ich mir diesen Ort anschaute.

Also fuhr ich zunächst mit dem Zug nach Peterborough und von dort weiter auf der Hauptstrecke nach Norden. Ich hatte nicht besonders gut geschlafen, weil ich einen sehr beunruhigenden Traum von Cagney und Lacey gehabt und dann noch entdeckt hatte, daß ich seit 1975 keine US-Einkommensteuererklärung abgegeben hatte. (Sie

drohten, mich dem Kerl zu überantworten, der sich im Vorspann das Hemd auszieht, Sie können sich also vorstellen, in welchem Zustand sich meine Bettwäsche befand, als ich, nach Atem ringend, in der Morgendämmerung erwachte.) Nun freute ich mich auf eine dieser ruhigen, einlullenden Fahrten, auf die man bei British Rail immer hoffen kann – wo die Schuhe zu Hausschuhen werden und man sanft in den Schlaf gesummt wird.

Mit einiger Bestürzung hörte ich daher, daß hinter mir ein Handybenutzer saß. Man sollte diese Leute langsam mal wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses drankriegen, finden Sie nicht? Dieser hier nervte ganz besonders, weil er mit lauter, selbstgerechter Stimme in einem Schwachsinnsjargon so eindeutig sinnlose Anrufe tätigte.

»Hallo, hier ist Clive. Ich bin im 10.07-Uhr-Zug und müßte erwartungsgemäß um dreizehn Uhr im Büro sein. Dann brauche ich ein Eilbriefing über das Pentland-Squire-Projekt. Wie bitte? Nein, bei Maris Pipers bin ich mitnichten auf dem laufenden. Hör mal, fällt dir ein Grund ein, warum jemand ein Arschloch wie mich beschäftigen sollte? Wie bitte? Weil ich ein Mensch bin, der

glücklich wie ein Ferkel im Mist ist, nur weil er ein Handy hat? He, die Idee ist nicht uninteressant!« Ein paar Augenblicke Schweigen und dann: »Hallo, Liebes. Ich bin gegen fünf zu Haus. Ja, wie immer. Quatsch, dir das überhaupt zu erzählen, aber ich hab ja nun dieses Telefon und bin ein totaler Flachwichser. Ich rufe wieder aus Doncaster an. Natürlich völlig grundlos.«

Dann: »Hier ist Clive. Ja, ich bin immer noch im Zug, aber wir hatten Probleme mit den Weichen, deshalb rechne ich jetzt eher mit einer voraussichtlichen Ankunftszeit um 13.02 Uhr, statt wie geplant um 13.00 Uhr. Wenn Phil anruft, sagt ihm doch bitte, daß ich immer noch ein totaler Flachwichser bin. Super.« Und so ging das den ganzen Morgen.

Da stieg ich dann erleichtert als einziger der vielen Fahrgäste in Retford aus, ein so ungewöhnliches Ereignis, daß die Bahnhofsangestellten zu den Fenstern gerannt kamen. Durch dichte Regenschleier ging ich in die Stadt. Mit Freude kann ich berichten, daß Retford ein entzückender, charmanter kleiner Ort ist, selbst unter den tiefhängenden, grauen Wolken, unter denen weit gepriesenere Städte eintönig und müde wir-

ken. Die Hauptattraktion ist ein außerordentlich großer, schöner Marktplatz, von einem malerischen Durcheinander georgianischer Häuser umgeben. Neben der größten Kirche thront eine schwergewichtige schwarze Kanone mit einer Plakette, auf der »Erbeutet in Sewastopol 1865« steht. Eine bemerkenswerte Initiative seltens der Bewohner, fand ich – schließlich erstürmen nicht jeden Tag die Einwohner eines Marktfleckens in Nottinghamshire eine Festung auf der Krim und bringen Beute heim! Auch die Läden schienen zu florieren und waren gut sortiert. Ich kann nicht gerade behaupten, ich würde gern meine Ferien dort verbringen, aber ich freute mich, daß ich es schließlich gesehen und wohlauf und liebenswert gefunden hatte.

In einem kleinen Café trank ich einen Tee und nahm dann einen Bus nach Worksop, einer Stadt ähnlicher Größe und vergleichbaren Tempos (die im übrigen sehr wohl im *AA Book of British Towns* erwähnt wird). Offenbar hatten Retford und Worksop darum gestritten, wer die Hauptverwaltung des Bassetlaw District Council beherbergen sollte, und Worksop hatte verloren, denn sie war dort, und zwar, wie vorherzusehen,

häßlich und kompromißlos modern. Aber der Rest der Stadt war auf eine unaufdringliche Weise doch ganz nett.

Ich war freilich nicht hierhergekommen, weil ich Worksop besuchen wollte, sondern Welbeck Abbey in der Nähe, angeblich eines der feinsten Häuser in diesem gar nicht so großen Gebiet, das unter dem Namen Dukeries firmiert. Nur jeweils zwanzig Meilen voneinander entfernt, haben in dieser obskuren Ecke der Nord-Midlands fünf uralte Herzogtümer ihren Sitz – Newcastle, Portland, Kingston, Leeds und Norfolk. Die Linien derer von Leeds und Portland sind erloschen, die anderen, schätze ich mal, verzogen. (Der Herzog von Newcastle wohnt laut Simon Winchester in *Their Noble Lordship* in einem bescheidenen Haus in Hampshire. Das lehrt ihn hoffentlich, wie dumm es war, nicht in Hopsburgen und Miniaturdampfeisenbahnen zu investieren.)

Welbeck ist der Stammsitz des Portland-Clans, obwohl auch der seit 1954 nicht mehr dort lebt – wegen eines ähnlich bedauerlichen Mangels an Voraussicht, was Abenteuerspielplätze und Kuscheltierzoos betrifft. Ich verehre ja nun schon seit langem den fünften Herzog von Portland, einen W. J.C.

Scott-Bentinck (1800-1879). Der alte W. J. C. (ja, er war mir ans Herz gewachsen) war einer der großen historischen Einsiedler und scheute keine Mühe, menschlichen Kontakt zu meiden. Er lebte in einer kleinen Ecke seines Schlosses und kommunizierte mit seinen Dienern durch Zettel, die in einen besonderen, in die Tür zu seinen Räumen geschnitzten Briefkasten gesteckt wurden. Das Essen wurde ihm mittels einer kleinen Eisenbahn von der Küche in den Speisesaal gebracht. Bei zufälligen Begegnungen blieb er stocksteif stehen, während die Diener angewiesen waren, an ihm vorbeizugehen wie an einem Möbelstück. Wer diesen Befehl mißachtete, mußte auf der Privateisbahn des Herzogs bis zur Erschöpfung Schlittschuh laufen. Besucher durften das Haus und die Parkanlagen besichtigen – »solange«, wie der Herzog sagte, »sie so freundlich sind, mich nicht zu sehen«.

Aus Gründen, die man nur erraten kann, benutzte der adlige Herr sein umfangreiches Erbe, um ein zweites Herrenhaus unter der Erde zu bauen. Bei dessen Konstruktion beschäftigte er bis zu 15000 Männer, und als es fertig war, hatte es, unter vielem anderen, eine fast fünfundsiebzig Meter

lange Bibliothek und den größten Ballsaal in England, der 2000 Gästen Platz bot – ganz schön schräg, so was zu bauen, wenn man nie Gäste hat. Ein Labyrinth von Tunneln und Geheimgängen verband die Räume und verlief in beträchtlicher Länge ins Land hinein. Als »erwarte er einen Atomkrieg«, meinte einmal ein Historiker. Wenn der Herzog nach London mußte, ließ er sich in seiner Pferdekutsche einschließen und fuhr damit durch einen anderthalb Meilen langen Tunnel in die Nähe des Bahnhofs von Worksop. Dort wurde sie auf einen speziellen offenen Güterwagen geladen und rollte in der Hauptstadt, immer noch verplombt, zu seiner Residenz, Harcourt House.

Als der Herzog starb, fanden seine Erben die überirdischen Zimmer ohne Möbel vor. Nur in einem Raum thronte mitten drin sein Nachtstuhl, während die Haupthalle rätselhafterweise keinen Boden mehr hatte. Die meisten Räume waren rosa gestrichen. Das eine Zimmer im oberen Stock, in dem der Herzog hauste, war bis zur Decke mit Hunderten grüner Kisten vollgepackt, und in jeder lag eine einzige dunkelbraune Perücke. Kurz und gut, den Mann kennenzu-

lernen hätte sich gelohnt.

Mit einer gewissen Ungeduld schlenderte ich also durch Worksop zum Clumber Park, einem angrenzenden National Trust-Besitz, und fand – das hoffte ich zumindest – den Weg zur Welbeck Abbey, die etwa drei, vier Meilen entfernt lag. Es war ein langer Marsch über einen schlammigen Waldpfad. Laut Wegbeschilderung lief ich auf dem »Robin Hood Way«, aber wie im Sherwood Forest fühlte ich mich nicht. Es war eher eine endlose Kiefernschonung, eine Art Baumschule. Sie wirkte übernatürlich still und leblos. Ein Ambiente, in dem man halbwegs erwartet, über eine locker mit Blättern bedeckte Leiche zu stolpern. Davor habe ich überhaupt immer Angst, denn dann würde mich die Polizei interviewen und mich sofort verdächtigen, weil ich Fragen wie: »Wo waren Sie am Nachmittag des Mittwoch, 3. Oktober, um 16 Uhr?« nicht beantworten könnte. Ich stelle mir immer vor, wie ich in einem fensterlosen Verhörraum schmore und sage: »Mal sehen, äh, ich glaube, vielleicht war ich in Oxford oder vielleicht auch auf dem Küsten weg in Dorset. Himmel, ich weiß es nicht.« Und im Handumdrehen hätten sie mich in Parkhurst oder sonstwo ein-

gebuchtet.

Es wurde immer seltsamer. Ein eigentümlicher Wind erhob sich in den Baumwipfeln, sie bogen sich und tanzten, doch unten am Boden war alles ruhig, bis dahin kam er nicht. Reichlich gespenstisch das Ganze. Dann kam ich durch eine steile Sandsteinschlucht, über deren Hänge sich knorrige Baumwurzeln rankten. Zwischen den Wurzeln waren Hunderte Inschriften sorgfaltig eingekratzt. Namen, Daten und hier und da ineinanderverschlungene Herzen. Die Daten umfaßten eine außergewöhnlich lange Zeitspanne: 1861, 1962, 1947, 1990. Wirklich, ein komischer Ort. Entweder war er sehr beliebt bei Liebespaaren, oder ein Paar war sehr lange zusammen gegangen.

Kurz danach erreichte ich ein einsames Pförtnerhaus, dessen Dachfirst mit Pechnasen versehen war. Dahinter erstreckte sich ein offenes Feld mit stoppeligem Winterweizen und noch weiter dahinter, durch eine Baumreihe knapp sichtbar, gewahrte ich ein verwinkeltes grünes Kupferdach – Welbeck Abbey, hoffte ich. Ich ging am Rand des riesigen, matschigen Feldes entlang und brauchte bald eine Dreiviertelstunde, um mich bis zu einem befestigten

Weg durchzukämpfen. Wähnte mich aber nun sicher am richtigen Ort, denn der Weg lief an einem schmalen verschilften See entlang, und laut meiner stets zuverlässigen Karte war das weit und breit das einzige Gewässer. Ich marschierte ungefähr eine Meile, dann landete ich vor einer ziemlich noblen Einfahrt neben einem Schild, »Privat – Zutritt verboten«. Ansonsten gab es keinen Hinweis, was dahinter lag.

Einen Augenblick lang schwindelte mir geradezu vor Unentschlossenheit (übrigens, falls ich je geadelt werde, hätte ich gern den Namen Lord Schwindel vor Unentschlossenheit), doch dann beschloß ich, mich ein paar Meter hinter die Einfahrt hinaufzuwagen – nur soweit, damit ich wenigstens einen Blick auf das Gebäude erhaschen konnte, für das ich den weiten Weg auf mich genommen hatte. Gedacht, getan. Die Anlagen waren äußerst kunstvoll und peinlichst gepflegt, aber gut durch Bäume abgeschirmt, also ging ich noch ein Stückchen weiter. Nach ein paar hundert Metern lichteten sich die Bäume, und man kam auf einen Rasen, das heißt, eine Art Übungsgelände mit Kletternetzen und Balken auf Stelzen. Was war hier bloß? Etwas entfernt

befand sich neben dem See ein merkwürdig gepflasterter Bereich – wie ein Parkplatz im Niemandsland. Mit einem kleinen Freudenschrei erkannte ich die Eislaufbahn des Herzogs. Nun war ich schon so weit auf dem Grundstück, daß es auf Diskretion auch nicht mehr ankam. Mutig schritt ich fürbaß, bis ich direkt vor dem Haus stand. Es war nobel, aber seltsam charakterlos und außerdem mit etlichen neuen Anbauten plump verziert. Weiter hinten lag ein Cricketfeld mit einem todschicken Pavillon. Menschen waren nicht zu sehen, aber auf dem Parkplatz standen ein paar Wagen. Es beherbergte eindeutig irgendeine Institution – vielleicht ein Schulungszentrum für IBM oder so. Aber warum dann so anonym? Ich wollte schon hingehen und durch ein Fenster linsen, da ging eine Tür auf, und ein Mann in Uniform kam mit strenger Miene auf mich zu. Auf seinem Jackett stand »MOD Security«. O nein!

»Hallo«, sagte ich und lächelte ein wenig blöde.

»Ist Ihnen klar, Sir, daß Sie unbefugt den Besitz des Verteidigungsministeriums betreten?«

Ich schwankte einen Moment, unschlüssig,

ob ich meine Tourist-aus-Iowa-Nummer abziehen sollte (»Wie bitte, ist das etwa nicht der Hampton Court Palace? Ich habe gerade 175 Pfund für ein Taxi bezahlt.«) oder ein umfassendes Geständnis ablegen sollte. Ich gestand. Mit leiser, respektvoller Stimme erzählte ich ihm, daß ich mein Leben lang von dem fünften Herzog von Portland fasziniert sei, mich seit Jahren danach verzehrte, diesen Ort zu besuchen, und nicht habe widerstehen können, einfach mal kurz hineinzuschauen, nachdem ich schon von so weit herkomme. Und das traf genau den richtigen Nerv, offenbar hegte er selbst eine gewisse Zuneigung zum alten W. J. C. Er eskortierte mich mit allen militärischen Ehren zum Rand des Anwesens, schien aber im stillen erfreut zu sein, jemanden vor sich zu haben, der seine Interessen teilte. Er bestätigte, daß der mit Platten ausgelegte Bereich die Eislaufbahn sei, und zeigte mir, wo die Tunnel verliefen – praktisch überall. Sie seien immer noch intakt, erzählte er, dienten jedoch nun als Depots. Der Ballsaal und die anderen unterirdischen Gemächer würden noch regelmäßig für Veranstaltungen und als Sporthalle benutzt. Das Verteidigungsministerium habe gerade eine Milli-

on Pfund für die Renovierung des Ballsaals hingeblättert.

»Aber was ist das hier denn jetzt?« fragte ich.

»Ein Übungszentrum, Sir.« Mehr sagte er nicht. Doch wir hatten sowieso das Ende der Einfahrt erreicht. Um sicherzugehen, daß ich wirklich verschwand, sah er mir hinterher. Ich latschte über das große Feld zurück und blieb dann stehen, um noch einmal das Dach von Welbeck Abbey zu betrachten, das sich über den Baumwipfeln erhob. Wie schön, daß das Verteidigungsministerium die Tunnel und unterirdischen Räume bewahrte, aber eine regelrechte Schande war es doch, daß es so kategorisch der Öffentlichkeit verschlossen war. Schließlich produziert die britische Aristokratie nicht alle Tage jemanden, der so ausgenippt war wie W. J. C. Scott-Bentinck und seine Marotten so auslebte. Der Gerechtigkeit halber muß ich aber sagen, daß sie ihr Bestes tun.

Diesen Gedanken in meinem Herzen bewegend, drehte ich mich um und machte mich auf den langen, mühseligen Marsch zurück nach Worksop.

Sechzehntes Kapitel

Ich verbrachte einen netten Abend in Lincoln, wanderte vor und nach dem Dinner durch seine steilen, uralten Straßen, bewunderte die riesige, dunkle kompakte Kathedrale mit ihren zwei gotischen Türmen und freute mich sehr darauf, sie am nächsten Morgen zu besichtigen. Ich mag Lincoln, teils, weil es so hübsch und gut erhalten, teils, weil es so angenehm abgeschieden ist. Es wurde einmal als Mont Saint Michel auf dem Festland bezeichnet, weil es sich über das große Meer der Ebene von Lincolnshire erhebt, und der Vergleich stimmt. Wenn man auf die Karte schaut, sind Nottingham und Sheffield gleich um die Ecke, aber man hat das Gefühl, als sei Lincoln weit weg und ganz vergessen. Und das gefällt mir sehr.

Ungefähr zur Zeit meines Besuches stand im *Independent* ein interessanter Bericht über einen seit langem schwelenden Streit zwischen dem Dekan der Kathedrale und seinem Finanzdezernenten. Offenbar hatte letzterer mit Frau, Tochter und einem Freund der Familie sechs Jahre zuvor die kostbare Kopie der Magna Charta aus dem

Besitz der Kathedrale auf eine sechsmonatige Ausstellungstournee durch Australien mitgenommen, um Gelder aufzutreiben. Dem *Independent* zufolge hatten die australischen Besucher der Ausstellung in dem halben Jahr insgesamt magere 938 Pfund gespendet, was den Schluß nahelegt, daß die Australier entweder ungewöhnlich knickerig sind oder der gute alte *Independent* ein ganz kleines bißchen sorglos mit den Fakten umgeht. Wie dem auch sei, die Tour war ein finanzielles Desaster. Sie machte einen Verlust von mehr als 500000 Pfund – recht bedacht, ein happiger Betrag für vier Leute und ein Stück Pergament. Einen Großteil der Schulden hatte freundlicherweise die australische Regierung beglichen, doch die Kathedrale plagte sich immer noch mit einem Minus von 56000 Pfund herum. Zum Schluß ging der Dekan mit der Story an die Presse und verursachte einen Aufschrei der Empörung im Kapitel; der Bischof von Lincoln ließ die Angelegenheit untersuchen und befahl dem Kapitel zurückzutreten, das Kapitel weigerte sich, und nun war so ungefähr jeder auf jeden wütend. Und das seit sechs Jahren.

Als ich also die wunderschöne, ungeheuer

große, hallende Kathedrale betrat, hatte ich ja sehr gehofft, daß Gesangbücher durch die Gegend flogen und im Querschiff Kirchenmänner ganz unziemlich miteinander rangen, doch es war alles enttäuschend ruhig. Ja, ich hatte sogar das Vergnügen, in dem Kirchengebäude kaum von einherschlurfenden Touristentrupps gestört zu werden. Angesichts der Horden, die Salisbury, York, Canterbury, Bath und so viele andere große Kirchen in England heimsuchen, mutet es wie ein kleines Wunder an, daß Lincoln immer noch relativ unbekannt ist. Man findet schwerlich einen architektonisch so majestätischen Bau, der offenbar nur wenigen Eingeweihten bekannt ist – mit Ausnahme Durhams vielleicht.

Das Hauptschiff war vollgestellt mit Metallpolsterstühlen. Das habe ich nie verstanden. Warum keine Holzstühle? In jeder englischen Kathedrale, die ich je gesehen habe, stehen mehr oder weniger unordentliche Reihen von Stühlen, die man zusammenklappen oder wegstapeln kann. Warum? Räumen sie die Stühle zum Volkstanz weg oder was? Ganz egal, wieso, sie sehen immer billig und in der sie umgebenden Pracht hoher, aufstrebender Gewölbe,

Buntglasfenster und gotischer Maßwerke völlig fehl am Platze aus. Manchmal zerreißt es einem schier das Herz, in einem Zeitalter solch extremen Preisbewußtseins zu leben. Andererseits bemerkt man durch die modernen Entgleisungen erst recht, wie verschwenderisch man sich früher der Kunstfertigkeiten von Steinmetzen, Glasgießern und Holzschnitzern bediente und wie wenig man mit den Materialien geizte.

Ich wäre gern noch geblieben, aber ich mußte einen lebenswichtigen Termin einhalten. In Bradford gab es eine der – wie ich finde – aufregendsten cineastischen Darbietungen der Welt zu sehen. Am ersten Samstag jeden Monats zeigt Pictureville Cinema, das zu dem großen, allseits beliebten Museum of Photography, Film und Was-weiß-ich gehört, die Originalversion von *This Is Cinerama*. An keinem anderen Ort der Welt kann man dieses herrliche kinematographische Kunstwerk noch sehen, und dieser Tag nun war der erste Samstag des Monats.

Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr ich mich darauf freute. Ich war schon ganz zappelig vor Angst, daß ich meinen Anschluß in Doncaster verpassen würde, und

dann bibberte ich, daß ich den in Leeds nicht schaffte, aber ich erreichte Bradford überaus rechtzeitig – fast drei Stunden zu früh, was mich nun auch wieder leicht ins Zittern brachte, denn was macht man in Bradford, wenn man drei Stunden totzuschlagen hat?

Bradford hat die Rolle seines Lebens darin gefunden, jeden anderen Ort auf diesem Planeten im Vergleich besser abschneiden zu lassen, und es spielt sie sehr gut. Auf meiner gesamten Reise sollte ich keine Stadt erleben, der man deutlicher ansah, wie verzweifelt sie war. Nirgendwo bin ich an mehr leeren Geschäften vorbeigekommen, deren Fensterscheiben weiß überstrichen oder mit zerrissenen Plakaten für Popkonzerte in dynamischeren Gemeinwesen wie zum Beispiel Huddersfield und Pudsey bepflastert waren, oder an mehr Bürogebäuden mit »Zu Vermieten«-Schildern. Mindestens jeder dritte Laden im Stadtzentrum war leer, und der Rest krepelte auch nur noch vor sich hin. Bald nach meinem Besuch kündigte Rackham's, das größte Kaufhaus dort, seine baldige Schließung an. Das, was überhaupt noch an Leben existierte, hatte sich in einen charakterlosen Kom-

plex namens Arndale Centre verzogen. (Und übrigens, warum heißen die Einkaufszentren aus den Sechzigern immer Arndale Centre?) Bradford schien einem tödlichen, irreversiblen Verfall preisgegeben zu sein.

Es war einstmals einer der großartigsten Komplexe viktorianischer Architektur weit und breit, aber jetzt würde man das kaum mehr erraten. En masse wurden die schönsten Häuser abgerissen, damit Platz war für neue, breite Straßen und Büroklötze mit angestrichenen Sperrholzinlets unter den Fenstern. Fast alles leidet unter dem gutgemeinten, aber stümperhaften Pfusch der Stadtplaner. Viele Hauptstraßen haben solche Zebrastreifen, die man in Etappen nimmt – auf der ersten schafft man es bis zu der Insel in der Mitte, dann wartet man Schulter an Schulter mit Unbekannten noch einmal lange, bevor man vier Sekunden bekommt, um auf die andere Seite zu sprinten –, was schon die einfachsten Besorgungen lästig macht, besonders wenn man diagonal auf die andere Seite hinüber will und an vier Ampeln warten muß, um eine Nettodistanz von 27 Metern zurückzulegen. Noch schlimmer, auf der Hall Ings und dem Princes Way wird der vom Schicksal gebeutelte

Fußgänger in mehrere trostlose, bedrohliche Unterführungen gezwungen, die in große, runde Plätze münden und zum Himmel hin offen sind, aber immer im Schatten liegen und so schlecht entwässert werden, daß, habe ich gehört, während eines Platzregens schon einmal jemand ertrunken ist.

Es überrascht Sie sicher nicht, wenn ich Ihnen erzähle, daß ich mir über diesen planerischen Wahnsinn immer sehr viel den Kopf zerbrochen habe. Eines Tages holte ich mir aus der Bücherei von Skipton ein Buch mit dem Titel *Bradford – Unsere Stadt von morgen* oder so ähnlich. Es stammte aus den späten Fünfzigern oder frühen Sechzigern und enthielt jede Menge Schwarzweiß-Perspektivzeichnungen von glitzernden Fußgängerzonen mit wohlhabenden, selbstbewußt einherschreitenden, Strichmännchen ähnlichen Gestalten und Bürogebäuden des Typus, der sich nun drohend über mir erhob. Und da begriff ich jäh und mit erstaunlicher Klarheit, was sie versuchten. Sie glaubten nämlich wirklich, sie bauten eine neue Welt – ein Großbritannien, in dem die düsteren, rußgeschwärzten Häuser und engen Straßen der Vergangenheit abgerissen und von sonnigen Plätzen,

blitzblanken Bürogebäuden, Büchereien, Schulen und Krankenhäusern ersetzt würden, die durch buntgekachelte, unterirdische Wege miteinander verbunden wären, auf denen sich die Fußgänger ungefährdet vom vorbeifließenden Verkehr bewegen konnten. Alles sah hell und sauber und fröhlich aus. Es gab sogar Bilder von Frauen mit Kinderwagen, die auf den runden Plätzen unter freiem Himmel stehenblieben und ein Schwätzchen hielten. Dabei herausgekommen ist nun eine Stadt mit leeren, heruntergekommenen Bürohochhäusern, abschreckenden Straßen, Fußgängerabflußrohren und wirtschaftlicher Hoffnungslosigkeit. Das wäre vielleicht eh passiert, aber dann hätten wir wenigstens eine Stadt mit zerbröckelnden *alten* Häusern statt zerbröckelnden neuen gehabt.

Mit einer Geste, die ebenso zum Lachen wie zum Weinen ist, versuchen die Behörden heutzutage, ihren mageren Vorrat an alten Gebäuden zu promoten. In einer bescheidenen Ansammlung enger Straßen an einem Hang, der gerade weit genug vom Stadtzentrum entfernt war, daß er den Bulldozern entkam, stehen immer noch etwa drei Dutzend große, eindrucksvolle Lager-

häuser, die meisten zwischen 1806 und 1874 in einem selbstbewußten, klassizistischen Stil erbaut. Sie sehen eher aus wie Handelsbanken als Wollagerhallen, so daß die Gegend den Namen Little Germany erhielt. Früher gab es jede Menge solcher Viertel – ja die ganze Stadtmitte bestand noch bis in die fünfziger Jahre hinein so gut wie nur aus Lagerhäusern, Fabriken, Banken und Bürohäusern, die sich ausschließlich dem Wollhandel verschrieben hatten. Und dann – der Himmel weiß, warum – ging es mit dem Wollgeschäft einfach zu Ende. Die Fabriken verschwanden, die Büros wurden dunkel, die einst geschäftige Wollbörse verkümmerte zu einem staubigen Nichts, und man würde nun nie glauben, daß Bradford einmal groß und bedeutend war.

Von all den blühenden Wollvierteln der Stadt – Bermondsey, Cheapside, Manor Row, Sunbridge Road – haben nur ein paar Gebäude von Little Germany überlebt, und selbst dieses hoffnungslose kleine Viertel wirkt irgendwie trostlos, als ob es keine Zukunft habe. Zur Zeit meines Besuchs waren zwei Drittel der Häuser eingerüstet, und der Rest war »Zu vermieten«. Die renovier-

ten sahen schick und edel aus, aber trotzdem so, als würden sie für immer und ewig leerstehen und zur Gesellschaft auch noch die zwei Dutzend anderen bekommen, die gerade renoviert wurden.

Es wäre doch eine gute Idee, dachte ich, wenn die Regierung Milton Keynes evakuieren und die Versicherungsgesellschaften und andere Firmen anweisen würde, in Städte wie Bradford zu ziehen, damit in diesen echten Städten wieder ein bißchen Leben entstünde. Dann würde Milton Keynes wie Little Germany jetzt werden, ein Ort der Leere, durch den die Leute Spazierengehen und sich ihre Gedanken machen könnten. Aber das wird natürlich nie geschehen. Die Regierung würde so etwas nie anordnen, und die Marktkräfte würden es auch nicht bewirken, denn die Firmen wollen große, moderne Gebäude mit viel Parkraum. Wer kann ihnen das verübeln? Und außerdem: selbst wenn ein Wunder geschehen und man für diese herrlichen alten Bauten Mieter finden würde, bliebe es doch immer nur eine kleine, gut erhaltene Enklave im Herzen einer sterbenden Stadt.

Trotzdem hat auch Bradford seine Reize. Das Alhambra Theatre, 1914 in einem aufre-

gend überladenen Stil mit Minaretten und Türmen erbaut, ist kostspielig und gekonnt renoviert worden und (mit Ausnahme vielleicht des Empire in Hackney) immer noch das beste Theater für Weihnachtsspiele. (Die ich im übrigen absolut liebe.) Ein paar Wochen nach diesem Besuch fuhr ich wieder dorthin, um Billy Pearce in *Aladdin* zu sehen. Ob ich gelacht habe? In die Hose habe ich mir gemacht! Das Museum of Film, Photography, Imax Cinema und noch was (ich kann mir den genauen Namen einfach nicht merken) hat einen willkommenen Lebensfunken in eine Ecke der Stadt gebracht, die in puncto Unterhaltungswert auf die schrecklichste Eissporthalle der Welt setzen mußte. Es gibt ein paar gute Pubs. In einem, dem Mannville Arms, trank ich ein Bier und aß eine Portion Chili. Das Mannville ist in Bradford so bekannt, weil der Yorkshire Ripper sich dort rumgetrieben hat, es sollte aber wegen seines Chili berühmt sein, das ist nämlich hervorragend.

Danach hatte ich immer noch eine Stunde Zeit. Ich ging zum Museum of Television, Photography und tralala, das ich wertschätze, weil man gratis hineinkommt und weil ich solche Einrichtungen gerade in der Pro-

vinz sehr löblich finde. Ich schaute mich in den verschiedenen Ausstellungsräumen um und sah mit einem gewissen Erstaunen, wie sich Heerscharen von Leuten von erheblichen Summen Geldes trennten, um die Imax-Show um zwei Uhr zu sehen. Ich habe diese Imax-Vorführungen schon häufiger gesehen und verstehe, ehrlich gesagt, ihren Reiz nicht. Ich weiß, die Leinwand ist riesengroß und die Bildwiedergabe umwerfend, aber die Filme sind immer sturzlangweilig, und man muß sich die todernsten, bleiernen Kommentare anhören, wie die Menschheit dies erobert oder in Erfüllung ihres Schicksals jenes vollbracht hat. Die letzte Vorstellung, zu der die Massen strömten, hieß wahrhaftig *Schicksal im Weltraum*, dabei sieht doch ein Blinder mit Krückstock, daß die Zuschauer nur eine Fahrt mit der Achterbahn und einen kleinen Sturzkampfflug erleben wollen, so nach dem Motto:

»Vorsicht! Hier kommt mein Mittagessen.«

Die Leute bei Cinerama Corporation begriffen das vor etwa vierzig Jahren sehr gut und machten die todesmutige Achterbahnfahrt zum Schwerpunkt ihrer Werbekampa-

gne. Ich habe *This Is Cinerama* zum ersten und letzten Mal bei einem Familienausflug nach Chicago 1956 gesehen. Der Film lief zwar schon seit 1952, war aber in den großen Städten ein solcher Kassenmagnet (und daher in der Provinz wie Iowa unerreichbar), daß er Jahr um Jahr lief. Meine Erinnerungen waren vage – 1956 war ich erst vier Jahre alt –, aber liebevoll, und jetzt konnte ich es nicht erwarten, ihn zu sehen.

Ja, ich war so aufgeregt, daß ich eine halbe Stunde zu früh aus dem Museum aller möglichen Dinge einschließlich Zelluloid hinaus- und zum Eingang des

Pictureville Cinema in der Nähe hinüberrannte. Dort stand ich dann eine Viertelstunde allein im eiskalten Nieselregen, bis sich die Pforten öffneten. Ich erwarb eine Karte, wobei ich darauf achtete, einen Sitz in der Mitte mit viel Platz zum Brechen zu bekommen, und begab mich in den Saal. Es war ein wunderschönes Kino mit Plüschsitzen und einer großen, gewölbten Leinwand hinter Samtvorhängen. Ein paar Minuten sah es so aus, als hätte ich das Ding ganz für mich allein, aber dann kamen allmählich weitere Zuschauer, und zwei Minuten vor Beginn war es so gut wie voll.

Punkt zwei Uhr wurde der Raum dunkel, der Vorhang öffnete sich ungefähr viereinhalb Meter – einen Bruchteil der gesamten Breite –, und über das bescheidene Stück Leinwand flimmerte ein Vorfilm mit Lowell Thomas (eine amerikanische Fünfziger-Jahre-Version von David Attenborough; er sah aber aus wie George Orwell), der in einem schamlos getürkten Arbeitszimmer voll Globetrotterobjekten saß und uns auf die Wunder, die wir gleich erschauen würden, vorbereitete. Gut, man muß es in seinem historischen Kontext betrachten. Cinerama wurde als verzweifelte Reaktion auf das Fernsehen geschaffen, das Hollywood Anfang der Fünfziger ratzfatz aus dem Geschäft zu werfen drohte. Dieser Vorfilm war also schwarzweiß, wurde auf dem bescheidenen Rechteck in Form eines Fernsehbildschirms präsentiert und sollte eindeutig die Mahnung in unser Unterbewußtsein pflanzen, uns an solche Bildformate gar nicht erst zu gewöhnen. Nach einer kurzen, doch nicht uninteressanten Zusammenfassung der Geschichte des Films, sagte Thomas, wir sollten es uns bequem machen und das größte visuelle Spektakel genießen, das die Welt je gesehen hatte. Dann verschwand er,

satte Orchesterklänge ertönten aus allen Ecken und Enden, die Vorhänge wurden, weit, weit zurückgezogen und enthüllten schließlich eine kolossale Leinwand, und wir waren auf einmal in einer knallbunten Welt, in einer Achterbahn auf Long Island, und Mann, war das gut!

Ich war im siebten Himmel. Der 3-D-Effekt war viel besser, als ich von der einfachen, uralten Vorführanlage erwartet hätte. Es war wirklich, als säße man in einer Achterbahn, bloß mit einem einzigartigen Unterschied: Es war eine Achterbahn aus dem Jahre 1951, sie erhob sich hoch über Parkplätze voll Vorkriegs-Studebakers und -De Sotos und donnerte angsteinflößend an Menschenmengen in weiten Hosen und farbenprächtigen, schlabbrigen Hemden vorbei. Es war kein Film. Es war eine Zeitreise.

Das meine ich wirklich. Die 3-D-Zauberei, der Stereoklang und die brillanten, gestochen scharfen Bilder warfen einen wie durch Magie vierzig Jahre zurück. Für mich schwang noch etwas Besonderes mit, denn im Sommer 1951, als diese Bilder gefilmt worden waren, lag ich im Bauch meiner Mutter eingerollt und nahm mit einer Geschwindigkeit zu, die ich erst wieder errei-

chen sollte, als ich fünfundreißig Jahre später aufhörte zu rauchen. Es war die Welt, in die ich hineingeboren wurde, und was schien sie doch hübsch, herrlich und vielversprechend gewesen zu sein.

Ich glaube, drei so glückliche Stunden habe ich noch nie erlebt. Wir reisten durch die ganze Welt, denn *This Is Cinerama* war kein herkömmlicher Film mit einer Handlung, sondern ein Reisebericht über Dinge, anhand derer dieses Wunder des Zeitalters möglichst effektvoll zur Geltung kam. Wir glitten in Gondeln durch Venedig, wir lauschten vor Schloß Schönbrunn den Wiener Sängerknaben, erlebten einen Zapfenstreich am Edinburgh Castle und einen langen Ausschnitt aus der *Aida* in der Mailänder Scala (das war ein bißchen langweilig). Und zum Schluß machten wir einen Flug über ganz Amerika. Wir stiegen hoch über den Niagarafällen auf – da war ich im Sommer zuvor gewesen, aber das hier unterschied sich gewaltig von dem touristenverstopften, mit Aussichtstürmen und Hotels zugestellten Chaos, das ich besucht hatte. Diese Niagarafälle ergossen sich vor Bäumen und flachen Gebäuden und halbleeren Parkplätzen. Wir besuchten Cypress

Gardens in Florida, flogen lange über die wogenden Felder im Mittleren Westen und erlebten eine aufregende Landung auf dem Flughafen von Kansas City. Dann preschten wir ganz niedrig über die Rockies, ließen uns in die atemberaubende, ungeheure Tiefe des Grand Canyon fallen und flogen weiter durch die gewaltigen, kurvigen Schluchten des Zion Nationalparks, wo das Flugzeug haarscharf an bedrohlichen Felsvorsprüngen entlangsauste und Lowell Thomas verkündete, daß ein solches Kunststück noch nie im Film versucht worden sei. Dazu sang der Mormon Tabernacle Choir in Stereo »God Bless America«. Es begann mit einem melodischen Summen und schwoll an zu einem Crescendo aus vollen Kehlen so nach dem Motto: »Jetzt ziehen wir den Krauts das Fell über die Ohren.«

Tränen der Freude und des Stolzes stiegen mir in die Augen, und ich konnte mich nur knapp davon abhalten, auf meinen Stuhl zu klettern und zu schreien: »Meine Damen und Herren, das ist *mein* Land!«

Und dann war es zu Ende, und wir schlurften in die nieselige, dämmrige Ödnis Bradfords, was schon ein ziemlicher Schock war, glauben Sie mir. Ich stand an der Bronze-

statue von J. B. Priestley (der mit seinen fliegenden Frackschößen aussieht, als habe er starke Blähungen), starrte die traurige hoffnungslose Stadt vor mir an und dachte: Ja, ich bin soweit, ich gehe nach Hause.

Aber zuerst, dachte ich sofort danach, eß ich ein Curry.

Siebzehntes Kapitel

Bei meiner Aufzählung der Herrlichkeiten Bradfords habe ich die Curry-Houses vergessen. Peinlich, peinlich. Denn wenn Bradford auch den Wollhandel verloren hat, so hat es doch Tausende hervorragender indischer Restaurants gewonnen, was ich persönlich einen durchaus akzeptablen Tausch finde, da ich einen streng begrenzten Bedarf an Stoffballen habe, aber soviel indisches Essen verdrücken kann, wie man mir vorzusetzen beliebt.

Das meines Wissens älteste und sicher eins der besten und billigsten Curryhäuser in Bradford ist das Kashmir, nur ein paar Schritte vom Alhambra entfernt. Im ersten Stock ist ein richtiges Restaurant mit weißen Tischtüchern, blitzendem Besteck und aufmerksamen, hilfsbereiten Kellnern.

Wahre Kenner indes steigen ins Untergeschoß, wo man mit Wildfremden an langen Resopaltischen ißt. Da sitzt der harte Kern, der schert sich nicht um Besteck. Man schaufelt das Essen mit großen Nan-Brotbrocken und schmierigen Fingern in sich hinein. Für drei Pfund verzehrte ich ein köstliches, üppiges kleines Festmahl, das so scharf war, daß meine Zahnfüllungen anfingen zu moussieren.

Voll bis zum Anschlag, rundum befriedigt und mit einem Magen, in dem es blubberte wie in einem Reagenzglas, trat ich in den Bradforder Samstagabend und überlegte, was ich mit mir anfangen sollte. Es war erst kurz nach sechs, aber überall tote Hose.

Mir wurde unangenehm und eindringlich bewußt, daß mein trautes Heim und meine liebe Familie nur über der nächsten Bergkette waren. Aus irgendeinem Grunde empfand ich es als Verrat, nach erst der Hälfte der Reise nach Hause zu fahren, aber dann dachte ich: Was soll's, mir ist kalt, ich bin einsam, und ich schlafe doch zwanzig Meilen von meinem eigenen Zuhause entfernt nicht in einem Hotel. Ich lief also zum Bahnhof Forster Square, nahm einen ratternden, leeren Zug nach Skipton, ein Taxi

zu dem kleinen Dorf in den Dales, wo ich wohne, und ließ mich dann unten an der Straße absetzen, damit ich meinem Hause auf Schusters Rappen entgegeneilen konnte.

Was für eine Freude, in der Dunkelheit an einem gemütlichen Haus anzukommen, dessen Fenster einen mit hellem Schein willkommen heißen, und zu wissen: Das ist deins, und da drin, das ist deine Familie! Ich ging die Einfahrt hinauf, lugte durchs Küchenfenster, und da waren sie alle um den Küchentisch versammelt und spielten Monopoly, die herzigen kleinen Unschuldslämmer. Erfüllt von glühender Zuneigung und Entzücken, starrte ich sie eine Ewigkeit lang an und fühlte mich wie Jimmy Stewart in *Ist das Leben nicht schön?*, als er zusieht, wie alles ohne ihn verläuft. Und dann ging ich hinein.

Was folgte, kann ich nicht beschreiben, ohne daß es wie eine Episode aus den *Waltons* klingt. Ich lenke Ihre Aufmerksamkeit also von dieser lebhaften, herzerwärmenden Familienzusammenführung ab und erzähle Ihnen eine wahre, wenn auch irrelevante Geschichte.

In den frühen Achtzigern schrieb ich in meiner Freizeit eine Menge auf Honorarbasis, hauptsächlich für Magazine von Fluggesellschaften. Und da hatte ich die Idee zu einem Artikel über bemerkenswerte Zufälle. Ich fragte bei einer dieser Gazetten an, ob sie interessiert seien, und wahrhaftig, sie waren es und versprachen bei Publikation den stolzen Betrag von 500 Dollar – eine Summe, die ich gut gebrauchen konnte. Doch als ich anfing zu schreiben, stellte sich heraus, daß ich zwar jede Menge

Informationen über wissenschaftliche Studien zur Wahrscheinlichkeit von Zufällen, aber viel zu wenig Beispiele für bemerkenswerte Zufälle selbst hatte, um einen einigermaßen peppigen Artikel von immerhin 15000 Worten zustande zu bringen. Ich schrieb dem Magazin also einen Brief, daß es leider doch nichts würde, und ließ ihn auf der Schreibmaschine liegen. Ich wollte ihn am nächsten Tag einwerfen. Dann zog ich mich anständig an und fuhr zur Arbeit in die *Times*.

Damals nun veranstaltete Philip Howard, der liebenswürdige Feuilletonchef (Das hätte ich in Anbetracht seiner Position ohnehin

gesagt, aber es stimmt: Er ist ein richtiger Gentleman.), ein paarmal im Jahr Buchverkäufe für die Belegschaft; immer dann, wenn sich in seinem Büro die Rezensionsexemplare stapelten und er seinen eigenen Schreibtisch nicht mehr fand. Das waren stets aufregende Tage, weil man stoßweise Bücher praktisch umsonst bekam. Er nahm so was in dem Dreh von 25 Pence für gebundene und 10 Pence für Taschenbücher und gab den Erlös dann an die Leberzirrhosestiftung oder eine andere Journalisten lieb und teure Wohltätigkeitsorganisation. An diesem Tag nun kam ich zur Arbeit und sah auf einem Zettel an den Aufzügen, daß um vier Uhr ein Buchverkauf stattfinden würde. Es war fünf vor, ich warf meinen Mantel auf den Schreibtisch und flitzte in Howards Zimmer. Dort wimmelte es schon von Interessenten. Ich stürzte mich ins Gewühl, und wie hieß das erste Buch, auf das mein Blick fällt?

Bemerkenswerte wahre Zufälle.

Ist das nun ein bemerkenswerter wahrer Zufall oder nicht? Und jetzt kommt das geradezu Unheimliche. Ich schlug es auf und stellte fest, daß es nicht nur mehr Material enthielt, als ich jemals verwursten konnte,

sondern daß in die allererste zufallige Begebenheit, die abgehandelt wurde, auch noch ein Mann namens Bryson verwickelt war.

Diese Geschichte erzähle ich nun schon seit Jahren in Pubs, und jedesmal, wenn ich fertig bin, nicken meine Zuhörer eine Weile nachdenklich, wenden sich dann einander zu und sagen:

»Wißt ihr, ich glaube, ich kenne noch einen Weg nach Barnsley, bei dem man die M62 völlig vermeiden kann. Ihr kennt doch den Kreisverkehr mit dem Happy Eater in Guiseley? Also, wenn ihr da die zweite Ausfahrt nehmt ...«

Na gut, ich blieb drei Tage zu Hause, stürzte mich, glücklich wie ein junger Hund, in das Chaos des häuslichen Lebens, tollte mit den Kleinen, beschenkte jedermann wahllos mit meiner Zuneigung und wich meiner Frau nicht von den Fersen. Außerdem unterzog ich meinen Rucksack einer gründlichen Reinigung, erledigte die Post, schritt besitzerstolz durch den Garten und genoß das Vergnügen, jeden Morgen im eigenen Bett aufzuwachen, in vollen Zügen.

Da ich die Aussicht, so rasch wieder Abschied nehmen zu müssen, nicht ertrug, beschloß ich, noch ein wenig zu bleiben und

ein paar Tagesausflüge zu unternehmen. Und so geschah es, daß ich am dritten Morgen meinen lieben Freund und Nachbarn, den begabten Maler David Cook abholte und mit ihm eine Tageswanderung nach Saltaire und Bingley, seiner Heimatstadt, machte. Es war schrecklich nett, zur Abwechslung mal Gesellschaft zu haben, und interessant, diese kleine Ecke Yorkshires mit den Augen von jemandem zu sehen, der dort aufgewachsen ist.

Ich war vorher noch nie richtig in Saltaire gewesen. Was war es für eine herrliche Überraschung! Und falls Sie es nicht wissen, Saltaire ist eine Mustersiedlung, die der

Fabrikant Titus Salt zwischen 1851 und 1876 für seine Arbeiter anlegen ließ. Den ollen Titus angemessen zu beurteilen, ist nicht ganz leicht. Einerseits gehörte er zu dieser unattraktiven Spezies antialkoholischer, selbstgerechter, gottesfürchtiger Industrieller, die das neunzehnte Jahrhundert so reichlich hervorgebracht hat – ein Mann, der seine Arbeiter nicht nur beschäftigen, sondern auch besitzen wollte. Wer in seiner Fabrik arbeitete, mußte in seinen Häusern wohnen, in seiner Kirche beten

und seine Gebote bis aufs I-Tüpfelchen befolgen. Er gestattete kein Pub im Dorf, und für den Park verfügte er solch strenge Einschränkungen hinsichtlich Lärms, Rauchens, sportlicher Betätigung und anderer unanständiger Aktivitäten, daß dort nicht sehr viel Spaß zu holen war. Die Arbeiter durften mit Booten auf den Fluß – aber aus irgendeinem Grund immer nur vier zur selben Zeit. Kurz und gut: Ob es ihnen paßte oder nicht, notgedrungen waren sie nüchtern, fleißig und friedfertig.

Andererseits offenbarte Salt in puncto Sozialfürsorge ein seltenes Ausmaß an Aufgeklärtheit, und es steht außer Frage, daß sich seine Beschäftigten hygienischerer, gesünderer und angenehmerer Lebensbedingungen erfreuten als die meisten anderen Industriearbeiter der Welt zu dieser Zeit.

Heute ist Saltaire zwar in dem großen Ballungsgebiet zwischen Leeds und Bradford aufgegangen, aber bei seiner Erbauung lag es in einer sauberen, offenen Landschaft – ein gewaltiger Unterschied zu dem ungesunden Sündenpfuhl der Bradforder Innenstadt, wo in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts mehr Bordelle als Kirchen standen und kein einziger Meter

Abwasserleitung bedeckt war. Salts Arbeiter zogen aus düsteren, verrußten, engen Hinterhofhäusern in luftige, geräumige Cottages, von denen jedes einen Hof, einen privaten Gasanschluß und wenigstens drei Zimmer und Küche hatte. Sie müssen sich wie im Paradies vorgekommen sein.

An einem Hang, der über den Fluß Aire und den Leeds-Liverpool-Kanal schaute, ließ Salt ein gewaltiges Werk errichten, den Palace of Industry, damals die größte Fabrik Europas. Sie erstreckte sich über vier Hektar und war mit einem eindrucksvollen Campanile geschmückt, der dem von Santa Maria Gloriosa in Venedig nachempfunden war. Des weiteren ließ Salt einen Park anlegen sowie eine Kirche, eine Anstalt für »Konversation, Erquickung und Bildung«, ein Krankenhaus, eine Schule und 850 saubere, ordentliche Steinhäuser in einem regelmäßigen Netz gepflasterter Straßen bauen, deren meiste nach Salts Gattin und seinen elf Kindern benannt wurden. Die Anstalt war vielleicht das bemerkenswerteste seiner Projekte. Sie sollte natürlich die Arbeiter vor allem von den Gefahren des Alkohols fernhalten und beherbergte eine Sporthalle, ein Laboratorium, einen Bil-

lardraum, eine Bibliothek, einen Leseraum und einen Vortrags- und Konzertsaal. Nie zuvor hatten Fabrikarbeiter großzügiger Gelegenheit bekommen, sich in jeder Hinsicht zu bilden, und sie ergriffen sie massenhaft und begeistert. James Waddington, ein Wollsortierer, der nie eine Schule besucht hatte, wurde zum Beispiel als Sprachforscher eine weltweit anerkannte Autorität und ein Star der Phonetic Society of Great Britain and Ireland.

Kaum zu glauben, aber Saltaire ist noch immer intakt, wenn auch die Häuser in Privatbesitz sind und die Fabrik schon lange keine Tuche mehr herstellt. Ein Stockwerk beherbergt eine wundervolle – und kostenlose – ständige Ausstellung der Werke David Hockneys, und in den anderen werden die irrsten Designerklamotten verkauft, schicke, edle Haushaltsgegenstände, Bücher und künstlerisch wertvolle Postkarten. Es war ein richtiges kleines Wunder, diese Yuppieenklave in einer vergessenen Ecke des Großraums Bradford. Und sie schien zu blühen und gedeihen.

David Cook und ich sahen uns in aller Gemütsruhe in der Galerie um – ich hatte Hockney nie so recht zur Kenntnis genom-

men, aber ich kann Ihnen sagen: Malen kann der Bursche! – und wanderten dann durch die Straßen mit den ehemaligen Arbeitercottages. Sie waren alle gemütlich und liebevoll gepflegt und erhalten. Durch Roberts Park schlenderten wir nach Shipley Glen, einer bewaldeten Schlucht, die zu einer weiten öffentlichen Grünanlage führt, wo die Leute normalerweise ihre Hunde trainieren. Sie sieht aus, als sei sie von jeher verwildert und sich selbst überlassen gewesen, dabei befand sich hier vor hundert Jahren ein überaus erfolgreicher Vergnügungspark – einer der ersten der Welt.

Zu den vielen Attraktionen zählten eine Gondelbahn, eine Achterbahn und die »größte, steilste, phantastischste Tobogganbahn, die je auf Erden errichtet wurde«. Ich habe Fotos gesehen, Damen mit Sonnenschirmen und Männer mit Schnurrbärten und steifen Kragen, und es sieht wahrhaftig alles sehr gefährlich aus, besonders die Schlittenbahn, die ungefähr fünfhundert Meter einen kolossal steilen, gefahrlichen Hügel hinunter verlief. Als eines Tages im Jahre 1900 ein Wagen voll schick gekleideter Tobogganfahrer diesen Hügel hinaufgezurrt wurde, um auf eine weitere Horror-

reise hinuntergeschickt zu werden, krachte das Windenkabel, das Ding geriet außer Kontrolle und die Fahrgäste wurden in einen ästhetisch unschönen, aber aufregenden Tod am anderen Ende geschleudert. Und das war dann mehr oder weniger auch das Ende des Shipley-Glen-Rummels. Heute ist von den ursprünglichen Sensationen nur noch die mickrige Glen Tramway übrig, die seit 1895 auf einem Hang in der Nähe unauffällig und behäbig auf und ab tuckert, doch im hohen Gras fanden wir ein Stück alte Schiene von der Schlittenbahn, woraufhin es uns ein wenig kalt den Rücken runterlief.

Das ganze Gelände ist eine archäologische Stätte der nicht allzuweit entfernten Vergangenheit. Etwa eine Meile danach, an einem überwachsenen Pfad, befand sich Milner Field, eine reich verzierte Villa, die Titus Salt im Jahre 1870 errichten ließ, als das Vermögen der Familie Salt unbegrenzt und für immer sicher schien. Aber 1893 schon driftete die Textilbranche in eine unerwartete Flaute, und die Salts waren plötzlich nicht mehr liquide. Die Familie verlor die Firma und mußte fassungslos und beschämt das Haus, die Fabrik und alle Aktien

verkaufen. Und dann begann eine seltsame, unheimliche Kette von Ereignissen. Offenbar ohne Ausnahme mußten alle nachfolgenden Eigentümer von Milner Field merkwürdige, verheerende Nackenschläge einstecken. Einer hieb sich einen Golfschläger in den Fuß und starb an Wundbrand. Ein anderer kam nach Hause und fand seine junge Braut im Bett mit einem Geschäftspartner, mitten in der ersten Runde eines Nacktringkampfs. Was sich ja wohl nicht gehörte. Er erschoß den Mann oder vielleicht sogar beide. Die Chronisten sind sich da nicht einig. Auf jeden Fall richtete er im Schlafzimmer eine gräßliche Schweinerei an und durfte dann mit des Seilers Tochter kopulieren.

Schon bald entwickelte das Haus einen Ruf als Ort, an dem man sich mit einiger Sicherheit darauf verlassen konnte, auf die Nase zu fallen. Die Leute zogen ein und mit aschfahlen Gesichtern und schrecklichen Wunden jäh wieder aus. Als das Haus 1930 ein letztes Mal zum Verkauf stand, fand man keinen Interessenten mehr. Es blieb zwanzig Jahre unbewohnt und wurde 1950 schließlich abgerissen. Jetzt ist die Stelle mit Unkraut überwachsen, und man könnte

darüber spazieren, ohne je auf die Idee zu kommen, daß sich hier einmal eines der feinsten Häuser im Norden Englands befand. Aber wenn man in dem hohen Gras herumstochert, was wir prompt taten, stößt man auf den Boden eines alten Wintergartens. Er besteht aus adrett gemusterten schwarzen und weißen Kacheln und erinnerte mich seltsam an das römische Mosaik, das ich in Winchcombe gesehen hatte. Und versetzte mich nicht weniger in Erstaunen.

Schon eigenartig, sich vorzustellen, daß Titus Salt vor einem Jahrhundert hier an dieser Stelle in einem prächtigen Haus gestanden und in das Tal des Aire hinabgeschaut hat, weit unten auf die riesige Salt's Mill, die die Luft mit Klirren, Dampf und Rauch erfüllte, und dahinter breitete sich das reichste Zentrum des Wollhandels in der Welt aus, und nun ist alles verschwunden. Was würde der alte Titus Senior denken, wenn man ihn wieder hierherbrächte und ihm zeigte, daß das Familienvermögen futsch und seine geschäftige Fabrik nun voll schicker, chromblitzender Küchenutensilien und tuntiger Bilder nackter Schwimmer mit glänzenden Hinterbacken ist?

Lange blieben wir auf diesem einsamen Gipfel stehen. Von dort oben kann man meilenweit über das Airedale sehen, überall klettern die Städte und Häuser die steilen Hänge bis zu den rauhen Hochmooren hinauf, und wie sooft, wenn ich an einem Hügel in Nordengland stehe, überlegte ich, was all die Menschen in all den Häusern tun. Früher war das Airedale von hinten bis vorn voller Fabriken – allein in Bingley gab es zehn oder noch mehr -, und nun sind sie buchstäblich alle weg, abgerissen, um Supermärkten Platz zu machen, oder in Apartmenthäuser oder Einkaufszentren verwandelt. French's Mill, Bingleys letzte überlebende Textilfabrik, war seit ein, zwei Jahren geschlossen und stand nun mit zerbrochenen Fenstern einsam und verlassen dort.

Was mich bei unserem Umzug nach Nordengland mit am meisten überraschte, war, wie sehr man sich hier wie in einem anderen Land fühlte. Teilweise, weil der Norden eine ganz andere Atmosphäre hat und anders aussieht – weite Hochmoore und ein endloser Himmel, die langen, gewundenen Bruchsteinmauern, schmutzige Fabrikstädte, Dörfer mit behaglichen Steincottages in

den Dales und im Lake District – und teilweise natürlich wegen der Akzente, der anderen Worte, der erfrischenden, wenn auch manchmal verblüffend freimütigen Art zu reden. Und ganz bestimmt auch, weil die Engländer aus dem Süden ebenso wie die aus dem Norden so wahnsinnig, manchmal aufreizend stur auf ihrer Ignoranz beharren, was die Geographie des jeweils anderen Landesteils betrifft. Als ich in London bei den verschiedenen Zeitungen arbeitete, war ich immer erstaunt, wie oft man eine Frage wie »Liegt Halifax in Nord- oder Süd-Yorkshire?« durch den Raum rufen konnte und als Antwort nur ratloses Stirnrunzeln an den Schreibtischen ringsum erntete. Und als ich in den Norden zog und den Leuten sagte, ich hätte davor in Surrey, in der Nähe von Windsor gewohnt, begegnete ich oft demselben Blick – einer Art nervöser Unsicherheit, als hätten sie Angst, daß ich als nächstes sagte: »So, jetzt zeigt mir mal auf der Karte, wo das ist.«

Was den Norden vom Süden aber am allermeisten unterscheidet, ist das allgegenwärtige Gefühl des Verlusts der wirtschaftlichen Bedeutung, vergangener Größe, wenn man durch Städte wie Preston oder Black-

burn fährt oder an einem Berg wie diesem steht. Zieht man eine Linie zwischen Bristol und dem Wash, teilt man das Land in zwei Hälften mit ungefähr siebenundzwanzig Millionen

Einwohnern auf jeder Seite. Zwischen 1980 und 1985 gingen in der südlichen Hälfte 103600 Jobs verloren, in der nördlichen im selben Zeitraum 1032000, also fast zehnmal soviel. Und immer noch werden Fabriken stillgelegt. Stellen Sie an einem beliebigen Abend die Lokalnachrichten im Fernsehen an, wird mindestens die Hälfte der Zeit über Fabrikschließungen berichtet. (Die andere Hälfte über eine Katze, die irgendwo in einem Baum hängengeblieben ist. Ein echter Härtetest, diese Lokalnachrichten in der Glotze!) Also frage ich noch einmal: Was tun all die Leute in all den Häusern – und was, viel wichtiger, tun ihre Kinder?

Wir verließen Milner Field und wanderten über einen anderen Weg Richtung Eldwick an einem großen, eleganten Pförtnerhaus vorbei. David gab einen Wehmutslaut von sich. »Hier hat ein Freund von mir gewohnt«, sagte er. Nun zerfiel es, die Fenster

und Türen waren zugemauert. Fürchterlich, ein feines Haus ließ man einfach so verkommen. Auch den alten ummauerten Garten daneben hatte man verwildern lassen.

David zeigte auf ein Haus auf der anderen Straßenseite. Dort war Fred Hoyle aufgewachsen. In seiner Autobiographie erinnert sich Hoyle, wie er immer Diener mit weißen Handschuhen durch das Tor von Milner Field hat ein- und ausgehen sehen, schweigt sich aber mysteriöserweise aus über die Skandale und Tragödien, die sich hinter der hohen Mauer abgespielt haben. In der sicheren Erwartung, daß die ersten Kapitel von wilden Schießereien und mitternächtlichen Schreien strotzten, hatte ich in einem Buchantiquariat drei Pfund für das Teil hingeblättert. Sie können sich also meine Enttäuschung vorstellen.

Ein bißchen weiter kamen wir an drei großen Mietshäusern vorbei – sozialer Wohnungsbau –, die nicht nur häßlich und isoliert, sondern auch so komisch und gedankenlos hingeknallt waren, daß sie zwar an einem Hang standen, die Mieter aber eigentlich keinen Ausblick hatten. Dafür hatte es natürlich Architekturpreise geregnet, erzählte David mir.

Als wir in einem weiten Bogen über einen Abhang hinunter nach Bingley schlenderten, erzählte er mir von seiner Kindheit dort in den Vierzigern und Fünfzigern. Er malte ein schönes Bild glücklicher Zeiten, in denen man ins Kino ging (»mittwochs ins Hippodrome, freitags ins Myrtle«), Fish and Chips aus Zeitungspapier aß und *Dick Barton und Top of the Form* im Radio hörte – eine magische kleine, untergegangene Welt, in der mittwochs nachmittags die Läden geschlossen hatten, zweimal am Tag die Post zugestellt wurde, die Leute Fahrrad fuhren und die Sommer endlos waren. Das selbstbewußte, blühende Bingley, das er beschrieb, spielte eine wichtige Rolle im Herzen eines stolzen, mächtigen Empire mit rauchenden Fabrikschloten, und in der Stadtmitte gab es Kinos, Tea Rooms und interessante Läden. Was für ein Unterschied zu dem heruntergekommenen, schäbigen, vom Verkehr malträtierten Ort von heute. Das Myrtle und das Hippodrome hatten schon vor Jahren dichtgemacht. In letzterem war danach ein Woolworth's eingezogen, aber das war nun auch schon wieder lange draußen. Heute wird die Stadtmitte von dem Hochhaus der Bradford and

Bingley Building Society überragt – für einen solchen Bau nicht mal so häßlich, aber hoffnungslos unproportioniert im Verhältnis zur Stadt darum herum. Zwischen dem Hochhaus und einem wahrhaft erbärmlichen Backsteineinkaufsviertel aus den Sechzigern ist das Zentrum Bingleys irreparabel zerstört worden. Da war es schon eine angenehme Überrraschung, daß die Stadt darum herum immer noch ganz entzückend ist.

Wir gingen an einer Schule und einem Golfplatz vorbei zu einem Ort namens Beckfoot Farm, einem hübschen Steincottage an einem rauschenden Wildbach in einem bewaldeten Tal. Die Hauptstraße nach Bradford war nur ein paar hundert Meter entfernt, aber hier fühlte man sich wie in einem anderen, noch nicht motorisierten Jahrhundert. Wir gingen einen in dem weichen Sonnenlicht überaus reizenden Uferweg entlang. David erzählte mir, daß früher hier eine Fabrik war, in der Fette ausgeschmolzen wurden. Es stank immer bestialisch, und das Wasser hatte eine schrecklich rostrot-cremige Farbe und eine Haut aus schaumigem Schmier. Nun funkelte der Fluß grün und sah gesund aus, der Ort schi-

en völlig unberührt von Zeit und industrieller Revolution. Die alte Fabrik war ordentlich abgeschrubbt und ausgeweidet und in ein Mietshaus mit schicken Wohnungen verwandelt worden. Wir gingen zu einer Stelle hoch, die Five-Rise-Locks heißt und wo der Kanal von Leeds nach Liverpool in fünf schnellen Stufen etwa dreißig Meter angehoben wird. Von dort schauten wir uns die kaputten Fenster hinter der Stacheldrahtumzäunung von French's Mill an. Als wir dann zu der Auffassung kamen, daß wir mehr oder weniger erschöpft hatten, was Bingley zu offerieren hatte, eilten wir in ein gemütliches Pub namens Old White Horse und tranken ganz viel Bier, was wir sowieso die ganze Zeit vorgehabt hatten.

Am nächstenTag ging ich mit meiner Frau in Harrogate einkaufen – das heißt, ich schaute mich in Harrogate um, während sie einkaufen ging. Meiner Ansicht nach sollten Männer und Frauen nicht gemeinsam einkaufen, weil die Männer eigentlich immer nur was Lautes wie einen Bohrer kaufen, damit nach Hause gehen und spielen wollen, und die Frauen nicht eher zufrieden sind, als bis sie so ungefähr alles in der

Stadt gesehen und mindestens 1500 verschiedene Materialien angefaßt haben. Gibt es eigentlich nur mir Rätsel auf, daß Frauen geradezu zwanghaft besessen sind, in Läden Dinge anzufassen? Viele Male habe ich erlebt, daß meine Frau Umwege von zwanzig, dreißig Metern auf sich genommen hat, um etwas zu betasten – einen Mohairpullover oder ein Veloursamtbettjäckchen oder sonst etwas.

»Gefällt dir das?« frage ich dann überrascht, weil es überhaupt nicht ihr Stil ist. Sie schaut mich an, als sei ich von Sinnen.

»Das?« sagt sie. »Nein, es ist potthäßlich.«

»Warum, um alles in der Welt«, will ich dann immer sagen, »bist du denn den ganzen Weg hierhergelaufen, um es zu berühren?« Aber wie alle langjährigen Ehemänner habe ich gelernt, beim Einkaufen zu schweigen, denn einerlei, was ich sage – »Ich habe Hunger«, »Ich langweile mich«, »Meine Füße sind müde«, »Ja, das steht dir auch gut«, »Na, dann nimm doch alle beide«, »Ach, verdammte Scheiße«, »Können wir jetzt nicht nach Hause gehen?«, »Zu Monsoon? Noch einmal?«, »Wo ich gewesen bin? Wo bist *du* gewesen?« –, es bringt absolut nichts. Und so hülle ich mich denn in

Schweigen.

An diesem Tag war Mrs. B. in Schuhkaufstimmung, was bedeutet, sie läßt einen armen Typen in einem billigen Anzug stundenlang endlose Kartons mit mehr oder weniger identischer Fußbekleidung heranschleppen und entscheidet sich dann, doch nichts zu kaufen. Deshalb war ich so schlau, mich aus dem Staube zu machen und mir die Stadt anzusehen. Als Beweis meiner Liebe lud ich sie aber vorher zu Kaffee und Kuchen bei Betty's ein (und bei Betty's Preisen muß man schon sehr verliebt sein), wo sie mir, wie üblich, präzise Anweisungen gab, wo wir uns später treffen wollten. »Um drei vor Woolworth's. Aber paß auf – hör auf, damit rumzufummeln, und hör mir zu –, wenn Russell & Bromley die Schuhe, die ich will, nicht haben, muß ich zu Ravel. In dem Fall treffen wir uns um Viertel nach drei vorm Tiefkühlgemüse bei Marks & Spencer. Oder ich bin bei Hammick's bei den Kochbüchern, vielleicht auch bei den Kinderbüchern. Vermutlich aber bin ich doch bei Russell & Bromley und probiere dieselben Schuhe noch mal alle an. In dem Fall treffen wir uns spätestens um drei vor halb vier vor Next. Hast du das mitgekriegt?«

»Ja.« Nein.

»Ich kann mich drauf verlassen?«

»Natürlich.« Von wegen.

Mit einem Kuß war sie weg. Ich trank meinen Kaffee, genoß das elegante, altmodische Ambiente dieser feinen Institution, wo die Serviererinnen noch Rüschenhäubchen und weiße Schürzen über schwarzen Kleidern tragen. Von solchen Cafés sollte es wirklich mehr geben, wenn Sie mich fragen. Ein Kännchen Kaffee und ein klebriges Gebäck kosten zwar ein kleines Vermögen, aber sie sind ihr Geld wert, und außerdem darf man den ganzen Tag da sitzen, was ich nun ernsthaft in Erwägung zog, weil es so nett war. Aber dann fand ich, ich sollte mich doch in der Stadt umsehen, also zahlte ich und schleppte mich zum Einkaufsviertel, um mir Harrogates neueste Errungenschaft, das Victoria Gardens Shopping Centre, anzusehen. Der Name ist ein starkes Stück, denn sie haben es *auf* den Victoria Gardens gebaut. Es sollte eher »Der schöne kleine Park, der von diesem Shopping Centre zerstört wurde« heißen.

Das wäre mir ja noch einerlei, wenn sie dort nicht auch die letzten prächtigen öffentlichen Toiletten in Großbritannien ab-

gerissen hätten – eine unterirdische kleine Schatzkammer mit blitzsauberen Kacheln und glänzendem Messing. Die Herrentoilette war einfach wunderbar, und von der Damentoilette habe ich auch nur das Beste gehört. Aber selbst das wäre vielleicht noch akzeptabel, wenn das neue Einkaufszentrum nicht herzzerreißend schrecklich wäre, allerübelster historisierender Stilmischmaschnach der Devise Bath Crescent neben dem Crystal Palace mit Polyesterdach. Aus unerfindlichen Gründen ist eine Dachbrüstung mit lebensgroßen Statuen von ganz normalen Männern, Frauen und Kindern geschmückt worden. Gott allein weiß, was das bedeuten soll – ich vermute, es soll so was wie eine Ruhmeshalle des Volkes sein –, es sieht aber so aus, als wollten zwei Dutzend Bürger verschiedenen Alters gleich Massenselbstmord begehen.

Auf der Seite des Gebäudes zur Station Parade, wo sich vormals der nette kleine Victoria Gardens und seine nette kleine öffentliche Toilette befanden, bilden Treppen jetzt eine Art Open-air-Amphitheater. Hier sollen sich die Leute wahrscheinlich an den zwei, drei Tagen hinsetzen, wenn in Yorkshire die Sonne scheint. Und über die Straße

führt eine wahrhaft groteske überdachte Fußgängerbrücke im selben georgianischen/italienisierten/weiß-der-Henker was für einem Stil, der bei dem Parkhaus auf der anderen Straßenseite seinen Niederschlag gefunden hat.

Vielleicht nehmen Sie törichterweise an, daß ich mich für solche Bauten begeistere. Leider ist das nicht der Fall. Wenn mit »Bauen im historischen Bestand« gemeint ist, daß man in gewisser Weise von der Umgebung Notiz nimmt und sich vielleicht auch noch die Mühe macht, an die Traufhöhen daneben anzuschließen und auf Größe und Position der Fenster und Türen der Nachbarn Rücksicht zu nehmen und dergleichen, ja, dann finde ich das schon gut.

Wenn aber damit eine Disneyland version von »Jolly Old England« wie dieser lachhafte Klotz vor mir gemeint ist, dann, nein, danke.

Vermutlich könnte man anführen – und das würden die Architekten von Victoria Gardens wahrscheinlich –, es zeige wenigstens den Versuch, traditionelle architektonische Elemente ins Stadtbild miteinfließen zu lassen, und verletze feinfühligere Betrachter weniger als der Glas- und Plastik-

kasten in der Nähe, in dem die Co-op es sich gemütlich gemacht hat, einem Bau von, ich muß es sagen, vollendeter Häßlichkeit. Aber ich bin der Meinung, daß solche Bauten genauso übel und auf ihre Art sogar noch uninspirierter und phantasieloser sind als das jämmerliche Co-op-Gebäude.

Ja, was tun mit den armen, geschlagenen Städten Großbritanniens, wenn man weder auf Richard Seifert noch auf Walt Disney steht? Ich wünschte, ich wüßte es. Es muß doch eine Möglichkeit geben, Häuser zu bauen, die modern und stilvoll sind und dennoch nicht das ganze Ambiente ihres Standortes zerstören. Die meisten anderen europäischen Nationen (kurioser- und erwähnenswerterweise mit Ausnahme der französischen) schaffen das doch auch. Warum dann nicht Großbritannien?

Aber genug gemeckert und genörgelt. Harrogate ist im Grunde sehr schön und viel weniger von gedankenlosen Stadtplanern entstellt als viele andere Kommunen. Der Stray, eine neun Hektar große öffentliche Grünfläche, auf die riesige Villen herabblicken, zählt zu den größten und schönsten Parks im Land. Es hat ein paar hübsche alte Hotels, ein angenehmes Einkaufsviertel

und obendrein eine Atmosphäre von Ordnung und Kultiviertheit. In einem Satz, eine schönere Stadt finden Sie so leicht nicht. Auf seine angenehm englische Art erinnert es mich ein wenig an Baden-Baden, was natürlich nicht weiter verwunderlich ist, weil es ja auch einmal ein Kurort war – und noch dazu ein sehr beliebter. Auf einem Faltblatt, das ich im Royal Pump Room Museum mitnahm, stand, daß in der Trinkhalle noch 1926 an einem Tag 26000 Gläser schwefelhaltigen Wassers ausgeteilt wurden. Wenn man will, kann man das Wasser immer noch trinken. Laut eines Zettels am Hahn ist es gut für Blähungen, was ich sehr verheißungsvoll fand. Fast hätte ich ein Glas getrunken, aber dann begriff ich noch rechtzeitig, daß es Blähungen verhindern sollte. Komische Idee.

Ich schaute mich im Museum um und ging an dem alten Swan Hotel vorbei, in dem Agatha Christie Zuflucht suchte und sich versteckt hielt, als sie entdeckte, daß ihr Mann, der fiese Schuft, fremdging. Dann wanderte ich die Montpellier Parade hinauf, eine sehr hübsche Straße voll wahnsinnig teurer Antiquitätenläden. Ich inspizierte das über zwanzig Meter hohe

Kriegerdenkmal und machte einen langen, angenehm ziellosen Spaziergang durch den Stray und dachte, wie schön es sein müßte, in einem der großen Häuser zu wohnen, die auf den Park hinabschauen, und immer zu den Läden laufen zu können.

Man würde doch nie auf die Idee kommen, daß eine so blühende, gutbürgerliche Stadt wie Harrogate im selben Teil des Landes liegt wie Bradford oder Bolton, aber das ist natürlich die andere Seite an Nordengland – es hat diese Nischen immensen Wohlstands wie Harrogate und Ilkley, die sogar noch reicher sind als ihre Pendants im Süden. Wenn Sie mich fragen, dadurch wird die Gegend viel interessanter.

Im schwindenden Nachmittagslicht begab ich mich schließlich ins Einkaufsviertel, wo ich mich am Kopf kratzte und mit schon an Panik grenzendem Schrecken merkte, daß ich nicht den blassesten Dunst hatte, wo oder wann ich mit meiner besseren Hälfte verabredet war. Als ich dastand und glotzte wie Stan Laurel, als er sich umdreht und feststellt, daß das Klavier, auf das er aufpassen muß, mit dem strampelnden Ollie oben drauf einen steilen Abhang hinunterrollt, kam wie durch ein Wunder meine Frau auf

mich zu.

»Hallo, Liebling!« sagte sie fröhlich. »Ich muß sagen, ich hätte nie gedacht, daß du hier wirklich auf mich warten würdest.«

»Also, ich bitte dich! Traust du mir denn gar nichts zu? Ich bin seit einer Ewigkeit hier.«

Und Arm in Arm liefen wir in den winterlichen Sonnenuntergang.

Achtzehntes Kapitel

Mit dem Zug fuhr ich nach Leeds und von dort nach Manchester – eine lange, gemächliche, nicht unangenehme Fahrt durch steile Täler, die dem Tal, in dem ich wohnte, sehr ähnlich waren; nur daß in diesen überall alte Fabriken und rußgeschwärzte, dicht gedrängte Dörfer standen. Es gab drei Typen von alten Fabriken: 1. Verfallene mit zerbrochenen Fenstern und zu VERMIETEN-Schildern. 2. Verschwundene, das heißt, kahle, leere Stellen. 3. Nichts produzierende wie Büros von Kurierdiensten oder Doit-Yourself-Baumärkte und dergleichen. Ich muß an Hunderten solcher alten Fabriken vorbeigefahren sein, aber erst, als wir schon mitten in den Vororten Manche-

sters waren, sah ich eine, die noch damit beschäftigt war, etwas herzustellen.

Da ich spät zu Hause abgefahren war, war es schon vier Uhr und wurde langsam dunkel, als ich aus Piccadilly Station heraustrat. Die Straßen glänzten im Regen, es herrschte lebhafter Verkehr, und die Menschenmassen hasteten vorbei, was Manchester eine attraktive Großstadtatmosphäre verlieh. Aus einem total hirnrissigen Grund hatte ich ein Zimmer in einem teuren Hotel, dem Piccadilly, gebucht. Es war im elften Stock, doch wenn man hinausschaute, meinte man, im fünfundachzigsten zu stehen. Hätte meine Frau eine Leuchtrakete und Lust gehabt, aufs Dach zu steigen, hätte ich sie sogar gesehen. Manchester kam mir riesengroß vor – eine unendliche Stadtlandschaft mit trüben gelben Lampen und sich langsam durch die Straßen wälzendem Verkehr.

Ich spielte am Fernseher herum, konfiszierte das Briefpapier und das zweite Stückchen Seife und steckte ein Paar Hosen in die Hosenpresse, obwohl ich wußte, daß meine Beinkleider an den komischsten Stellen plissiert herauskommen würden. (Liegt es an mir, oder sind diese Apparaturen total

widersinnig?) Bei dem Preis war ich wild entschlossen, meinen Aufenthalt weidlich auszunutzen. Als ich alles erledigt hatte, spazierte ich los und suchte mir was zum Essen.

Bei Speiselokalen und mir verläuft etwas umgekehrt proportional – je mehr es gibt, desto weniger finde ich eines, das auch nur im geringsten meinen moderaten Bedürfnissen entspricht. Im Grunde suchte ich ein kleines italienisches Ecklokal – mit karierten Tischdecken und Kerzen auf Chiantiflaschen und netter Fünfziger-Jahre-Atmosphäre. Die gab's in britischen Großstädten immer zuhauf, aber jetzt sind sie nur noch verteufelt schwer zu finden. Ich lief und lief und fand nur entweder diese landesweiten Ketten-Läden mit großen Plastikspeisekarten und gräßlichem Essen oder Hotelspeisesäle, in denen man für drei bombastisch beschriebene und enttäuschend verkochte Gänge 17,95 Pfund hinblättert.

Schließlich landete ich in Chinatown, das sich der Welt mit einem großen farbenprächtigen Torbogen ankündigt und dann sofort ganz kleinlaut wird. Zwischen großen Bürogebäuden gab es ein paar Restaurants, aber ich kann nicht behaupten, daß ich

meinte, in eine kleine Ecke des Orients geraten zu sein. Die größeren, besseren Restaurants waren proppenvoll, so daß ich schließlich in eines im zweiten Stock ging, wo die Einrichtung schäbig, das Essen bestenfalls genießbar und die Bedienung total gleichgültig war. Auf der Rechnung bemerkte ich einen Extraposten neben einer Rubrik, die als »S. C.« ausgewiesen wurde.

»Was ist denn das?« fragte ich die Kellnerin, die, möchte ich doch gern bemerken, die ganze Zeit ungewöhnlich mürrisch gewesen war.

»Suhvice chawge – Bedienung.«

Ich schaute sie überrascht an. »Warum gibt es dann, bitte sehr, auch eine Rubrik für Trinkgeld?«

Sie zuckte gelangweilt mit den Schultern: Nicht mein Problem.

»Das ist ja furchtbar«, sagte ich. »So verführen Sie die Leute ja dazu, zweimal Trinkgeld zu geben.«

Sie seufzte schwer, als habe sie das schon hundertmal gehört.

»Sie haben eine Beschwerde? Sie wollen Chef sprechen?«

Das Angebot klang, als müßte ich mich, wenn ich denn davon Gebrauch machte, mit

dem Chef und ein paar seiner Jungs in einer dunklen Gasse auseinandersetzen. Ich beschloß, die Angelegenheit nicht weiter zu verfolgen, und machte lieber einen langen Spaziergang durch Manchesters feuchte, schlecht beleuchtete Straßen. Ich kann mich nicht erinnern, je durch eine dunklere Stadt gelaufen zu sein. Und *wo* ich mich genau herumgetrieben habe, weiß ich auch nicht mehr, denn ich finde die Straßen in Manchester immer seltsam ununterscheidbar. Ich hatte das Gefühl, als liefe ich immer durch dieselbe.

Zum Schluß kam ich zu einem großen dunklen Koloß, dem Arndale Centre. Was für ein Monstrum! Wahrscheinlich ist es ja ganz nett, wenn man in einer Stadt, in der es soviel regnet wie in Manchester, alles unter einem Dach einkaufen kann, und wenn überhaupt, sind diese Dinger in der Stadt natürlich viel sinnvoller als außerhalb. Aber nachts war das Arndale Centre nur zehn Hektar Totenstille und ein massives Hindernis auf dem Weg zur Stadtmitte. Durch die Fenster sah ich, daß es seit meinem letzten Besuch aufgemotzt, ja richtig hübsch geworden war, aber die Außenfassade war immer noch so schrecklich gekachelt, daß es

aussieht wie die größte Herrentoilette der Welt. Als ich durch die Cannon Street ging, sah ich auch, wie drei junge Männer mit kurzgeschorenen Schädeln und reich tätowierten Armen es just zu diesem Behufe nutzten. Sie achteten kaum auf mich, doch ich merkte plötzlich, daß es spät wurde und sich anständige Burschen wie ich auf den Straßen nicht gerade mehr tummelten. Ich beschloß, zurück ins Hotel zu gehen, bevor ich auch noch angepinkelt wurde.

Ich erwachte früh und begab mich mit dem festen Entschluß auf die regennassen Straßen, mir ein konkretes Bild von der Stadt zu verschaffen. Mit Manchester tue ich mich nämlich diesbezüglich schwer. Jede andere britische Großstadt hat eine städtebauliche Dominante, die sich mir eingeprägt hat: Newcastle die Brücke, Liverpool das Liver Building und die Docks, Edinburgh die Burg, Glasgow den riesigen Kelvingrove Park und die Häuser von Charles Rennie Mackintosh, sogar Birmingham hat den Bull Ring. (Und es soll ihn auch ruhig behalten!) Aber Manchester ist für mich der ewige weiße Fleck – ein Flughafen mit einer Stadt dran. Sagen Sie Manchester zu mir, und mir kommen nur verschwommene, un-

scharfe Vorstellungen in den Sinn. Ena Sharpies, L. S. Lowry, Manchester United, ein Plan, Straßenbahnen einzuführen, weil es sie in Zürich oder irgend so einer Stadt gibt und sie dort sehr gut zu funktionieren scheinen, das Hallé Orchestra, der alte *Manchester Guardian* und die eher rührenden Bemühungen, ungefähr alle vier Jahre den Zuschlag für die nächsten olympischen Sommerspiele zu ergattern, normalerweise mit ehrgeizigen Vorhaben gespickt, eine 400-Millionen-Pfund-Radrennbahn oder eine 250-Millionen-Pfund-Tischtennisanlage oder sonst ein Gebäude zu errichten, das lebenswichtig für die Zukunft einer untergehenden Industriemetropole ist.

Außer Ena Sharpies und L. S. Lowry könnte ich keinen einzigen berühmten Menschen aus Manchester nennen. Die Fülle an Statuen vor dem Rathaus weist eigentlich darauf hin, daß auch Manchester seinen Teil an großen Geistern hervorgebracht hat, aber die vielen Gehröcke und Backenbärte weisen ebenso darauf hin, daß es entweder aufgehört hat, Größen, oder aufgehört hat, Statuen zu produzieren. Ich schaute sie mir jetzt alle gründlich an und konnte mit keinem einzigen Namen etwas anfangen.

Daß ich kein sehr klares Bild von der Stadt habe, liegt nicht nur an mir. »Die Stadt von morgen – gestalten wir sie heute«, lautet zwar ihr offizielles Motto, aber sie kann sich eindeutig nicht entscheiden, wo ihr Platz in der Welt ist. In Castlefield ist man allerdings eifrig dabei, heute die Stadt von *gestern* zu erschaffen. Die Backsteinviadukte und Lagerhäuser sind gründlich geputzt und die alten Kais neu gepflastert worden. Den bogenförmigen Fußgängerbrücken hat man einen glänzenden neuen Anstrich verpaßt und allenthalben großzügig antikisierende Bänke, Poller und Laternenpfähle verstreut. Wenn alles fertig ist, kann man genau sehen, wie das Leben in Manchester im neunzehnten Jahrhundert war – das heißt, gewesen wäre, wenn es Weinstuben, schmiedeeiserne Abfallkörbe und Wegweiser für Museumspfade gegeben hätte. An den Kais von Salford wiederum ist man genau andersherum verfahren und hat alles getan, um die Vergangenheit auszulöschen: an der Stätte des einstmals blühenden Hafens am Manchester Ship Canal wurde einfach eine Art Mini-Dallas kreiert. Sehr abartig – mitten in einem weiten urbanen Niemandsland ein Haufen glasiger moder-

ner Bürogebäude und Luxusapartments, die offenbar alle leer standen.

Das einzige, was man in Manchester nur mit Mühe findet, ist dasjenige, mit dem man doch eigentlich rechnet – reihenweise enge, kleine Coronation Streets. Angeblich gab es die in Hülle und Fülle, doch jetzt kann man meilenweit laufen, ohne eine einzige Backsteinhäuserreihe zu erblicken. Doch das macht nichts, man kann sich ja einfach die echte *Coronation Street* in den Filmstudios von Granada anschauen. Und das tat ich dann auch – in Gesellschaft aller Einwohner Nordenglands. An der Straße zu den Studios entlang gibt es weiträumige ungeteerte Auto- und Busparkplätze, und sogar um Viertel vor zehn morgends füllten sie sich schon. Busse von weit und fern – aus Workington, Darlington, Middlesborough, Doncaster, Wakefield, jeder nur denkbaren Stadt im Norden – spuckten Scharen rüstiger, weißhaariger Menschen aus, während aus den Autoparkplätzen ganze Sippen strömten, und alle waren fröhlich und guter Dinge.

Ich stellte mich in einer gut 130 Meter langen Schlange an, in der die Leute zu dritt oder zu viert nebeneinanderstanden, und

fragte mich schon, ob das nicht ein Fehler war, doch als sich die Drehkreuze in Bewegung setzten, ging alles wie am Schnürchen, und innerhalb weniger Minuten war ich drin. Zu meiner großen und nachhaltigen Überraschung war es richtig toll. Ich hatte nur einen Spaziergang über den *Coronation-Street-Set* und eine rasche Führung durch die Studios erwartet, aber das Ganze war eine Art Vergnügungspark, und zwar ein richtig guter. Sie hatten so ein Motionmaster-Kino, wo die Sitze kippen und ruckeln und man meint, man würde durch den Weltraum geschleudert oder vom Rand eines Berges geschubst. In einem zweiten Kino setzte man eine Plastikbrille auf und schaute sich eine liebenswürdig schundige 3-D-Komödie an. Es gab eine unterhaltsame Demonstration von Soundeffekten, eine hinreißend makabre Schau mit Spezialeffekt-Make-up und eine lebhafte, höchst amüsante Debatte in einer Unterhaus-Kulisse, von einem Trupp jugendlicher Schauspieler in Szene gesetzt. Das alles war nicht nur perfekt gemacht, sondern auch sehr geistreich und originell.

Selbst nach zwanzig Jahren England bin ich immer wieder erstaunt und beeindruckt

von der Qualität des Humors, dem man an den unwahrscheinlichsten Orten begegnet – dort, wo er in anderen Ländern einfach nicht vorkommen würde. Man findet ihn in den Sprüchen der Standbesitzer in der Petticoat Lane und in den Darbietungen von Straßenkünstlern – also Leuten, die mit brennenden Keulen jonglieren oder Kunststücke auf Einrädern vollführen und dabei die ganze Zeit Witze über sich und ausgewählte Leute aus dem Publikum reißen –, bei Weihnachtsspielen, in Kneipengesprächen und Begegnungen mit Fremden an einsamen Orten.

Ich kam zum Beispiel einmal in Waterloo Station an, wo ein einziges Chaos herrschte, weil auf der Straße nach Clapham Junction ein Brand ausgebrochen und der Bahnverkehr unterbrochen war. Ungefähr eine Stunde lang blieben Hunderte von Menschen mit unglaublicher Geduld und eiserner Ruhe stehen und betrachteten eine leere Anzeigetafel. Hin und wieder ging das Gerücht durch die Menge, daß gleich ein Zug vom Bahnsteig 7 abfahren würde, und dann tigerten alle los, nur um an der Schranke ein neues Gerücht zu hören, daß nämlich der Zug in Wirklichkeit von Bahn-

steig 16 oder eventuell auch 2 abfahren würde. Nachdem ich schließlich die meisten Bahnsteige des Bahnhofs besucht und in etlichen Zügen gesessen hatte, die nirgendwohin fuhren, fand ich mich im Gepäckwagen eines Schnellzugs wieder, der angeblich in Kürze nach Richmond fuhr. In dem Wagen befand sich ein weiterer Fahrgast: Ein Mann im Anzug saß auf einem Haufen Postsäcke. Er hatte einen dichten roten Bart – man hätte eine Matratze damit ausstopfen können – und den lebensmüden Blick dessen, der jeglicher Hoffnung entsagt hat, je wieder nach Hause zu kommen.

»Sind Sie schon lange hier?« fragte ich.

Nachdenklich stieß er die Luft aus. »Sagen wir mal so: Als ich hier reinkam, war ich sauber rasiert.« Ich liebe es.

Witz und besonders der trockene, ironische, sich gegenseitig verarschende Witz ist ein so fundamentaler Bestandteil des täglichen Lebens in Großbritannien, daß man es kaum noch merkt. Erst am Vortag hatte ich in Skipton um eine einfache Fahrkarte nach Manchester mit Quittung gebeten. Der Mann am Schalter händigte sie mir mit den Worten aus: »Die Fahrkarte ist gratis … aber die Quittung kostet 18,50 Pfund.« Hät-

te er das in Amerika gesagt, hätte der Kunde sich empört: »*Was?* Was sagen Sie da? Die Fahrkarte ist *gratis,* aber die Quittung kostet 18,50 Pfund? Was ist denn das für eine hirnverbrannte Regelung?« Wenn es in Disneyland eine Unterhausdebatte gegeben hätte, wäre sie bierernst, läppisch, furchterregend konkurrenzmäßig und in drei Minuten vorüber gewesen. Die Schauspieler auf beiden Seiten des Parlaments wären lediglich zutiefst, wenn auch kurz, darum besorgt gewesen, die besten zu sein. Hier lief es so überkandidelt, daß auch nicht die entfernteste Möglichkeit bestand, daß überhaupt jemand gewann. Es sollte nur allen Spaß bringen, und es war auch so lustig und klug gemacht, daß ich es kaum aushalten konnte. Und mir wurde ganz flau, weil ich wußte, daß ich es sehr vermissen würde.

Überhaupt nicht komisch ging es freilich in der Coronation Street zu. Das kommt daher, daß es für Millionen von uns eine quasi religiöse Erfahrung ist. Ich mag *Coronation Street* deshalb so sehr, weil es eine der ersten Serien war, die ich im britischen Fernsehen gesehen habe. Natürlich hatte ich keinen Schimmer, was ablief. Ich kapierte nicht die Hälfte dessen, was die Figuren

sagten, oder warum sie alle Chuck hießen. Aber komisch, ich war sofort gefesselt. Wo ich herkam, handelten Soap-Operas immer von reichen, skrupellosen, enorm erfolgreichen Menschen mit 1500-Dollar-Anzügen und Büros hoch oben in häßlichen Wolkenkratzern, und die Hauptfiguren wurden immer von Schauspielerinnen und Schauspielern gespielt, die, vor die Wahl gestellt, schauspielern zu können oder wirklich tolles Haar zu haben, sich immer für das Haar entschieden hätten. Und in dieser erstaunlichen Serie wohnten ganz normale Leute in einer ganz normalen Straße im Norden Englands, sprachen eine Sprache, die ich kaum verstand, und taten eigentlich nie viel. Noch vor der ersten Werbepause war ich der Sendung rettungslos verfallen.

Dann wurde ich, brutal, wie das Leben so spielt, zu abendlichem Arbeiten in der Fleet Street gezwungen und abtrünnig. Mit dem Ergebnis, daß ich heutzutage nicht mal mehr ins Zimmer darf, wenn *Coronation Street* läuft, denn ich frage die ganze Zeit:

»Wo ist Ernie Bishop? Wer ist denn das? Stan Ogden ist *tot?*«

Nach einer Minute werde ich hinausgescheucht. Aber nun entdeckte ich in den

Studios, daß es, selbst wenn man *Coronation Street* jahrelang nicht gesehen hat, trotzdem herrlich ist, auf dem Set herumzulaufen, weil es selbige Straße ist. Es ist auch der echte Set. (Wenn sie montags dort filmen, schließen sie den Park.) Man meint, man sei in einer richtigen Straße. Die Häuser sind echt, aus echten Backsteinen. Enttäuscht war ich nur, als ich wie alle anderen durch die Ritzen in den Gardinen linste und sah, daß es leere Gemäuer und innen drin nur Stromkabel und Sägeböcke waren. Außerdem war ich verwirrt, als ich einen Friseursalon und zwei moderne Häuser sichtete, und regelrecht bekümmert, daß der Kiosk viel schicker und ordentlicher war als früher. Doch ich fühlte mich trotzdem auf vertrautem, heiligem Boden. Scharen von Leuten gingen ehrfürchtig schweigend die Straße auf und ab, identifizierten Haustüren und lugten durch Spitzenvorhänge. Ich hielt mich an eine freundliche, kleine Dame mit silberblaugetöntem Haar unter einem durchsichtigen Regenhut, den sie offenbar aus Frischhaltefolie fabriziert hatte, und sie informierte mich nicht nur darüber, wer nun in welchem Haus wohnte, sondern auch, wer damals vor langer Zeit in wel-

chem Haus gewohnt hatte, so daß ich recht bald auf dem aktuellen Stand war. Und genauso bald war ich von einer ganzen Schar kleiner, silberblaugetönter Damen umgeben, die meine entsetzten Fragen (»Wie? Deirdre hat einen jungen Liebhaber? Nein, so was!«) beantworteten und gegebenenfalls ernsthaft nickten. Es ist eine zutiefst erregende Erfahrung, diese berühmte Straße auf und ab zu gehen – Sie grinsen vielleicht, aber Sie wissen ganz genau, daß Sie das gleiche empfinden würden –, und es war doch ein regelrechter Schock, an den beiden Enden um die Ecke zu gehen und sich wieder in einem Vergnügungspark zu befinden.

Ich wollte nicht länger als eine Stunde dortbleiben, war aber noch nicht annähernd soweit, mich der Führung durch die Studios anzuschließen oder im *Coronation Street*-Geschenkeladen umzutun, als ich auf die Uhr schaute und, vor Schreck schnaubend, sah, daß es fast ein Uhr war. In leichter Panik eilte ich zurück zu meinem weit entfernten Hotel, weil ich Angst hatte, daß ich für einen weiteren Tag bezahlen müßte oder zumindest meine Hosen in der Hosenpresse verbrutzelt wären.

Eine Dreiviertelstunde später stand ich dann am Rand des Piccadilly Gardens mit einem schweren Rucksack und völlig unentschlossen, wo ich als nächstes hinfahren sollte.

In die Midlands, hatte ich vage vorgehabt, denn auf meinen früheren Streifzügen hatte ich mit dieser edlen, wenn auch herausfordernden Region immer kurzen Prozeß gemacht. Aber als ich so dastand, hielt neben mir ein verblaßter roter Doppeldeckerbus mit dem Fahrtziel WIGAN, und da war mein Schicksal entschieden. Zufallig guckte auch *Der Weg nach Wigan Pier* hinten aus meiner Hosentasche, und ohne Bedenken – klugerweise – nahm ich das als Zeichen.

Ich kaufte eine einfache Fahrkarte und setzte mich hinten aufs Oberdeck. Wigan kann nicht mehr als 15 oder 16 Meilen von Manchester entfernt sein, doch es dauerte fast den ganzen Nachmittag, bis wir dort waren. Wir ruckelten und schwankten durch endlose Straßen, die immer gleich aussahen. Sie waren von Reihenhäusern gesäumt, von denen jedes vierte ein Friseursalon war, und reich bestückt mit Autowerkstätten und Backsteineinkaufsvierteln mit der ewig gleichen Ansammlung von Su-

permärkten, Banken, Videotheken, Imbißbuden und Wettbüros. Wir fuhren durch Eccles und Worsely, dann durch ein überraschend schickes Stück und weiter nach Boothstown und Tyldesley und Atherton und Hindley und in andere Orte, von denen ich noch nie gehört hatte. Der Bus hielt so oft an, daß es einem manchmal vorkam wie alle sechs Meter, und an fast jeder Haltestelle stiegen viele Leute aus und ein. Die meisten sahen arm und abgearbeitet und zwanzig Jahre älter aus, als sie wahrscheinlich waren. Außer ein paar alten Männern mit Schlägermützen und gelbbraunen, bis zum Kragen zugezogenen Marks-&-Spencer-Jacken waren die Fahrgäste alle Frauen im mittleren Alter mit den abenteuerlichsten Frisuren und dem heiseren, lockeren Lachen von Kettenraucherinnen. Aber sie waren durch die Bank freundlich und munter und offenbar mit ihrem Schicksal durchaus zufrieden. Sie nannten sich »Darlin'« und »Love«.

Am bemerkenswertesten – das heißt, je nachdem, wie man es betrachtet, vielleicht auch am wenigsten bemerkenswert – war, wie ordentlich und gepflegt die endlosen kleinen Reihenhäuser waren, an denen wir

vorbeifuhren. Sie alle verrieten, daß es bescheiden und genügsam zuging, aber jedes Fenster blitzte, jede Treppe war strahlend sauber und jedes Gesims glänzte frisch gestrichen. Ich nahm *Der Weg nach Wigan Pier* heraus und tauchte ein wenig in eine andere Welt ein, die zwar genau in dieser Gegend angesiedelt war, aber so gar nicht zu dem paßte, was ich sah, wenn ich von den Seiten aufblickte.

Orwell – und vergessen wir nicht, daß er von ziemlich privilegierter Herkunft und Etonschüler war – betrachtete die arbeitenden Klassen wie wir heute vielleicht die Bewohner der Inselgruppe Yap als seltsames, aber interessantes anthropologisches Phänomen. In *Wigan Pier* erzählt er, was für eine Schrecksekunde er in seiner Jugend erlebte, als er sich in Gesellschaft einer Gruppe Arbeiter befand und Angst hatte, er müsse gleich aus der Flasche trinken, die sie herumgehen ließen. Seitdem ich das gelesen habe, hege ich hinsichtlich des alten George, offen gestanden, gewisse Zweifel. Bei ihm erscheint die Arbeiterklasse aus den Dreißigern wahrhaftig ekelerregend verdreckt, aber alles, was ich je gehört und gesehen habe, beweist, daß die meisten

eher einen Sauberkeitsfimmel hatten. Mein Schwiegervater zum Beispiel wuchs in einer bettelarmen Umgebung auf und erzählte immer die grauslichsten Geschichten von Not und Entbehrung – Sie wissen schon, so in dem Stil: Vater bei Arbeitsunfall in der Fabrik draufgegangen, siebenunddreißig Geschwister, zum Abendessen nur Flechtenbrühe und ein Stück Dachschiefer außer sonntags, da gaben sie schon mal ein Kind in Zahlung und kauften für einen Penny Rüben. Sein Schwiegervater – aus Yorkshire – erzählte noch grauslichere Geschichten. Wie er 47 Meilen in die Schule gehopst war, weil er nur einen Schuh hatte und sich von einer Diät aus trockenen Brötchen und Rotzestullen ernährte. »Aber«, fügten sie unweigerlich stets hinzu, »wir waren immer sauber und das Haus pikobello.« Und man muß sagen, sie waren die peinlichst saubergeschrubbten Menschen, die man sich vorstellen kann, desgleichen ihre unzähligen Brüder und Schwestern und Freunde und Verwandten.

Zufallig habe ich mich auch vor nicht allzulanger Zeit mit Willis Hall, dem Autor und Stückeschreiber (und obendrein überaus netten Menschen), unterhalten, und irgend-

wie kamen wir auf dieses Thema zu sprechen. Hall ist – arm – in Leeds aufgewachsen, und er bestätigte prompt, daß die Häuser zwar karg eingerichtet und die Lebensbedingungen hart waren, es aber auch nirgendwo nur das kleinste Staubkörnchen gegeben hatte.

»Als meine Mutter nach dem Krieg eine neue Wohnung bekam«, erzählte er mir, »schrubbte sie das alte Haus am letzten Tag von oben bis unten, bis es glänzte, obwohl sie wußte, daß es am nächsten Tag abgerissen wurde. Sie konnte den Gedanken, es schmutzig zu hinterlassen, einfach nicht ertragen – und ich gebe Ihnen mein Wort darauf, niemand in dem Viertel fand das eigenartig.«

Obwohl Orwell ja dauernd seine Sympathien für die Massen bekundet, würde man sie nach Lektüre seiner Texte höherer intellektueller Leistungen nicht für fähig halten, und dennoch brachte schon ein einziges Viertel in Leeds so bedeutende Persönlichkeiten wie Keith Waterhouse und Peter O'Toole hervor, und ich weiß von einem ähnlich bettelarmen Bezirk in Salford, aus dem der Maler Harold Riley kam, und dergleichen hat sich sicher unzählige Male im

ganzen Land wiederholt.

Orwell malte ein Bild solch entsetzlichen Elends, daß ich selbst jetzt, als wir über einen langen Hügel nach Wigan fuhren, noch überrascht war, wie adrett und gut erhalten es zu sein schien. Ich stieg aus, freute mich, wieder an der frischen Luft zu sein, und begab mich auf die Suche nach dem berühmten Pier. Wigan Pier ist ein interessantes Wahrzeichen, doch – ein weiterer Grund, hinsichtlich der reporterischen Fähigkeiten des alten George Vorsicht walten zu lassen – nachdem Orwell ein paar Tage in der Stadt verbracht hatte, kam er zu dem Schluß, der Pier sei abgerissen worden (Paul Theroux in *Kingdom by the Sea* übrigens auch). Ich lasse mich gern eines Besseren belehren, aber finden Sie es nicht auch ein wenig komisch, ein Buch mit dem Titel Der *Weg nach Wigan Pier* zu schreiben, ein paar Tage in der Stadt zu verbringen und nicht einmal auf die Idee zu kommen, zu fragen, ob der Pier noch steht?

Wie dem auch sei, heute können Sie ihn nicht verpassen, denn an allen Ecken und Enden weisen Wegweiser auf ihn hin. Der Pier – in Wirklichkeit bloß ein alter Kohleschuppen am Leeds-Liverpool-Canal – ist

(selbstverständlich) zu einer Touristenattraktion restauriert worden und enthält ein Museum, einen Geschenkeladen, eine Imbißstube und ein Pub, das, offenbar, ohne daß es ironisch gemeint ist, The Orwell heißt. Ich hatte Pech, es war freitags geschlossen, und ich mußte mich damit begnügen, darum herumzuwandern und durch die Fenster des Museums die Ausstellungsstücke zu belugen, die doch recht interessant aussahen. Auf der anderen Straßenseite befand sich etwas beinahe so Atemberaubendes wie der Pier – eine echte Fabrik, die etwas produzierte. Quer über einem der oberen Stockwerke des großen roten Backsteingebäudes prangte der Name Trencherfield Mill.

Sie ist heutzutage eine solche Rarität, daß scharenweise Touristen hierherkommen. Vorn waren Schilder, auf denen der Weg zu Führungen, zum Fabrikladen und zur Snackbar angegeben war. Ich fand die Vorstellung ein bißchen abartig, Schlange zu stehen und Leuten dabei zuzuschauen, wie sie Federbetten machen oder was auch immer sie dort drinnen herstellen. Aber sei's drum, auch die Fabrik war der Öffentlichkeit freitags nicht zugänglich. Die Snackbar-

tür hatte ein Vorhängeschloß.

Also ging ich ins Stadtzentrum, ein ziemlicher Marsch, aber er lohnte sich. Wigan hat einen so nachhaltig schlechten Ruf, daß ich wiederum verblüfft war, wie hübsch und gutgepflegt es mittendrin ist. In den Läden herrschte reger Geschäftsbetrieb, und viele Bänke luden die vielen Leute zum Sitzen ein, die leider keine aktive Rolle in dem wirtschaftlichen Treiben um sie herum spielen konnten. Ein begabter Architekt hatte es erfolgreich geschafft, auf einfache, aber trügerisch clevere Weise eine neue Einkaufspassage in die existierende Struktur der Gebäude zu integrieren, indem er die Glasüberdachung des Eingangs passend zur Giebellinie der Häuser darum herum gestaltet hatte. Das Resultat war hell und modern, aber zugleich angenehm harmonisch – eben das, worüber ich mich ja schon hinlänglich ausgelassen habe –, und ich war entzückt, auf so etwas ausgerechnet in dem armen geplagten Wigan zu stoßen.

Um es zu feiern, ging ich in die Passage, um in einem Café einen Tee zu trinken und ein klebriges Brötchen zu verzehren. Die Corinthia Coffee Lounge brüstete sich außer mit vielen anderen Attraktionen mit

dem Besitz eines »georgianischen Kartoffelofens«. Ich fragte die junge Frau an der Theke, was das sei, und sie schaute mich an, als sei ich ein recht merkwürdiger Zeitgenosse.

»Zum Kartoffelkochen und so ähnlich«, antwortete sie.

Aber ja doch, natürlich! Ich trug meinen Tee und das klebrige Brötchen zu einem Tisch, wo ich ein Weilchen lang »Ooh, lecker«, murmelte, ein paar nette Ladies am Nachbartisch blöde anlächelte und mich dann, seltsam zufrieden mit meinem Tag, auf die Suche nach dem Bahnhof begab.

Neunzehntes Kapitel

Ich nahm einen Zug nach Liverpool. Als ich ankam, gab's ein Müllfestival. Die vielbeschäftigten Bürger hatten sich ein wenig Zeit abgeknapst, um die ansonsten kahle, heruntergekommene Stadt mit Chipstüten, leeren Zigarettenschachteln und Plastiktüten zu verschönern. Die flatterten fröhlich in den Büschen und verliehen den Bürgersteigen und Rinnsteinen Form und Farbe. Wenn man bedenkt, daß wir diese Objekte anderswo in Mülleimer stecken ...

Auch hier hatte ich in einem Anfall von Konsumwahn ein Zimmer in einem Hotel gebucht. Bei früheren Besuchen hatte ich das Adelphi Hotel von der Straße aus gesehen, und da es eine so altmodische Vornehmheit ausstrahlte, wollte ich gern wissen, wie es wirklich war. Es sah aber auch teuer aus, und ich war mir nicht sicher, ob meine Hosen noch eine Behandlung in der Hosenpresse überstehen würden. Als ich eincheckte, erfuhr ich dann zu meiner höchst angenehmen Überraschung, daß ich in den Genuß eines Wochenendsonderpreises kam, mithin noch Geld übrig hatte, nett zu essen und ein paar Bierchen zu zischen in einem der vielen wunderbaren Pubs, auf die Liverpool spezialisiert ist.

Wie alle Neuankömmlinge in der Stadt fand ich mich bald darauf im noblen, prächtigen Philharmonic wieder, ein Pintglas in der Hand und Schulter an Schulter mit einer Menge glücklicher freitagabendlich gestimmter Menschen. Zu vieler Menschen. Mir war das Phil (so nennt man es, wenn man zweimal dort war) zu voll. Man fand kaum einen Stehplatz, von einem Sitzplatz ganz zu schweigen. Ich trank zwei Gläser, in meinem Alter gerade so viel, daß man mal

für kleine Jungs muß – und es gibt keinen feineren Ort zum Pinkeln als die prunkvolle Herrentoilette im Philharmonic –, und suchte mir dann etwas Ruhigeres.

Ich landete in einem Pub namens The Vines, beinahe genauso edel wie das Philharmonic, aber nicht halb so frequentiert. Außer mir gab es nur drei Gäste, was ich rätselhaft fand, denn es war ein feiner Pub mit Holzpaneelen und einer Stuckdecke, die sogar noch prunkvoller war als die Täfelung. Als ich dasaß, mein Bier und das feudale Ambiente genoß, kam ein Typ mit einer Sammelbüchse, deren Originaletikett ungeschickt abgekratzt war, und bat mich um eine Spende für behinderte Kinder.

»Was für behinderte Kinder?« fragte ich.

»Ey, die in Rollstühlen und so.«

»Ich meine, für welche Organisation sammeln Sie?«

»Die, ahm, hm, äh, na die Organisation für behinderte Kinder eben.«

»Na gut, solange es mit rechten Dingen zugeht«, sagte ich und gab ihm 20 Pence. Und genau das mag ich so an Liverpool. Wenn es auch keine Fabriken und keine Arbeit gibt und die Stadt in Sachen Selbstbewußtsein in geradezu erschütternder Weise auf den

Fußball angewiesen ist, die Liverpudlians beweisen trotzdem Charakter und Initiative und nerven einen nicht mit grotesken Ambitionen, den Zuschlag für die nächsten Olympischen Spiele zu kriegen.

The Vines war so nett, daß ich noch zwei Gläser trank. Aber dann merkte ich, daß ich doch was in den Magen kriegen mußte, wenn ich schlußendlich nicht noch gegen Straßenlaternen und andere Hindernisse torkeln wollte. Draußen kam mir der Hügel, auf dem das Pub stand, auf einmal unerklärlich steil und gefährlich vor, bis mir in meinem leicht beduselten Zustand dämmerte, daß ich ihn vorher hinuntergegangen war, während ich ihn nun hinaufging. Eine völlig neue Perspektive. Nach kurzer Wegstrecke fand ich mich vor einem griechischen Restaurant wieder und studierte mit dem allerzartesten Schwanken die Speisekarte.

Ich mache mir nicht viel aus griechischem Essen – nicht weil es mir an Respekt vor einer guten Küche mangelt, sondern weil ich immer meine, ich könnte mir auch selbst Blätter kochen, wenn ich Geschmack daran fände –, aber das Restaurant war so leer und verlassen, und die Besitzerin bat mich

mit solch flehentlichen Blicken herein, daß ich wie von selbst hineinwanderte. Hm, das Essen war wunderbar. Ich habe keine Ahnung, was ich mir einverleibt habe, aber es war reichlich und köstlich, und sie behandelten mich wie einen König. Dumm, wie ich bin, spülte ich es mit vielen weiteren Bieren hinunter. Als ich fertig war – und die Rechnung plus soviel Trinkgeld bezahlt hatte, daß die ganze Familie an die Küchentür kam – und mit der langen Prozedur begann, einen Arm in einen immer wieder mysteriös verschwindenden Jackenärmel zu stecken, war ich, fürchte ich, beinahe betrunken. Ich taumelte in die frische Luft, wo mir prompt übel wurde und ich mich *sturz*betrunken fühlte.

Also, bei Alkoholmißbrauch lautet die zweite Regel (die erste ist natürlich, sich nicht plötzlich in eine Frau zu verlieben, die größer als Hoss Cartwright ist), niemals in einer Kneipe an einem abschüssigen Hang zu trinken. Ich ging auf Beinen bergab, die mir plötzlich fremd waren und vor mir hinausschnellten, als schleuderte ich ein Stück Tau. Das einladend am Fuße des Hügels winkende Adelphi schaffte das interessante Kunststück, gleichzeitig ganz nahe und er-

staunlich weit weg zu sein. Wie durch das falsche Ende eines Fernrohrs betrachtet. Die Sinnestäuschung wurde noch dadurch verstärkt, daß mein Kopf gut sechs, sieben Meter hinter meinen wie irre zappelnden Gliedmaßen herwackelte. Hilflos folgte ich ihnen, und wie durch ein Wunder beförderten sie mich im Eiltempo nach unten, sicher über die Straße und die Treppe hoch zum Eingang des Adelphi, wo ich meine Ankunft mit einer vollen Umdrehung in der Drehtür feierte und wieder im Freien landete. Als ich mich erneut hineinstürzte, wurde ich mit erschreckender Abruptheit in das hohe, noble Foyer katapultiert, wo ich nach einem dieser »Wo-bin-ich?«-Augenblicke merkte, daß mich die Nachtschicht schweigend beobachtete. Unter Aufbietung eines letzten Rests an Würde und in dem Bewußtsein, daß die Aufzüge für mich nicht in Frage kamen, taperte ich zu dem hochherrschaftlichen Treppenaufgang und schaffte es – ich weiß nicht, wie –, in einer Weise hinaufzufallen, die unheimlich an einen rückwärtslaufenden Film erinnerte. Ich weiß nur noch, daß ich zum Schluß rückwärts auf die Füße sprang, den sich reckenden Gesichtern verkündete, es sei alles klar, und mich

dann in den endlosen und rätselhaft numerierten Fluren des Adelphi auf die lange Suche nach meinem Zimmer machte.

Nun gebe ich Ihnen einen guten Rat. Fahren Sie nur mit der Fähre über den Mersey, wenn Sie hinterher den berühmten Song von Gerry and the Pacemakers noch elf Tage im Kopf haben möchten. Er ertönt, wenn Sie an Bord gehen, und er ertönt, wenn Sie von Bord gehen, und beträchtliche Zeit dazwischen. Ich entschied mich am nächsten Morgen für die Bootsfahrt, weil ich dachte, daß ein bißchen Sitzen und ein Ausflug auf dem Wasser genau das Richtige bei meinem Mordskater wären, aber von den unausweichlichen Klängen von »Ferry 'cross the Mersey« brummte mir der Schädel nur noch schlimmer.

Wenn der Song einmal nicht lief, spielten sie eine Kassette ab, die auf die berühmten Sehenswürdigkeiten hinwies, die man vom Deck aus sah, aber die Akustik war schrecklich, und achtzig Prozent von dem, was immer sie sagten, wurde sofort vom Wind weggetragen. Ich hörte nur Fetzen wie »drei Millionen« oder »größte der Welt«, aber ob von Ölraffineriekapazitäten oder Derek

Hattons Anzügen die Rede war, blieb mir verborgen. Im wesentlichen sagten sie, daß dies hier einmal eine bedeutende Stadt war und jetzt Liverpool ist.

Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich mag Liverpool sehr. Vielleicht sogar am meisten von allen englischen Städten. Aber man kann sich leider des Gefühls nicht erwehren, daß es ein Ort mit mehr Vergangenheit als Zukunft ist. Wenn man an der Reling der Fähre lehnt und den unendlich großen Hafen betrachtet, glaubt man nicht, daß bis vor kurzem – und davor zweihundert stolze, blühende Jahre lang – Liverpools zehn Meilen Docks und Werften direkt oder indirekt Beschäftigung für 100000 Menschen boten. Tabak aus Afrika und Virginia, Palmöl aus dem Südpazifik, Kupfer aus Chile, Jute aus Indien, alle erdenklichen Güter kamen hier durch auf ihrem Weg, in etwas Nützliches verwandelt zu werden. Ebenso und nicht weniger bedeutend, machten etwa zehn Millionen Menschen hier halt, die ein neues Leben in der Neuen Welt beginnen wollten, angelockt von Geschichten, daß dort das Geld auf der Straße lag, und der Möglichkeit, selbst auch riesige Reichtümer zu erwerben, oder, wie meine eige-

nen Vorfahren, von der schwindelerregenden Aussicht, die nächsten anderthalb Jahrhunderte in Iowa Schnee zu schippen und Tornados auszuweichen.

Liverpool wurde die drittreichste Stadt im Empire. Nur London und Glasgow hatten mehr Millionäre. 1880 verzeichnete es höhere Steuereinnahmen als Birmingham, Bristol, Leeds und Sheffield zusammen, obwohl diese zusammen doppelt soviel Einwohner zählten. Die Hauptverwaltungen der Reedereien Cunard und White Star Lines waren in Liverpool, und es gab noch zahllose andere, nun meist vergessen – Blue Funnel, Bank Line, Coast Line, Pacific Steam Line, McAndrews Lines, Elder Dempster, Booth. Von Liverpool aus verkehrten mehr Schiffahrtslinien, als es heute Schiffe gibt. Diesen Eindruck gewinnt man jedenfalls, wenn man am Hafen nur noch Gerry Marsdens nöliges Geträller hört.

Der Niedergang erfolgte in einer einzigen Generation. 1966 war Liverpool nach London immer noch der zweitbefahrendste Hafen in Großbritannien. Aber 1985 war es so tief gesunken, daß es kleiner und ruhiger war als selbst Teeside und Hartlepool, Grimsby und Immingham. Doch in seiner

Glanzzeit war es etwas ganz Besonderes. Der Seehandel brachte Liverpool nicht nur Reichtum und Arbeit, sondern auch eine kosmopolitische Atmosphäre, mit der es wenige Städte aufnehmen konnten, und die hat es nicht verloren. Hier fühlt man sich immer noch, als sei man wo.

Von der Fähre ging ich zum Albert Dock. Es gab einmal Pläne, ihn trockenzulegen und in einen Parkplatz zu verwandeln – manchmal scheint es wie ein Wunder, daß in diesem armen, ins Straucheln geratenen Land überhaupt noch etwas stehengeblieben ist –, aber nun sind die Docks natürlich geschrubbt und luxussaniert und die alten Lagerhäuser in Bürohäuser, Wohnungen und Restaurants für Leute mit Telefonen in den Aktentaschen verwandelt worden. Es gibt auch eine Filiale der Tate Gallery und das Merseyside Maritime Museum.

Letzteres liebe ich, nicht nur, weil es so gut gemacht ist, sondern weil es einem so deutlich vermittelt, wie Liverpool war, als es noch eine große Hafenstadt war, als es noch so etwas wie produktive Geschäftigkeit, Tatkraft und Unternehmergeist auf der Welt gab, was heute nicht mehr der Fall zu sein scheint. Ach, wie gern hätte ich in einem

Zeitalter gelebt, als man zu einem Hafen laufen und zuschauen konnte, wie mächtige Schiffe mit großen Ballen Baumwolle beladen und schwere braune Säcke mit Kaffee und Gewürzen entladen wurden und Hunderte von Menschen an einer Schiffsfahrt beteiligt waren – Seeleute und Hafenarbeiter und Heerscharen aufgeregter Passagiere. Wenn man heute zu einem Hafen geht, findet man nur endlose Brachflächen mit zerbeulten Containern, und ein Typ hoch oben in einem Führerhäuschen schubst die Kästen hin und her.

Wie romantisch war die Seefahrt einst, und das Merseyside Maritime Museum fängt jedes kleinste bißchen davon ein. Ein Raum voll riesengroßer Schiffsmodelle im oberen Stockwerk hatte es mir besonders angetan – die standen früher bestimmt im Konferenzraum jeder großen Firma. Mann, waren sie herrlich. Sogar als Modelle. All die großen Liverpooler Schiffe waren da – die *Titanic*, die *Imperator*, die *RMS Majestic* (die ihr Leben als Bismarck begann und nach dem Krieg im Zuge der Reparationsleistungen konfisziert wurde) und die unsäglich schöne *TSS Vauban* mit ihren breiten Decks aus poliertem Ahorn und feschen

Schornsteinen. Das Schild besagte, daß sie der Liverpool, Brazil and River Plate Steam Navigation Company Limited gehörte. Schon beim Lesen dieser Worte ergriff mich der dumpfe Schmerz, daß wir etwas so Wunderschönes nie wieder zu sehen bekommen. J. B. Priestley bezeichnete diese Ozeandampfer als die großartigsten Konstruktionen der Neuzeit, unser Äquivalent zu den Kathedralen, und er hatte vollkommen recht. Mit Entsetzen wurde mir klar, daß ich nie die Gelegenheit haben würde, mit weißem Panamahut und weißem Anzug über eine Gangway in eine Bar mit einem sich drehenden Deckenventilator zu schreiten. Schon niederschmetternd, wie ungerecht das Leben manchmal ist.

Zwei Stunden lief ich durch das Museum und schaute mir die Ausstellungsstücke genau an. Ich wäre gern noch länger geblieben, aber ich mußte aus dem Hotel. Mit großem Bedauern ging ich durch die feinen viktorianischen Straßen in der Stadtmitte zurück ins Adelphi, wo ich meine Siebensachen packte und ausscheckte.

Es zog mich nach Port Sunlight, der Modellsiedlung, die William Lever 1888 für die Arbeiter in seiner Seifenfabrik erbauen

ließ, denn ich wollte sehen, wie sie im Vergleich zu Saltaire war. Ich ging zum Bahnhof Liverpool Central und nahm einen Zug. In Rock Ferry informierte man uns, daß wir wegen Bauarbeiten die Reise per Bus beenden müßten. Mir war das recht, denn ich hatte keine Eile, und vom Bus aus sieht man immer mehr. Wir fuhren eine Weile über die Halbinsel Wirral, dann sagte der Fahrer die Haltestelle für Port Sunlight an. Ich stieg als einziger aus, und zwar ein wenig perplex, weil es eindeutig nicht Port Sunlight war. Ich klopfte an die vordere Tür und wartete, daß sie aufschnurrte.

»Entschuldigung«, sagte ich, »aber das sieht gar nicht wie Port Sunlight aus.«

»Es ist ja auch Bebington«, sagte der Fahrer. »Port Sunlight kann ich nicht anfahren. Die Brücke ist zu niedrig.«

Oh.

»Wo genau ist denn Port Sunlight?« fragte ich – in eine blaue Qualmwolke gehüllt. Ich hievte mir den Rucksack über die Schulter und marschierte in der Hoffnung los, auf dem richtigen Wege zu sein. Wäre ich ja auch gewesen, wenn ich einen anderen Weg genommen hätte. Ich lief ein ganzes Stück, aber die Straße schien nirgend wohin zu

führen, zumindest nicht nach Port Sunlight. Nach einer Weile kam ein alter Mann mit Schlägermütze angetrottet, und ich fragte ihn nach dem richtigen Weg.

»Nach *Port Sunlight!*« brüllte er wie jemand, der meint, die Welt werde mit ihm taub, und andeutend, daß es ja wohl ziemlich albern sei, dort hinzuwollen. »Da müssen Sie mit dem Buuus fahren!«

»Mit dem Bus?« fragte ich überrascht. »Wie weit ist es dennnoch?«

»Mit dem Buuus müssen Sie!« wiederholte er nachdrücklicher.

»Hab ich ja verstanden. Aber wo ist es denn?«

Mit einem knochigen Finger stach er mir in eine weiche Stelle genau unter der Schulter. Aua, das tat weh. »*Da müssen Sie mit dem Bus fahren!*«

»Das habe ich verstanden.« Du taube alte Nuß! Ich paßte mich seiner Lautstärke an und brüllte ihm ins Ohr: »Ich muß wissen, in welche Richtung ich gehen muß!«

Er schaute mich an, als sei ich unerträglich schwer von Begriff. »Ein Scheißbus! Sie müssen mit dem Scheißbus fahren!« Mit den Kiefern mahlend, latschte er davon.

»Danke! Stirb bald!« rief ich hinter ihm

her und rieb mir die Schulter.

Ich ging nach Bebington zurück und fragte in einem Laden, was ich natürlich sofort hätte tun sollen. Es stellte sich heraus, daß Port Sunlight gleich um die Ecke war. Ich hätte unter einer Eisenbahnbrücke her und dann über eine Kreuzung gehen müssen – oder umgekehrt. Ich weiß es nicht, weil es mittlerweile goß wie aus Kübeln und ich den Kopf so weit eingezogen hatte, daß ich kaum was sehen konnte.

Ich lief ungefähr eine halbe Meile, aber es lohnte jeden pitschnassen Schritt. Port Sunlight war wunderschön, eine richtige kleine Gartenstadt, und es bot einen viel fröhlicheren Anblick als die dichtgedrängten Steincottages von Saltaire. Hier gab es offene grüne Plätze und ein Pub und hübsche kleine, hinter viel Blattwerk halb verborgene Häuser. Keine Menschenseele war zu sehen, und nichts schien geöffnet zu sein – weder die Läden noch das Pub noch das Heritage-Centre noch die Lady Lever Art Gallery. Sehr frustrierend, aber ich machte das Beste daraus, das heißt, einen langen Spaziergang durch die verregneten Straßen. Ein bißchen überrascht war ich über eine Fabrik, die offenbar immer noch am laufen-

den Band Seife produzierte. Doch damit erschöpfte sich auch das, was Port Sunlight an einem feuchten Samstag außerhalb der Saison zu bieten hatte. Ich trottete wieder zur Bushaltestelle, an der ich erst vor so kurzer Zeit ausgestiegen war, und wartete eineinviertel Stunden in strömendem Regen auf einen Bus nach Hooton, was noch weniger lustig war, als es klingt.

Hooton tat sich nicht nur mit einem etwas lächerlichen Namen, sondern auch mit dem vergammeltsten britischen Bahnhof hervor, in dem ich je zu niesen hoffe. Die barackenähnlichen Warteräume waren tropfnaß, was mich nicht weiter störte, da ich ohnehin durchnäßt war. Mit sechs anderen Leuten wartete ich eine kleine Ewigkeit auf einen Zug nach Chester, wo ich in einen nach Llandudno umstieg.

Der war erfreulich leer. Ich setzte mich an einen Tisch für vier Personen und freute mich darauf, daß ich bald in einem netten Hotel oder einer Pension ein heißes Bad und ein üppiges Dinner zu mir nehmen würde. Eine kleine Weile betrachtete ich die Landschaft und zog dann mein *Kingdom by the Sea* heraus, um zu sehen, ob Paul Theroux etwas über diese Gegend sagte, das ich

stehlen oder zu meinen eigenen Zwecken umfunktionieren konnte. Wie immer war ich überrascht, daß er, während er genau über diese Gleise ratterte, in eine lebhafte Diskussion mit seinen Mitreisenden vertieft war. Wie macht er das? Ganz abgesehen davon, daß mein Wagen fast leer war, ist mir völlig schleierhaft, wie man mit Fremden in Großbritannien ein Gespräch anknüpft. In Amerika ist es natürlich leicht. Man streckt die Hand aus und sagt: »Mein Name ist Bryson. Wieviel haben Sie letztes Jahr verdient?« Und schon ist man mitten in der lebhaftesten Unterhaltung.

Aber in England – oder wie hier, in Wales – ist es schwer, zumindest für mich. Ich habe noch nie ein Eisenbahngespräch geführt, das nicht desaströs endete oder das ich zumindest bedauert habe. Entweder platzte ich mit den falschen Sachen heraus (»Entschuldigen Sie, mir fällt einfach die ungewöhnliche Größe Ihrer Nase auf.«), oder es stellt sich heraus, daß der Mensch, dessen Gesellschaft ich gesucht habe, unter einer ernsthaften Geisteskrankheit leidet, die sich in Murmeln und langem, hilflosem Weinen äußert, oder Vertreter der Hoze-Blo Stucco Company ist und meine höfliche

Anteilnahme an Spritzputz als ernsthaftes Interesse mißversteht und verspricht, das nächste Mal, wenn er in den Yorkshire Dales ist, vorbeizukommen und mir ein Angebot zu unterbreiten. Oder mein Gesprächspartner erzählt mir alles über seine Darmkrebsoperation, und ich muß raten, wo er den Beutel hat. (»Geben Sie auf? Schauen Sie, er ist unter meinem Arm. Na los, drücken Sie mal!«) Oder die Leute missionieren für die Mormonen oder für irgendwas von den zehntausend Dingen, mit denen ich nicht behelligt werden will. Es hat lange gedauert, bis mir dämmerte, daß die Sorte Mensch, die mit einem im Zug reden möchte, beinahe per definitionem die Sorte ist, mit der man selbst nicht in einem Zug reden möchte. Ich bleibe also nun meist schön für mich und halte mich, was mein verbales Amüsement betrifft, lieber an Bücher von kommunikativeren Typen wie Jan Morris und Paul Theroux.

Aber Ironie der Geschichte – als ich nun dasaß und den lieben Gott einen guten Mann sein ließ, kam ein Typ in raschelndem Anorak daher, erspähte das Buch und rief: »Aha, dieser Thoreau!« Ich schaute auf, er setzte sich auf dem Platz mir gegenüber in

Positur. Ich schätzte ihn auf Anfang Sechzig, er hatte eine weiße Mähne und fröhliche, üppig wuchernde Augenbrauen, die wie die Spritzenden bei Baisers aussahen. »Hat doch keine Ahnung von Zügen«, sagte er.

»Wie bitte?« sagte ich mißtrauisch.

»Thoreau.« Er deutete mit dem Kopf auf mein Buch. »Hat keine Ahnung von den Zügen, mit denen er fährt. Oder er behält es jedenfalls für sich.« Darüber lachte er herzlich und freute sich so sehr, daß er es wiederholte. Dann stützte er die Hände auf die Knie und lächelte, als versuche er sich zu erinnern, wann er und ich das letzte Mal soviel Spaß miteinander gehabt hatten.

Ich bedachte diese geistreiche Bemerkung mit einem knappen, anerkennenden Nicken und wandte mich dann wieder meinem Buch zu, in der Hoffnung, daß er diese Geste korrekt verstand, nämlich als Aufforderung, sich zu verpissen. Er aber langte herüber, krümmte einen Finger und zog das Buch herunter – was mich normalerweise schon fuchsteufelswild macht. »Kennen Sie sein Buch – *Abenteuer Eisenbahn?* Da kurvt er durch ganz Asien. Kennen Sie das?«

Ich nickte.

»Wissen Sie, daß er in dem Buch mit dem Delhi Express von Lahore nach Islamabad fährt und nicht einmal den Lokomotiventyp erwähnt?«

Weil offenbar ein Kommentar von mir erwartet wurde, sagte ich: »So?«

»Ist das denn zu fassen? Wozu ist ein Eisenbahnbuch nutze, wenn man nicht über die Lokomotiven redet?«

»Aha, dann mögen Sie Eisenbahnen?« sagte ich und wünschte umgehend, ich hätte es nicht gesagt.

Als nächstes weiß ich nur, daß das Buch auf meinem Schoß lag und ich dem langweiligsten Menschen der Welt zuhörte. Eigentlich bekam ich nicht richtig mit, was er sagte. Ich war von seinen hochsprießenden Augenbrauen und den ebenso auffalligen Nasenhaaren wie hypnotisiert. Als hätte er sie in einem Wunderwachstumswässerchen gebadet. Er war nicht nur einfach Eisenbahnfan, sondern Eisenbahnschwätzer, eine viel gefährlichere Spezies.

»Also, *dieser* Zug ist eine Metro-Cammel mit Triebwageneinheit, im Werk Swindon gebaut, schätzungsweise ... also, ich würde mal sagen, zwischen Juli und August 1986,

allerhöchstem bis September 1988. Zuerst dachte ich, er könnte nicht aus Swindon zwischen 86 und 88 sein. Wegen des Kreuzstichs auf den Rückenlehnen, aber dann sind mir die Hohlnieten an den Seitenwänden aufgefallen, und da dachte ich, also, ich dachte: Hier, Cyril, alter Knabe, haben wir einen Hybriden. Heutzutage kann man sich ja auf nichts mehr verlassen, aber die Hohlnieten beim MetroCammel lügen nicht. Na, wo sind Sie zu Hause?«

Ich brauchte ein paar Augenblicke, um zu begreifen, daß er mich etwas gefragt hatte. »Hm, in Skipton«, sagte ich, was nur halb gelogen war.

»Da oben habt ihr überkreuz gewölbte Spurkränze von Crosse & Blackwell«, sagte er oder etwas ähnlich mir

Unverständliches.

»Also ich wohne in Upton-on-Severn–«

»Der Severn fließt und fließt«, sagte ich, aber er kapierte natürlich nichts.

»Genau. Er fließt direkt an meinem Haus vorbei.« Er schaute mich ein wenig ärgerlich an, als versuchte ich, ihn von seinem Thema abzubringen. »Bei uns gibt es ja nun die Z-46 Zanussi-Drehgestelle mit horizontalen Stoßdämpfern von Abbott & Costello.

Den Z-46 erkennt man immer, weil er an den Nahtstellen *patuusch-patuusch* macht und nicht *katoink-katoink*. Da verrät er sich. Todsicher. Ich wette, das wußten Sie nicht.«

Zum Schluß tat er mir nur noch leid. Seine Frau war zwei Jahre zuvor gestorben – Selbstmord, schätze ich –, und seitdem fuhr er mit Hingabe die Eisenbahnstrecken Großbritanniens ab, zählte Nieten, merkte sich Stirnplattennummern und tat, was auch immer diese armen Menschen tun, um sich die Zeit zu vertreiben, bis Gott sie in einem gnädigen Tod zu sich nimmt. Ich hatte nicht lange davor in einem Zeitungsartikel gelesen, daß jemand von der British Psychological Society das Hobby von Eisenbahnfans als eine Form von Autismus, genauer als Aspergers Syndrom, bezeichnet hatte.

In Prestatyn stieg er aus – wegen eines Faggots & Gravy 12-Tonnen-Mischtenders, der angeblich an dem Vormittag durchkommen sollte. Ich winkte ihm durchs Fenster, während der Zug aus dem Bahnhof fuhr, und genoß die plötzliche Stille. Dann lauschte ich, wie der Zug über die Schienen sauste – es klang wie »Aspergers Syndrom,

Aspergers Syndrom« – und verbrachte die letzten vierzig Minuten bis Llandudno damit, gemütlich die Nieten zu zählen.

Zwanzigstes Kapitel

Vom Zug aus sah Nord-Wales wie eine Ferienhölle aus. Wie in einem Gefangenenlager standen endlose Reihen Wohnmobile auf Feldern inmitten eines winddurchpeitschten Niemandslandes, mit Blick auf eine unendliche Meeresbucht mit feuchtem Sand und tückischen Senkgruben und einem weit entfernten Streifen schmutzigem Meer. Komisch, ausgerechnet hier Urlaub zu machen, das heißt, bei britischem Wetter auf einem einsamen Feld meilenweit von allem abgeschnitten in einer Blechkiste zu schlafen und jeden Morgen mit Hunderten von Menschen aus identischen Blechkisten auszusteigen, einen Schienenstrang, eine zweispurige Landstraße und eine Wüstenei von Senkgruben zu überqueren, um schließlich seine Zehen in ein Meer voll Liverpooler Fäkalien zu tauchen. Ich kann gar nicht einmal genau sagen, was, aber irgendwas daran reizte mich überhaupt nicht.

Dann lichteten sich die Wohnwagen, die

Landschaft um die Colwyn Bay erstrahlte plötzlich in all ihrer Schönheit und Erhabenheit, der Zug fuhr in scharfem Winkel nach Norden, und ein paar Minuten später waren wir in Llandudno.

Ein wahrhaft feiner, hübscher Ort, an einer weiten Bucht gelegen. Die breite Strandpromenade ist gesäumt von etepeten, aber anmutigen Hotels aus dem neunzehnten Jahrhundert, die mich in dem schwächer werdenden Licht an eine Parade viktorianischer Kindermädchen erinnerten. Llandudno wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts als Seebad erbaut und kultiviert eine schön altmodische Atmosphäre. Lewis Carroll, der damals mit der kleinen Alice Liddell seine berüchtigten Spaziergänge über die Promenade machte, ihr spannende Geschichten von weißen Kaninchen und Wasserpfeife schmauchenden Raupen erzählte, zwischendurch immer wieder fragte, ob sie ihm mal eben ihren Schlüpfer leihen würde, damit er sich die fiebrige Schläfe abwischen könne, oder ob vielleicht ein paar harmlose Nacktfotos von ihr drin wären, würde heute nicht viele Veränderungen feststellen. Außer natürlich, daß die Hotels nun elektrisch beleuchtet werden

und Alice – wieviel? – 127 Lenze zählen und einen armen, perversen Mathematiker nicht mehr in solche Erregung versetzen würde.

Zu meiner Verblüffung war die Stadt knüppeldickevoll mit Rentnern auf Wochenendbesuch. Busse von überall her parkten in den Seitenstraßen, jedes Hotel, in dem ich mich nach einem Zimmer erkundigte, war besetzt, und in jedem Speisesaal sah ich unzählige – regelrechte Ozeane – nickender weißer Häupter, die bei munterer Unterhaltung ihre Suppe schlürften. Der Herr allein weiß, was sie in dieser trostlosen Jahreszeit hier an die walisische Küste verschlagen hat.

Weiter hinten an der Promenade standen ein paar große, buchstäblich ununterscheidbare Pensionen, von denen einige »ZIMMER FREI«-Schilder in den Fenstern hängen hatten. Ich konnte unter acht oder zehn auswählen, was mich immer in gelinde Panik versetzt, weil ich mit unfehlbarem Instinkt danebengreife. Meine Frau braucht bloß eine Reihe Pensionen zu mustern und findet sofort diejenige heraus, die von einer freundlichen, kinderlieben, weißhaarigen Witwe geführt wird, wo das Bettlinnen

schneeweiß und das Badezimmer blitzsauber sind. Ich kann im allgemeinen damit rechnen, mich für die zu entscheiden, die von einem habgierigen Burschen mit hängender Kippe im Mundwinkel geführt wird, der so hustet, daß man sich immer fragt, wo er den Schleim läßt. Mir schwante düster, daß das auch heute abend der Fall sein würde.

Alle Schilder priesen die Vorzüge der Etablissements – »FARBFERNSEHEN«, »ALLE ZIMMER MIT BAD«, »ZENTRALHEIZUNG« –, was mein unbehagliches Gefühl nur verstärkte. Wie konnte ich bei solch einer überwältigenden Fülle von Möglichkeiten eine kluge Wahl treffen? Eine Pension bot Satellitenfernsehen und Hosenpresse an, eine andere prahlte in besonders schwungvollen Kursivlettern mit einer »GÜLTIGEN FEUERVERSICHERUNGSPOLICE« – als wäre mir je in den Sinn gekommen, nach so etwas in einem Bed & Breakfast zu fragen. Wie war doch alles soviel einfacher in den Zeiten, als das höchste der Gefühle fließend heißes und kaltes Wasser im Zimmer war.

Ich entschied mich für ein Haus, das von außen ganz vernünftig aussah. Sein Schild versprach einen Farbfernseher und Mög-

lichkeiten zum Kaffeemachen – mehr brauche ich heutzutage zu einem unterhaltsamen Samstagabend eigentlich nicht mehr –, doch in dem Moment, als ich den Fuß über die Schwelle setzte und den modrigen Mief von feuchtem Putz und abblätternder Tapete einatmete, wußte ich, es war eine schlechte Entscheidung. Ich wollte mich gerade umdrehen und fliehen, da trat der Besitzer aus einem Hinterzimmer und vereitelte meinen Rückzug mit einem gelangweilten »Ja?«. Ein kurzer Dialog enthüllte, daß ein Einzelzimmer mit Frühstück für 19,50 Pfund zu haben war – das grenzte doch an Betrug. Nie und nimmer würde ich in einer solch tristen Bude zu einem solchen räuberischen Preis die Nacht verbringen. »Klingt gut«, sagte ich und buchte. Ach, Neinsagen ist so schwer.

Mein Zimmer entsprach voll und ganz meinen Erwartungen. Es war kalt und unfreundlich, hatte melaminbeschichtete Möbel, einen schmuddeligen, verfilzten Teppich und solch mysteriöse Flecken an der Zimmerdecke, bei denen man immer an einen vergessenen Leichnam oben drüber denken muß. Durch das einzige, undichte Schiebefenster griffen eisige Finger nach

mir. Ich zog die Vorhänge zu und war nicht überrascht, daß man gewaltsam daran zerren mußte, bis sie sich bewegten, und sie sich in der Mitte natürlich auch nicht annähernd schlossen. Kaffeegeschirr stand dort, aber die Tassen waren – wohlwollend ausgedrückt – ekelig, und der Löffel klebte am Tablett. Im Badezimmer, das von einer weit entfernten Lampe, die mittels eines Stücks Seil zu aktivieren war, schwach erhellt wurde, wellten sich die Bodenkacheln, und in allen Ecken und Winkeln häufte sich der über die Jahre angesammelte Schmutz zentimeterdick. Nach einem Blick auf den gelben Kitt um Wanne und Waschbecken wußte ich, was der Hausherr mit seinem Schleim machte. Ein heißes Bad kam also nicht in Frage, ich spritzte mir etwas kaltes Wasser ins Gesicht, trocknete es mit einem Handtuch ab, das sich anfühlte wie ein Topfkratzer, und war froh, daß ich hinausgehen konnte.

Um Appetit zu kriegen und eine Stunde totzuschlagen, machte ich einen langen Spaziergang über die Promenade. Wunderbar. Die Luft war frisch und ruhig und keine Menschenseele unterwegs. Nur in den Hotelsalons und -speisesälen sah man ein

Meer munter wogender weißer Schöpfe. Vielleicht fand ja hier eine Parkinson-Konferenz statt. Ich ging The Parade fast ganz hinunter und genoß die kalte Herbstluft und gepflegte Schönheit der Umgebung: zur Linken die weich schimmernden Hotels, zur Rechten die tintenschwarze Leere, das ruhelose Meer, und auf den Landspitzen Great und Little Ormes funkelten Lichter.

Ich konnte nicht umhin zu bemerken – es fiel mir wie Schuppen von den Augen –, daß fast alle Hotels und Pensionen entschieden besser aussahen als meine. Bis auf wenige Ausnahmen hatten sie alle Namen, die anderen Orten Respekt zollten – »Windermere«, »Stratford«, »Clovelly«, »Derby«, »St. Kilda«, sogar »Toronto« –, als befürchteten die Besitzer, die Besucher würden einen Schock erleiden, wenn man sie daran erinnerte, daß sie in Wales waren. Nur ein Haus deutete mit seinem Schild »*Gwely a Brecwast*/Bed and Breakfast« daraufhin, daß ich, zumindest formal, in einem anderen Land war.

In einem unscheinbaren Restaurant in einer Seitenstraße der Mostyn Street speiste ich einfach zu Abend und begab mich, nicht gewillt, im Zustand totaler Nüchternheit in

mein schmuddeliges Zimmer zurückzukehren, auf die Suche nach einem Pub.

Von diesen lebenswichtigen Institutionen hatte Llandudno überraschend wenige. Ich mußte eine Weile laufen, bis ich eins fand, das auch nur in etwa einladend aussah. Innen war es ein typisches Stadtpub – kastanienroter Plüsch, abgestandene Luft, verraucht – und voll, vor allem mit jungen Leuten. Ich setzte mich in der Hoffnung an den Tresen, daß ich meine Nachbarn belauschen konnte und mehr Beachtung fand, wenn mein Glas leer war, aber es sollte weder das eine noch das andere sein. Die Musik und der Hintergrundlärm waren so laut, daß ich nicht verstand, was meine Nachbarn sagten, und neben der Kasse wollten so viele Gäste bedient werden, daß der einzige abgehetzte Barmensch das leere Glas und die bettelnde Miene an meinem Ende nicht bemerkte. Da saß ich, trank Bier, wenn ich welches bekommen konnte, und beobachtete, wie immer in solchen Situationen, den interessanten Prozeß, wie die Gäste, wenn sie ihr Bier ausgetrunken haben, dem Barmann ein mit Schaumresten und goldenen Tröpfchen beschmiertes Glas übergeben, das wieder sorgfältig gefüllt

wird, bis der Schaum ein wenig überfließt und, angereichert mit einer unsichtbaren Ladung Bakterien, Spucke und Mikroteilchen von Essensresten seitlich am Glas hinuntertröpfelt in ein Tablett mit einem Loch fürs Übergelaufene, das dann mit aller – ich könnte beinahe sagen, wissenschaftlicher – Sorgfalt mittels eines durchsichtigen Plastikschlauchs zurück in den Keller transportiert wird. Dort treiben und vermischen sich diese winzigen Schwebepartikel wie die Kackeflocken in einem Goldfischglas und warten darauf, in das Glas von jemand anderem gezapft zu werden. Wenn ich verdünnte Spucke und gebrauchtes Mundwasser trinken soll, dann sitze ich dabei lieber in behaglich heiterer Atmosphäre in einem Windsorstuhl vor einem lodernden Kamin. Doch das scheint ein immer unerfüllbarerer Traum zu werden. Plötzlich – und das passiert mir in solchen Situationen eben manchmal auch – verspürte ich kein Verlangen mehr nach Bier. Ich hievte mich von meinem Barhocker, kehrte zu meiner Uferbehausung zurück und ging früh zu Bett.

Als ich am nächsten Morgen aus der Pension trat, war die Welt wie ausgebleicht. Ein schwerer, niedriger Himmel hing über ei-

nem weiten, leblos grauen Meeresufer. Es fing an zu regnen, die Tropfen machten Grübchen ins Meer, und als ich am Bahnhof ankam, goß es in Strömen. Sonntags ist der Bahnhof von Llandudno geschlossen – daß im größten Seebad von Wales sonntags keine Züge verkehren, ist zu grotesk, als daß man ein weiteres Wort darüber verlieren sollte –, aber vom Bahnhofsvorplatz fuhr um 11 Uhr ein Bus nach Blaenau Ffestiniog. Eine Bank oder ein Wartehäuschen suchte man an der Haltestelle natürlich vergebens. Wenn Sie heutzutage in Großbritannien viel mit öffentlichen Verkehrsmitteln reisen, fühlen Sie sich bald als Mitglied einer unerwünschten Minderheit, wie die Behinderten oder Arbeitslosen, als wären alle froh, wenn sie einfach von der Bildfläche verschwänden. Genau das Gefühl beschlich mich nun, und ich bin reich und gesund und sehe sehr gut aus. Wie muß es dann für die ständig Armen oder Behinderten oder diejenigen sein, die aus anderen Gründen nicht voll aktiv am wilden Sturm der Nation auf die sonnigen Hänge des Berges Habgier teilnehmen können?

Ich finde es bemerkenswert, wie diese Dinge in den letzten zwanzig Jahren total auf

den Kopf gestellt worden sind. In Großbritannien zu leben hatte früher etwas unausgesprochen Nobles. Durch seine bloße Existenz, dadurch, daß man zur Arbeit ging, seine Steuern zahlte, ab und an mit dem Bus fuhr und einfach ein anständiger, wenn auch nicht außergewöhnlicher Mensch war, fühlte man sich, als leiste man im kleinen seinen Beitrag zum Erhalt eines edlen Unternehmens – einem im großen und ganzen solidarischen Gemeinwesen mit kostenloser Krankenversicherung für jedermann, funktionierenden öffentlichen Verkehrsmitteln, intelligentem Fernsehprogramm, umfassender Sozialfürsorge und so weiter und so fort. Ich weiß nicht, wie es anderen Briten geht, aber ich war eigentlich immer stolz darauf, dazuzugehören, insbesondere weil man eigentlich nichts tun – kein Blut spenden oder die Obdachlosenzeitung *Big Issue* kaufen oder sonstwie irre Mühen auf sich nehmen – mußte, um sich so zu fühlen, als trage man sein kleines Scherflein dazu bei. Doch einerlei, was man heutzutage tut, man kriegt Schuldgefühle. Macht man einen Landspaziergang, wird man unweigerlich darauf hingewiesen, daß man zur Überfüllung der Nationalparks und durch

sein Herumgetrampel zur Bodenerosion auf empfindlichen Hügeln beiträgt. Versucht man, im Schlafwagen nach Fort William oder mit dem Zug von Settle nach Carlisle oder sonntags mit dem Bus von Llandudno nach Blaenau zu fahren, fühlt man sich im Nu, als tue man etwas Anrüchiges oder sogar Ungesetzliches, denn man weiß ja, daß die Aufrechterhaltung der Strecken riesige, kostspielige Subventionen erfordert. Fahren Sie mit Ihrem Auto, suchen Sie einen Job oder eine Wohnung, und Sie nehmen wertvollen Raum und wertvolle Zeit in Anspruch. Und wenn Sie mal krank sind – ja, wie rücksichtslos und egoistisch wollen Sie denn noch werden? (»Wir können Ihren eingewachsenen Zehennagel selbstverständlich behandeln, Mr. Smith, aber das bedeutet natürlich, daß wir ein Kind von einem lebenserhaltenden Gerät nehmen müssen.«)

Ich wagte gar nicht daran zu denken, wieviel es Gwynedd Transport kostete, mich nach Blaenau Ffestiniog zu befördern, denn außer einer jungen Dame, die sich in Betws-y-Coed zu uns gesellte und uns kurz darauf in dem Ort mit dem interessanten Namen Pont-y-Pant wieder verließ, war ich der ein-

zige Fahrgast. Ich hatte mich auf die Fahrt gefreut, weil ich dachte, ich könnte ein bißchen was von Snowdonia sehen, aber es regnete bald so heftig, daß die Tropfen wie schmutzige Perlenschnüre an den Busfenstern hingen und ich fast nichts sah – nur verschwommene Flächen mit vertrockneten, rostfarbenen Farnkräutern, in denen hier und dort reglos richtig unzufriedene Schafe standen. Der Bus schwankte bedenklich unter den Windböen wie ein Schiff bei rauher See. Mit wild flappenden Scheibenwischern kämpfte er sich schlingernd kurvenreiche Bergstraßen zu einer Hochebene in den Wolken hinauf und begann dann durch steile Talschluchten voll zahlloser Haufen zerbrochener, glänzender Schiefernstücke die rasende, scheinbar unkontrollierbare Abfahrt nach Blaenau Ffestiniog, das ehemalige Herzstück der walisischen Schieferindustrie. Überall lagen Schieferreste herum, bedeckten förmlich jeden Zentimeter Boden und verliehen der Landschaft etwas Schauerliches, Gespenstisches. So etwas hatte ich in Großbritannien noch nie gesehen. Im Epizentrum dieser Schauerlichkeit hockte der Ort Blaenau, auch er eine Art Schieferabfall-

haufen. So sah es jedenfalls in dem strömenden Regen aus.

Der Bus setzte mich im Stadtzentrum neben der Endhaltestelle der berühmten, jetzt von Enthusiasten betriebenen Blaenau Ffestiniog-Eisenbahn ab, von der ich hoffte, sie werde mich durch die wolkenumwaberten Berge nach Porthmadog bringen. Der Bahnsteig war zugänglich, aber die Türen zu Warteräumen, Toiletten und Fahrkartenschaltern waren verriegelt. Niemand da. Ich warf einen Blick auf den Winterfahrplan an der Wand und entdeckte zu meiner Bestürzung, daß ich gerade – genauer: just in dem Moment – einen Zug verpaßt hatte. Der nächste ging erst in vier Stunden. Was, um alles in der Welt, fing ich nun mit mir an? Vier Stunden in diesem gottverlassenen, regentrief enden Nest! Auf dem Bahnsteig konnte ich nicht bleiben. Es war kalt, und der Regen fiel so heimtückisch schräg, daß man ihm selbst in den entferntesten Ecken nicht entkommen konnte.

Harte Worte über Gwynedd Transport, die Blaenau Ffestiniog Railway Company, das britische Wetter und meine eigene Wahnsinnstat in mich hineingrummelnd, lief ich durch die kleine Stadt. Da dies Wales und es

Sonntag war, war nichts geöffnet, in den engen Straßen regte sich kein Leben. Soweit ich sah, gab es auch keine Hotels oder Pensionen. Dann fiel mir ein, daß der Zug bei dem Wetter vielleicht überhaupt nicht fuhr, in dem Fall war ich wirklich gelackmeiert. Naß bis auf die Knochen, frierend und zutiefst vergrätzt, fand ich am anderen Ende der Stadt ein kleines Restaurant namens Myfannwy's, das wunderbarerweise geöffnet hatte. Ich eilte in seine einladende Wärme, wo ich meine pitschnasse Jacke und den Pullover auszog und mich an einen Tisch in der Nähe des Heizkörpers setzte. Ich war der einzige Gast, bestellte Kaffee und eine Kleinigkeit zu essen und genoß die Wärme und Trockenheit. Irgendwo im Hintergrund sang Nat King Cole eine aufmunternde Weise. Ich sah zu, wie der Regen draußen durch die Straße peitschte, und sagte mir, daß das hier eines Tages zwanzig Jahre her sein würde.

Wenn ich an dem Tag in Blaenau eines gelernt habe, dann das: Sosehr man sich auch bemüht – eine Tasse Kaffee und ein Käseomelett reichen keine vier Stunden. Ich aß so langsam wie möglich und bestellte eine zweite Tasse Kaffee, aber nachdem ich bei-

nahe eine Stunde lang fein und manierlich gegessen und getrunken hatte, wurde offenkundig, daß ich entweder gehen oder Miete zahlen mußte, also sammelte ich widerstrebend meine Siebensachen ein. An der Kasse erklärte ich dem freundlichen Paar, das den Laden betrieb, meine mißliche Lage, und sie stießen beide diese mitfühlenden »Oje«-Laute aus, wie das freundliche Menschen an sich haben, wenn sie mit anderer Leute Krisen konfrontiert sind.

»Er könnte zum Schieferbergwerk gehen«, sagte die Frau zu dem Mann.

»Ja, stimmt«, pflichtete der Mann ihr bei und wandte sich an mich. »Sie könnten zum Schieferbergwerk gehen«, sagte er, als glaube er, ich hätte den kleinen Dialog nicht ganz mitbekommen.

»Aha, und was hat es damit auf sich?« fragte ich und versuchte, nicht zu skeptisch zu klingen.

»Das alte Bergwerk. Da gibt es Führungen.«

»Es ist sehr interessant«, sagte die Gattin.

»Ja, stimmt«, meinte der Mann. »Obwohl es ein ziemlicher Weg dorthin ist«, fügte er hinzu.

»Und sonntags ist es vielleicht gar nicht

auf«, meinte seine Gattin. »Jetzt ist keine Saison«, erklärte sie mir.

»Sie könnten natürlich mit dem Taxi hinfahren, wenn Sie keine Lust haben, bei dem Wetter zu laufen«, sagte der Mann.

Ich schaute ihn an. Ein Taxi? Hatte er *Taxi* gesagt? Das war so wunderbar, daß ich es gar nicht sofort begriff. »In Blaenau gibt es Taxis?«

»Aber ja«, sagte der Mann, als sei es eine der berühmteren Attraktionen der Stadt. »Soll ich Ihnen eins bestellen, damit es Sie zum Bergwerk bringt?«

»Hm –« Ich suchte nach Worten, um gegenüber diesen freundlichen Menschen nicht undankbar zu klingen. Andererseits fand ich die Aussicht, einen Nachmittag lang in feuchten Klamotten ein Schieferbergwerk zu besichtigen, in etwa so reizvoll wie einen Besuch beim Proktologen. »Meinen Sie, das Taxi würde mich nach Porthmadog bringen?« Ich hatte keine Ahnung, wie weit das war, und wagte auch gar nicht zu hoffen, daß es mich dorthin fuhr.

»Natürlich«, sagte der Mann. Er rief mir ein Taxi, und als nächstes weiß ich nur, daß ich mich unter einem Schwall guter Wünsche von den Besitzern verabschiedete und

in ein Taxi stieg. Ich fühlte mich wie das Opfer eines Schiffbruchs, das mit der Seilwinde unverhofft in Sicherheit gebracht wird, und kann Ihnen gar nicht sagen, wie froh ich war, Blaenau hinter mir in der Ferne verschwinden zu sehen.

Der Taxifahrer war ein freundlicher junger Zeitgenosse und vermittelte mir auf der Zwanzig-Minuten-Fahrt nach Porthmadog die wichtigsten sozioökonomischen Daten über Dwyfor. Am meisten beeindruckte mich, daß die Halbinsel sonntags trocken war. Zwischen Porthmadog und Aberdar hätten Sie nicht mal ein alkoholisches Getränk bekommen, wenn Ihr Überleben davon abgehangen hätte. Ich hatte nicht gewußt, daß es in Großbritannien noch solche Nischen der Rechtschaffenheit gab, aber ich war so froh, aus Blaenau wegzukommen, daß es mir schnurzepiepe war.

Porthmadog duckte sich unter einem unbarmherzigen Wolkenbruch. Ein grauer Ort am Meer, den man vergessen konnte, überall Kieselrauhputz und dunkler Stein. Trotz des Regens überprüfte ich das karge Angebot an Hotels mit einiger Sorgfalt – nach der Nacht in der freudlosen Pension in Llandudno hatte ich ein Recht, fand ich, auf

ein bißchen Komfort und Luxus – und entschied mich für ein Gasthaus namens Royal Sportsman. Mein Zimmer war, wenn auch nicht exzeptionell, so doch in Ordnung, sauber und zweckmäßig. Ich setzte mir Wasser auf, zog mir, während es zu kochen begann, saubere Sachen an und machte mir dann einen Kaffee. Damit setzte ich mich auf die Bettkante, verzehrte einen leckeren Butterkeks dazu und sah eine Soap-Opera im Fernsehen mit dem Titel *Pobol Y Cwm*, die mir sehr gefiel. Ich hatte natürlich null Ahnung, was da ablief, kann aber mit einiger Sicherheit sagen, daß die schauspielerischen Leistungen und allemal die Produktion besser waren als zum Beispiel alle schwedischen und norwegischen Serien zusammen – und australische sowieso. Wenigstens wackelten nicht die Wände, wenn jemand eine Tür schloß. Es war schon komisch, Menschen zuzuschauen, die in einem erkennbar britischen Milieu agierten – sie tranken Tee und trugen Marks & Spencer-Strickjacken –, aber wie Marsmenschen redeten. Gelegentlich, bemerkte ich fasziniert, ließen sie ein englisches Wort fallen – »right then«, »OK« –, weil vermutlich keine walisische Entsprechung existier-

te, und bei einer denkwürdigen Begegnung sagte eine Figur etwas wie:

»Wlch ylch aargh ybsy cwm dirty weekend, look you.« Wahnsinn! Diese reizenden Waliser können einem richtig ans Herz wachsen, sie haben kein Wort für einen illegitimen Bums zwischen Freitag und Montag.

Als ich meinen Kaffee ausgetrunken und auf die Straße zurückgekehrt war, hatte der Regen vorübergehend nachgelassen, aber dort, wo die Gullys die Wassermassen nicht mehr hatten aufnehmen können, waren riesige Pfützen auf der Fahrbahn. Korrigieren Sie mich, wenn ich unrecht habe, aber man sollte doch meinen, wenn eine Nation mittlerweile die Technik der Kanalisation gemeistert haben sollte, dann die britische. Egal, die Autos glitten tolldreist im Aquaplaning durch diese Seen und bespritzten die Häuser und Läden in der Nähe mit Wassermassen. Eingedenk meiner Erfahrung in Weston und im Bewußtsein dessen, daß dies ein Ort war, in dem es an einem Samstagabend wirklich nichts zu tun gab, bewegte ich mich mit der gebotenen Vorsicht über die High Street.

Ich schnüffelte im Fremdenverkehrsbüro herum und nahm mir eine Broschüre mit,

der ich entnahm, daß Porthmadog im frühen neunzehnten Jahrhundert als Hafen für den Schiefer aus Blaenau von einem gewissen Alexander Maddocks erbaut worden ist und Ende des Jahrhunderts dort jährlich tausend Schiffe einliefen, um 116000 Tonnen walisischen Gesteins wegzutransportieren. Heute sind die Kais selbstredend saniertes Gebiet für Yuppies, man sieht gepflasterte Wege und schicke Apartments. Aus Gründen der Höflichkeit schaute ich sie mir an, folgte dann einer kleinen Seitenstraße durch ein Hafenviertel mit kleinen Bootshandlungen und anderen maritimen Geschäften, einen Hügel mit einer Wohnsiedlung hinauf und auf der anderen Seite wieder hinunter, bis ich mich in dem friedlichen Weiler Borth-y-Gest wiederfand, einem hübschen Dorf mit Backsteinvillen an einer hufeisenförmigen Bucht mit prächtigen Ausblicken über Treath Bach bis Harlech Point und die Tremado Bay dahinter. Borth-y-Gest war ein reizend altmodisches Nest. Mitten im Dorf mit Blick auf die Bucht gab es eine kleine Poststelle mit einer blauen Markise, auf deren flatterndem Teil »SWEETS« und »ICES« angeboten wurden, und in der Nähe sogar eine Lokalität na-

mens Sea View Café.

Ich folgte einem grasbewachsenen Pfad oberhalb des Meeres in Richtung einer Landspitze. Selbst unter den tiefhängenden Wolken sahen die Glaslyn-Mündung und die Snowdon-Kette dahinter richtig majestätisch aus. Es blies ein stürmischer Wind, und unter mir schlug eine tobende See beeindruckend gegen die Felsen. Doch zumindest regnete es noch nicht, und die Luft war kräftig und frisch, wie sie eben nur am Meer ist. Es wurde dunkel, und weil ich Angst hatte, daß ich noch in den Wellen tief unten landen würde, eilte ich zurück in die Stadt. Dort angekommen, entdeckte ich, daß die paar vorher offenen Läden nun auch geschlossen hatten. Nur ein schmaler, halbherziger Lichtstrahl drang durch die Dunkelheit. Ich ging hin, um nachzuforschen, und es handelte sich wahrhaftig um den Bahnhof und das noch offene Hauptbüro der berühmten Blaenau Ffestiniog Railway. Gespannt, das Nervenzentrum dieser Organisation zu betreten, die mir eben noch soviel Kummer und Ungemach beschert hatte, ging ich hinein. Obwohl es weit nach fünf Uhr war, hatte die Bahnhofsbuchhandlung geöffnet. Eine Anzahl Kunden stöberte

schweigend darin herum. Ich gesellte mich dazu. Ein außergewöhnlicher Buchladen. Er strotzte von Titeln wie

***Die Eisenbahnen des Wnion Valley*, *Die Mündung des Mawddach* und *Vollständige Enzyklopädie der Stellwerke*. Es gab eine vielbändige Reihe *Züge in Not*, die Seite um Seite Fotografien von Entgleisungen, Zusammenstößen und anderen Katastrophen zeigten. Und für diejenigen, die noch heftigeren Nervenkitzel suchten, gab es Dutzende von Videos. Ich nahm willkürlich eins heraus, es hieß *Die Hunslet and Hundreds Dampf-Rally 7993* und hatte einen Aufkleber, der kühn »Fünfzig Minuten Dampf-Action!« versprach. Darunter befand sich ein weiterer mit folgendem Text:**

»Warnung: Enthält eindeutige Szenen der Verkupplung einer Sturrock-C-Schleppten-derlok mit einem Great-Western-Railway-Selbstentlader.« Das habe ich natürlich erfunden, aber geradezu schockiert fiel mir auf, daß alle Leute um mich herum mit genau der gleichen selbstversunkenen Konzentration ruhig atmend in den Büchern schnüffelten wie die Leute in einem Pornoladen, und ich fragte mich plötzlich, ob es noch eine besondere Dimension bei diesem

blödsinnigen Eisenbahnhobby gab, die mir bis dato entgangen war. Laut einer Tafel an der Wand wurde die Eisenbahn von Blaenau Ffestiniog 1832 gegründet und ist die älteste auf der Welt, die noch in Betrieb ist. Der Club hat 6000 Mitglieder, eine Zahl, die mich völlig umhaute. Obwohl der letzte Zug des Tages seine Fahrt schon vor einiger Zeit beendet hatte, saß noch ein Mann im Kartenhäuschen. Ich ging zu ihm und fragte ihn, warum die Fahrpläne der Eisenbahn und der Busse in Blaenau nicht aufeinander abgestimmt seien. Ich weiß nicht, warum, denn ich war der Charme leibhaftig, aber er war deutlich beleidigt, als hätte ich seine Frau kritisiert, und sagte verdrießlich: »Wenn Gwynned Transport will, daß die Leute den Mittagszug in Blaenau kriegen, sollte es dafür sorgen, daß der Bus früher abfährt.«

»Aber genausogut«, beharrte ich, »könnten Sie den Zug doch auch ein bißchen später fahren lassen.«

Er schaute mich an, als sei ich unerhört dreist, und fragte pikiert: »Aber warum denn das?«

Und sehen Sie, da haben Sie alles, was mit diesen Eisenbahnfanatikern nicht stimmt.

Sie sind irrational, streitsüchtig, gefährlich kleinkariert und tragen wie dieser Mann oft ärgerliche kleine Schnauzbärte, so daß man zwei Finger wie Gabelzinken ausfahren und ihnen in die Augen stechen möchte. Dank meiner investigativen journalistischen Arbeit im Buchladen haben wir außerdem genügend Beweise, um als gesichert anzunehmen, daß sie widernatürliche Akte mit Dampflokvideos vollziehen. Zu ihrem eigenen und der Gesellschaft Besten sollten sie weggeschafft und hinter Stacheldraht interniert werden.

Ich überlegte, ob ich an Ort und Stelle eine Festnahme durch eine Zivilperson vornehmen sollte – »Im Namen Ihrer Majestät der Königin nehme ich Sie wegen des Vergehens in Gewahrsam, aufreizend stur bei der Gestaltung Ihrer Fahrpläne zu sein und einen provokanten, unpassenden kleinen Schnauzbart zu tragen« –, aber ich war in großzügiger Stimmung und entließ ihn mit einem strengen Blick und der impliziten Versicherung, daß die Hölle einen Temperatursturz erleben würde, bevor ich mich noch ein einziges Mal in die Nähe seiner Eisenbahn wagte. Ich glaube, er hat's kapiert.

Einundzwanzigstes Kapitel

Am nächsten Morgen ging ich zum Bahnhof in Porthmadog – nicht dem Spielzeugeisenbahnhof der Blaenau-Ffestiniog-Bahn, sondern dem echten von British Rail. Das Bahnhofsgebäude war geschlossen, aber auf dem Bahnsteig standen etliche Leute, die alle eifrig bemüht waren, sich nicht anzuschauen. Ich glaube, sie standen jeden Morgen an derselben Stelle. Ich bin sogar ziemlich sicher, denn als ich dort wartete, kam ein Mann im Anzug und schaute mich erst überrascht und dann böse an, weil ich offenbar seinen Quadratmeter Bahnsteig okkupierte. Er bezog ein, zwei Meter weiter weg Stellung und beäugte mich mit einem Ausdruck, den man ohne weiteres als haßerfüllt bezeichnen konnte. Wie leicht ist es bisweilen, sich in Großbritannien Feinde zu machen. Man braucht nur auf der falschen Stelle zu stehen oder sein Auto in der falschen Einfahrt zu wenden – dem Typ stand WENDEN VERBOTEN auf der Stirn geschrieben – oder in aller Unschuld den Platz eines anderen im Zug zu besetzen, und sie hassen einen still und heimlich bis ins Grab.

Schließlich kam ein Sprinter mit zwei Wagen, und wir stiegen ein. Mit den harten Sitzen, dem rätselhafterweise gleichzeitig heißen und kalten Durchzug, der grellen Beleuchtung und vor allem der üblen Farbe – orangene Streifen und kompromißlos zackige Zickzackzierleisten – sind das wirklich überaus unbequeme, rein zweckmäßige, unschöne Züge. Wie kann man bloß auf den Gedanken kommen, daß Zugreisende so früh am Morgen gleich von Unmengen Orange umgeben sein wollen? Wehmütig erinnerte ich mich an die altmodischen Züge, die es noch gab, als ich nach Großbritannien gekommen war. Sie bestanden aus einer Reihe separater Abteile ohne Gänge, jedes eine kleine, in sich abgeschlossene Welt. Es war immer ein erregender Moment, wenn man die Wagentür öffnete und nie wußte, was einen dahinter erwartete, und es hatte etwas angenehm Intimes und Schicksalhaftes, auf engstem Raum mit völlig Fremden zu sitzen. Einmal saß ich in solch einem Abteil, und ein Fahrgast, ein schüchterner junger Mann im Trenchcoat, erbrach sich urplötzlich heftig auf den Boden – es war während einer Grippeepidemie – und erdreistete sich dann, am näch-

sten Bahnhof aus dem Wagen zu stolpern, während wir verbleibenden drei mit verkniffenen Gesichtern und eingezogenen Zehen schweigend in den Abend hineinfuhren und typisch britisch so taten, als sei nichts geschehen. Wenn ich's mir recht überlege, ist es vielleicht doch besser, daß es die Züge nicht mehr gibt. Aber mit orangefarbenen Zickzackzierleisten kann ich mich trotzdem nicht anfreunden.

Die Küstenstrecke führte an den breiten Flußmündungen und zerklüfteten Bergen der glatten, grauen Cardigan Bay entlang. Die Städte am Wegesrand hatten alle Namen, die klangen, als würge eine Katze ein Haarknäuel heraus: Llywyngwril, Morfa Mawddach, Llandecwyn, Dyffryn Ardudwy. In Penrhyndeudraeth füllte sich der Zug mit uniformierten Schulkindern aller Altersstufen. Ich rechnete schon damit, daß sie gleich johlen und rauchen und Sachen durch die Gegend schmeißen würden, aber sie hatten samt und sonders untadelige Manieren. Sie stiegen in Harlech aus, und plötzlich war es im Wageninneren leer und ruhig – so ruhig, daß ich hörte, wie sich das Paar hinter mir in Walisisch unterhielt, was mich erfreute. Bei Barmouth überquerten

wir auf einem gebrechlichen Holzdamm noch eine breite Flußmündung. Irgendwo hatte ich gelesen, daß dieser Damm einige Jahre lang geschlossen und Barmouth bis vor kurzem der Endbahnhof dieser Strecke gewesen war. Es schien ein kleines Wunder, daß BR das Geld zur Reparatur des Damms investiert hatte und die Strecke aufrechthielt, aber ich wette, wenn ich in zehn Jahren wieder hierherkomme, ist dieses halbvergessene Zockelbähnchen nach Porthmadog in den Händen von Enthusiasten vom Schlage der Blaenau-Ffestiniog-Spinner, und ein Sturkopf mit einem akkuraten kleinen Schnauzbart erzählt mir, ich könne meinen Anschlußzug in Shrewsbury nicht kriegen, weil der Fahrplan des Clubs es nicht erlaube.

Drei Stunden und 105 Meilen nach meiner Abfahrt war ich deshalb froh, daß ich in Shrewsbury umsteigen konnte, solange ich noch die Möglichkeit dazu hatte. Ich wollte meine Reise gen Norden, Richtung John O'-Groats fortsetzen, aber als ich durch den Bahnhof ging, hörte ich eine Ansage für einen Zug nach Ludlow und stieg einfach ein. Seit Jahren hatte ich immer wieder gehört, daß Ludlow ganz entzückend sei, und

ich dachte plötzlich, das könne meine letzte Chance sein, es zu sehen. Und so betrat ich etwa zwanzig Minuten später einen einsamen Bahnsteig und lief dann einen langen Hügel hinauf in die Stadt.

Und tatsächlich war Ludlow ein netter, bezaubernder Ort auf einem Berggipfel hoch oben über dem Fluß Teme. Und er hatte alles, was man zum Leben braucht – Buchläden, ein Kino, ein paar reizende Tea Rooms und Bäckereien, etliche »Familienmetzgereien« (Ich bin immer versucht, hineinzugehen und zu fragen: »Was kostet es, meine zu verwursten?«), ein altmodisches Woolworth's und das übliche Aufgebot an Drogerien, Pubs, Kurzwarengeschäften und dergleichen. Alle ordentlich in Reih und Glied und mit ihrer Umgebung harmonierend.

Die Ludlow Civic Society hatte freundlicherweise an vielen Gebäuden Täfelchen angebracht, die mitteilten, wer einmal wo gewohnt hatte. Auch an der Wand des Angel, einer alten Postkutschenstation in der Broad Street, die leider – und hoffentlich nur vorübergehend – mit Brettern vernagelt war, verkündete ein Täfelchen, daß die berühmte Kutsche Aurora die circa 100 Meilen nach London in etwas mehr als sie-

benundzwanzig Stunden zurückgelegt hatte, was einmal mehr zeigt, wie weit der Fortschritt gediehen ist. British Rail schafft es heute in der Hälfte der Zeit.

Nicht weit davon entfernt stieß ich zufällig auf das Hauptbüro einer Organisation namens The Ludlow and District Cats Protection League. Da wurde ich neugierig. Was, um Himmels willen, taten die Einwohner Ludlows ihren Katzen an, das eine besondere Schutzbehörde erforderlich machte? Vielleicht fehlt mir ja das nötige Feingefühl, aber bevor man nicht eine Katze anzündet und auf mich wirft, weiß ich nicht, was man den Viechern antun könnte, das mich veranlassen würde, einen Wohltätigkeitsverband ins Leben zu rufen, der ihre Interessen vertritt. Außer dem rührenden Vertrauen auf die Zuverlässigkeit von Wettervorhersagen und der weitverbreiteten Liebe zu Witzen, in denen das Wort »Hintern« vorkommt, gibt es nichts, bei dem ich mich mehr als Außenseiter fühle als bei der Haltung der Nation gegenüber Tieren. Wußten Sie, daß die Königliche Gesellschaft zum Schutz von Kindern sechzig Jahre später als die Königliche Gesellschaft zum Schutz der Tiere gegründet wurde, und zwar als deren

Ableger? Wußten Sie außerdem, daß Großbritannien 1994 *für* eine Weisung der Europäischen Gemeinschaft votierte, die Ruhepausen für transportiertes Vieh vorschreibt, aber *gegen* gesetzliche Ruhepausen für Fabrikarbeiter?

Obwohl ich das alles wußte, fand ich es trotzdem kurios, daß es hier ein Büro gab, das sich nur um die Sicherheit und das Wohlergehen der Katzen der Stadt und des Bezirks Ludlow kümmerte. Nicht weniger rätselhaft fand ich den geographisch seltsam begrenzten Bereich, in dem die Gesellschaft tätig war. Was würde passieren, überlegte ich, wenn die Mitglieder sahen, wie man eine Katze unmittelbar außerhalb der Bezirksgrenzen piesackte? Würden sie resigniert mit den Achseln zucken und sagen:

»Außerhalb unseres Zuständigkeitsbereichs?« Wer weiß das schon? Ich jedenfalls nicht, denn als ich mich dem Büro näherte, um Erkundigungen einzuziehen, stellte ich fest, daß es geschlossen war. Offenbar waren die Angestellten – und lesen Sie jetzt bitte nichts hier hinein – beim Lunch.

Wo ich auch sein wollte. Ich ging über die Straße in ein nettes, kleines Selbstbedie-

nungsrestaurant mit Salatbar namens Olive Branch, wo ich mich rasch zum Paria machte, weil ich mich an einen Tisch für vier Personen setzte. Bei meiner Ankunft war das Ding praktisch leer gewesen, und ich hatte mit meinem Rucksack und dem schwankenden Tablett den erstbesten leeren Tisch genommen. Aber kaum saß ich, strömten die Massen, und den Rest meiner kurzen Lunchpause spürte ich die bohrenden Blicke der Leute, die von der Kasse kamen, sahen, daß ich einen Tisch besetzte, der offensichtlich nicht für einen einsamen Gast bestimmt war, und nun ihre Tabletts in die unpopuläre Abteilung »Weitere Tische im ersten Stock« tragen mußten. Da wollte wohl keiner gern hin. Während ich versuchte, schnell zu essen und mich möglichst unsichtbar zu machen, kam ein Mann von zwei Tischen entfernt, fragte mich demonstrativ, ob ich einen der Stühle brauche, und nahm ihn, ohne meine Antwort abzuwarten. Ich verzehrte mein Mahl und schlich mich in Schimpf und Schande davon.

Zurück am Bahnhof erstand ich eine Fahrkarte für den nächsten Zug über Shrewsbury nach Manchester Piccadilly. Wegen eines Versagens der Weichen irgendwo auf der

Strecke kam der Zug vierzig Minuten zu spät an. Er war proppenvoll und die Fahrgäste ziemlich gereizt. Ich fand einen Platz, indem ich ein paar Herrschaften an einem Tisch dazu brachte, widerwillig Platz zu machen und mich voller Verachtung anzustarren. Noch mehr Feinde! Heute war nicht mein Tag. In dem überheizten Waggon saß ich dann auf engsten Raum gequetscht mit Winterjacke und dem Rucksack auf dem Schoß und nährte die vage Hoffnung, noch bis Blackpool weiterfahren zu können, aber ich war so fest eingeklemmt, daß ich meinen Fahrplan nicht herausholen und nachschauen konnte, wo ich umsteigen mußte. Also blieb ich sitzen und vertraute darauf, daß ich von Manchester aus einen Zug dorthin bekam.

Auch British Rail hatte einen rabenschwarzen Tag. Wir tuckerten aus dem Bahnhof und blieben nach etwa einer Meile aus keinem ersichtlichen Grund stundenlang stehen. Endlich verkündete eine Stimme, daß dieser Zug wegen weiterer Defekte auf der vor uns liegenden Strecke in Stockport enden werde, was allgemeines Stöhnen hervorrief. Nach etwa zwanzig Minuten schließlich setzte er sich stockend in Bewe-

gung und holperte durch die grüne Landschaft. An jedem Bahnhof entschuldigte sich die Stimme für die Verspätung und verkündete erneut, daß der Zug in Stockport ende. Als wir die Stadt endlich neunzig Minuten zu spät erreichten, erwartete ich, daß alle aussteigen würden, aber keiner rührte sich, ich also auch nicht. Nur ein Fahrgast, ein Japaner, stieg brav aus und mußte dann fassungslos zusehen, wie der Zug ohne weitere Erklärung, vor allem aber ohne ihn nach Manchester weiterfuhr.

In Manchester entdeckte ich, daß ich einen Zug nach Preston brauchte. Da die Bildschirme nur die Endbahnhöfe angaben und nicht die Bahnhöfe dazwischen, dackelte ich los und stellte mich in eine Schlange Reisender, die einen Bahnhofsbeamten um Auskunft baten. Zu seinem Pech gab es in Großbritannien keinen Bahnhof, der »Verpißt euch!« hieß, denn genau das hätte er ganz augenscheinlich gern den Leuten gesagt. Mich hieß er, zum Bahnsteig 13 zu gehen, und ich marschierte los, doch die Bahnsteige endeten bei Nummer 11. Ich kehrte zu ihm zurück und teilte ihm mit, daß ich keinen Bahnsteig 13 finden könne. Da stellte sich heraus, daß Bahnsteig 13

über eine Geheimtreppe und dann eine Fußgängerbrücke zu erreichen war. Es war bestimmt der Bahnsteig für verschwundene Züge. Traurig und verloren standen dort Scharen von Reisenden, die alle aussahen wie Leute in dem *Monty Python*-Sketch mit dem Milchmann. Schlußendlich wurden wir zu Bahnsteig 3 zurückgeschickt. Der Zug kam an, es war natürlich ein Eilzug mit zwei Waggons, und die üblichen 700 Fahrgäste quetschten sich hinein.

So geschah es dann, daß ich vierzehn Stunden nach meiner Abfahrt aus Porthmadog müde, zerzaust, hungrig und zutiefst vergrätzt in Blackpool ankam, wo ich sowieso nicht sonderlich gern hinwollte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Blackpool – und es ist mir egal, wie oft Sie das schon gehört haben, es ist doch einfach immer wieder verblüffend – zieht jedes Jahr mehr Besucher an als Griechenland und hat mehr Gästebetten als ganz Portugal. Sein Pro-Kopf-Verbrauch an Pommes frites ist der höchste auf unserem Planeten. (Hier werden pro Tag die Erträge von etwas mehr als sechzehn Hektar verputzt.) Es gibt

die meisten Achterbahnen und die zweitbeliebteste Touristenattraktion in Europa, die siebzehn Hektar große Pleasure Beach, deren 6,5 Millionen jährliche Besucher nur von der Zahl derer übertroffen werden, die zum Vatikan pilgern. In Blackpool sind die berühmten Illuminationen. Und freitags und samstags abends mehr öffentliche Toiletten als irgendwo sonst in Großbritannien. Woanders heißen sie Türeingänge.

Was auch immer man von der Stadt hält, feststeht, daß sie ihre Sache sehr gut macht – und wenn nicht sehr gut, so doch sehr erfolgreich. In den letzten zwanzig Jahren, einer Zeit, in der die Zahl der Briten, die traditionellen Badeurlaub am Meer machen, um ein Fünftel gesunken ist, hat Blackpool seine Besucherzahlen um sieben Prozent gesteigert und seine touristischen Aktivitäten zu einer 250-Millionen-Pfund-Industrie ausgeweitet – keine geringe Leistung, wenn man das britische Wetter berücksichtigt, die Tatsache, daß Blackpool häßlich, schmutzig und völlig abgelegen ist, das Meer eine offene Toilette und daß seine Attraktionen beinahe alle billig, provinziell und schauderhaft sind.

Ich war wegen der Illuminationen dort. Ich

hatte schon so viel davon gehört und gelesen, daß ich nun wirklich begierig war, sie zu sehen. Nachdem ich mir also ein Zimmer in einer bescheidenen, kleinen Pension genommen hatte, eilte ich mit einer gewissen Neugier zur Uferpromenade. Also, ich kann nur berichten, Blackpools Illuminationen sind alles andere als prächtig. Selbstverständlich besteht immer die Gefahr der Enttäuschung, wenn man endlich etwas in Augenschein nimmt, auf das man sich schon so lange gefreut hat, aber was Enttäuschungen betrifft, ist Blackpools Lightshow schwer zu übertreffen. Ich hatte gedacht, es gebe Lasergeräte, die den Himmel anstrahlen, stroboskopisches Licht, das die Wolken tätowiert, und alle möglichen atemberaubenden Sensationen. Statt dessen rumpelte eine Karawane alter Straßenbahnwagen daher, wahlweise als Weihnachtsknallbonbon oder Weltraumschiff hergerichtet, und über etliche Meilen zierten armselige Dekorationen sämtliche Laternenpfahle. Wenn man zum erstenmal sieht, was man mit Elektrizität alles anstellen kann, verschlägt es einem vielleicht den Atem, aber selbst da bin ich mir nicht sicher. Es wirkte alles schäbig und niveaulos, wie Blackpool selbst.

Nicht weniger erstaunlich als die mickrigen Illuminationen waren die Menschenmassen, die gekommen waren, um Zeuge des Spektakels zu werden. Auf der Promenade standen die Autos Stoßstange an Stoßstange, kindische Gesichter drückten sich an die Fenster jedes kriechenden Autos, und wahre Heerscharen spazierten fröhlich und zufrieden über die breite Promenade. Alle paar Meter verhökerten Straßenhändler Neonhalsketten und -armbänder und dergleichen modisches Talmi. Die Geschäfte gingen bombig. Irgendwo hatte ich auch gelesen, daß die Hälfte der Besucher Blackpools schon mindestens zehnmal dort gewesen ist. Weiß der Himmel, was sie daran finden. Ich lief etwa eine Meile über die Promenade und begriff nicht, was daran so reizvoll war – und ich liebe, wie Sie ja mittlerweile wissen, Kitsch. Vielleicht war ich nach meiner langen Reise von Porthmadog müde, aber ich konnte einfach nicht die rechte Begeisterung aufbringen. Ich wanderte durch hellerleuchtete Arkaden und lugte in Bingohallen, aber die festliche Stimmung, die offenbar jedermann ergriffen hatte, färbte nicht auf mich ab. Müde und mich sehr fremd fühlend, zog ich mich

schließlich in ein Fischrestaurant fern von all dem Trubel zurück, wo ich eine Portion Schellfisch, Fritten und Erbsen verspeiste und wie eine südenglische Tunte angegafft wurde, als ich um Remouladensoße bat. Wieder ging ich früh zu Bett.

Um Blackpool noch eine Chance zu geben, stand ich morgens zeitig auf. Im Tageslicht gefiel es mir erheblich besser. An der Uferpromenade gab es ein paar hübsche gußeiserne Objekte sowie phantasievolle Buden mit Zwiebeltürmen, die Zuckerstangen, Torrone und andere klebrige Köstlichkeiten feilboten, was mir in der Dunkelheit des Vorabends entgangen war, und der Strand war breit und leer und sehr schön. Er ist sieben Meilen lang und existiert witzigerweise offiziell gar nicht. Also, ich flunkere nicht. Als die Europäische Gemeinschaft Ende der Achtziger eine Direktive betreffs der Höchstmenge an Abwässern erließ, die ins Meer geleitet werden dürfen, stellte sich heraus, daß fast jedes britische Seebad diese Norm bei weitem überschritt. Die Abwässer der meisten größeren Städte wie zum Beispiel Blackpool waren mit dem Scheißometer oder mit was auch immer diese Dinge

gemessen werden, gar nicht mehr zu erfassen. Damit stand die Regierung vor einem Problem. Weil sie es aber haßte, Geld für britische Strände auszugeben, wo es doch wunderbare Strände für reiche Leute auf Mustique Island und Barbados gibt, entwarf sie Richtlinien, nach denen offiziell erklärt wurde – grotesk, aber ich schwöre, es ist wahr –, daß Brighton, Blackpool, Scarborough und viele andere führende Seebäder genau genommen keine Badestrände hatten. Der Herr weiß, als was sie diese weiten Sandflächen bezeichneten – Abwässerzwischenlager, nehme ich an –, aber damit wurden sie das Problem los, ohne es zu lösen und ohne, daß es den Fiskus einen Penny kostete. Und darauf kommt es ja schließlich an, oder wie im Falle der gegenwärtigen Regierung: Einzig darauf kommt es an.

Aber nun Schluß mit politischer Realsatire! Auf nach Morecambe! Dort fuhr ich – mit diversen klappernden Triebwagen – als nächstes hin, einerseits, weil ich schmerzliche Vergleiche mit Blackpool anstellen wollte, andererseits, weil ich Morecambe mag. Ich weiß wirklich nicht, warum, aber ich mag es.

Wenn man es jetzt besucht, ist kaum zu

glauben, daß es sich vor gar nicht allzulanger Zeit mit Blackpool messen konnte. Ja, von etwa 1880 an war Morecambe jahrzehntelang *das* Seebad im Norden Englands. Es hatte die ersten Strandilluminationen in Großbritannien. Es ist die Geburtsstätte von Bingo, Zuckerstangen mit Schriftzügen drin und Rutschbahnen. Während der berühmten Wakes Weeks, wenn ganze nordenglische Fabrikstädte Urlaub machten (und man Morecambe Bradford-by-Sea nannte), strömten 100000 Gäste gleichzeitig in seine Pensionen und Hotels. Zu seinen Glanzzeiten hatte es zwei Bahnhöfe, acht Music-Halls, acht Kinos, ein Aquarium, einen Rummel, eine Menagerie, einen sich drehenden Turm, einen Park zum Bootchenfahren, einen Sommerpavillon, einen Wintergarten, Großbritanniens größtes Schwimmbad und zwei Piers. Der eine, der Central Pier, war der schönste und schmuckste im Land, mit sagenhaften Türmen und Kuppeldächern – ein orientalischer Palast, der in der Bucht von Morecambe zu schwimmen schien.

Es hatte mehr als tausend einfache Gästehäuser für die Massen, bot aber auch Zerstreuungen für extravagantere Ansprüche.

Berühmte Theaterensembles und Orchester spielten dort so manche Saison, und viele Hotels standen den Luxusherbergen auf dem Kontinent in nichts nach, zum Beispiel das Grand und das Broadway, wo Anfang des Jahrhunderts gutbetuchte Gäste zwischen einem Dutzend Hydrotherapien wählen konnten: »Fichtennadel, Solbad, Schaumbad à la Plombiere und Schottische Dusche«.

Das wußte ich alles, weil ich ein Buch mit dem Titel *Lost Resort: The Flow and Ebb of Morecambe* gelesen hatte, von einem ortsansässigen Pfarrer namens Roger K. Bingham. Es ist nicht nur außergewöhnlich gut geschrieben (und an dieser Stelle muß ich einmal sagen, wieviele Leute sich in diesem Land um lokale Geschichtsschreibung verdient machen), sondern auch voller Fotos von Morecambe aus seiner Blütezeit, die in krassem Widerspruch zu dem Anblick standen, der sich mir bot, als ich, einer von nur drei Fahrgästen, aus dem Zug stieg und in die sonnenbeschienenen, aber schrecklich verblichenen Reize der Marine Road hinaustrat.

Schwer zu sagen, wann oder warum der Niedergang Morecambes begann. Bis weit

in die Fünfziger hinein war es populär – noch 1956 hatte es 1300 Hotels und Pensionen, zehnmal soviel wie heute –, aber sein Abstieg hatte schon lange vorher begonnen. Der berühmte Central Pier wurde in den Dreißigern durch einen Brand erheblich beschädigt und verfiel dann allmählich zu einer peinlichen Ruine. 1990 hatten die Stadtbehörden ihn sogar schon vom Stadtplan getilgt – sie taten einfach so, als sei der verfallene Trümmerhaufen, der ins Meer hineinragte und die Promenade dominierte, gar nicht da. Mittlerweile war der West End Pier 1974 von einem Wintersturm hinweggerissen worden. Die prächtige Alhambra-Music-Hall brannte 1970 ab, und das Royalty Theatre wurde zwei Jahre später dem Erdboden gleichgemacht, damit Platz für ein Einkaufszentrum war.

Anfang der Siebziger war Morecambes endgültiger Verfall dann nicht mehr aufzuhalten. Eines nach dem anderen verschwanden die markanten Gebäude der Stadt, das altehrwürdige Schwimmbad 1978, der Winter Gardens 1982, das wahrhaft prachtvolle Grand Hotel 1989, und die Leute fuhren nicht mehr nach Morecambe, sondern nach Blackpool und an die Costa Brava. Ende der

Achtziger konnte man, schreibt Bingham, ein großes, einstmals stolzes Strandhotel wie zum Beispiel das fünfstöckige Grosvenor zu demselben Preis kaufen wie eine Doppelhaushälfte in London.

Heute besteht Morecambes ramponierte Strandpromenade im großen und ganzen aus wenig besuchten Bingo- und Spielhallen, »Alles-für-ein-Pfund!«-Läden und solchen Sonderangebotsboutiquen, deren Klamotten so billig und unattraktiv sind, daß man sie ohne Risiko an Ständern hinausstellen und unbewacht lassen kann. Viele Geschäfte sind leer, und die meisten anderen sehen aus, als täten sie's auch nicht mehr lange. Wieder ist Morecambe – Ironie der Geschichte – Bradford-by-Sea geworden. Es ging sogar so sehr bergab, daß die Stadt im Sommer zuvor nicht einmal jemanden hatte finden können, der die Konzession zum Vermieten der Liegestühle haben wollte. Wenn das in einem Seebad passiert, na, dann ist wirklich zappendüster.

Und dennoch hat Morecambe seine Reize. Die Strandpromenade ist schön und gut gepflegt, und die weite Bucht (174 Quadratmeilen, falls Sie sich Notizen machen) ge-

hört zu den schönsten der Welt. Von dort hat man unvergeßliche Blicke auf die grünen und blauen Berge des Lake District, den Scafell, den Coniston Old Man, die Langdale Pikes.

Aus Morecambes goldenem Zeitalter hat im Grunde nur das Midland Hotel überlebt, ein elegantes, heiteres, strahlend weißes Art-deco-Gebäude an der Strandpromenade mit einer weitgeschwungenen, stromlinienförmigen Fassade aus dem Jahre 1933. Damals waren Betongebäude groß in Mode. Da aber die örtlichen Baubetriebe keinen Beton verarbeiten konnten, wurde es aus Accrington-Backstein erbaut und mit Mörtel verputzt, so daß es aussah wie Beton, was ich sehr liebenswert finde. Heute bröckelt das Hotel leise vor sich hin und hat hier und dort sogar Rostflecken. Viel von der Innendekoration ging während periodischer, nachlässiger Renovierungen über die Jahre verloren, und etliche große Plastiken von Eric Gill, die einstmals Eingang und Gasträume schmückten, verschwanden einfach, aber es hat immer noch einen unverwüstlichen Dreißiger-Jahre-Charme.

Wo das Midland Hotel heutzutage seine Gäste hernimmt, ist mir schleierhaft. Als

ich dort war, herrschte gähnende Leere. Ich trank eine Tasse Kaffee in einer leeren Lounge und schaute auf die Bucht hinaus. Heute ist Morecambe unter anderem natürlich deshalb so liebenswürdig, weil man, wo immer man als Kunde hinkommt, dankbar begrüßt wird. Ich genoß die erstklassige Bedienung und den hübschen Blick, beides ist, soweit ich mitbekommen habe, in Blackpool nicht zu haben. Als ich wieder ging, fiel mein Blick in den leeren Speisesaal, auf die weiße Gipsstatue einer Meerjungfrau von Gill. Ich schaute sie mir an. Der Schwanz der Statue, die wahrscheinlich ein kleines Vermögen wert ist, war mit Unmengen Klebeband zusammengeklebt – sehr symbolträchtig.

Ich nahm ein Zimmer in einer Pension an der Strandpromenade. Die Inhaber empfingen mich so dankbar und erschreckt, als hätten sie vergessen, daß all die leeren Zimmer oben zu vermieten seien. Nachmittags war ich mit Roger Binghams Buch unterwegs. Ich schaute mir die Sehenswürdigkeiten an, versuchte mir die Stadt in ihrer Glanzzeit vorzustellen und beehrte gelegentlich Tea Rooms und deren mitleiderregend dankbare Serviererinnen mit meiner

Anwesenheit.

Es war ein milder Tag, und eine Anzahl Leute, meist älteren Jahrgangs, flanierte über die Promenade, aber es gab wenig Anzeichen, daß jemand Geld ausgab. Weil ich nichts Besseres zu tun hatte, wanderte ich über die Promenade fast bis Carnforth und trabte über den Sandstrand zurück, denn es war Ebbe. Überraschend an Morecambe ist nicht, fiel mir da auf, daß es so heruntergekommen ist, sondern daß es je prosperiert hat. Schwer, sich einen weniger geeigneten Ort für ein Seebad vorzustellen. Seine Strände bestehen aus ekligem, matschigem Schlamm, und in seiner riesigen Bucht ist dank der Launen der Gezeiten stundenlang gar kein Wasser. Wenn Ebbe ist, kann man sechs Meilen quer über die Bucht nach Cumbria laufen, aber ohne Wattführer ist es gefährlich. Einmal erzählte mir ein solcher Führer schreckliche Geschichten von Pferdekutschen, die versucht hatten, die Bucht bei Ebbe zu überqueren, und im tückischen Treibsand versunken und nie wieder gesehen worden waren. Selbst jetzt noch wandern Leute manchmal zu weit hinaus und werden dann durch die hereinströmende Flut abgeschnitten.

Ich wüßte angenehmere Arten, einen Nachmittag zu beschließen.

Wagemutig ging ich ein paar hundert Meter zu den Sandbänken hinaus, studierte die Wurmhäufchen und interessanten Wellenmuster, die die zurückweichenden Fluten hinterlassen, behielt aber wohlweislich den Treibsand im Auge. Es ist auch gar kein Sand, sondern Schlick, und er saugt einen wirklich weg, wenn man hineintappt. In Morecambe schießt das Wasser bei Flut nicht einfach herein wie in der Severnmündung, sondern es kriecht aus verschiedenen Richtungen herbei, was besonders gefährlich ist, weil man sich leicht auf einer großen, aber heimtückisch schrumpfenden Sandbank inmitten einer großen, nassen Bucht gestrandet sieht – besonders, wenn man dazu neigt, sich in seine Gedanken zu verlieren. Ich paßte also gut auf und traute mich nicht zu weit hinaus.

Ach, es war richtig schön – unter Garantie schöner als alles, was Blackpool zu bieten hatte. Schon allein das komische Gefühl, über den Meeresboden zu laufen und sich vorzustellen, daß man gleich neun Meter unter Wasser sein könnte. Und dann die Einsamkeit. Wenn man aus einem großen

Land kommt, ist es nämlich mit am schwersten, sich daran zu gewöhnen, daß man in England im Freien selten wirklich allein ist. Man findet kaum einen Platz, wo man, sagen wir, in Ruhe pieseln kann, ohne befürchten zu müssen, gleich im Fernglas eines Vogelbeobachters aufzutauchen oder eine beherzte Wanderin um die nächste Ecke auf sich zukommen zu sehen. Auf dem weiten Sandstrand allein zu sein war also ein ziemlicher Luxus.

Von hier draußen, aus ein paar hundert Metern Entfernung, sah Morecambe in der Spätnachmittagssonne wunderhübsch aus, und als ich den Strand verließ und ein paar moosige Betonstufen zur Promenade hochkletterte, sah es auch von nahem und weit weg von den trostlosen Bingohallen und den Ramschläden gar nicht so übel aus. Die Pensionen am östlichen Abschnitt der Marine Road wirkten ordentlich und adrett und liebenswürdig zuversichtlich. Mir taten die Besitzer leid, die ihre Hoffnungen in die Häuser investiert hatten und sich nun in einem sterbenden Seebad befanden. Der Abstieg, der in den Fünfzigern begann und in den Siebzigern unaufhaltsam wurde, muß für diese armen Leutchen verwirrend unbe-

greiflich gewesen sein, da sie doch zusehen konnten, wie Blackpool, gerade mal zwanzig Meilen weiter im Süden, boomte.

Törichterweise, wenn auch verständlich, versuchte Morecambe mit Blackpool zu konkurrieren. Es baute ein teures Delphinarium und ein neues Freibad, und kürzlich war sogar der hirnrissige Plan aufgetaucht, einen Mr.-Blobby-Freizeitpark anzulegen. Dabei liegt Morecambes Zauber doch darin, daß es *nicht* Blackpool ist. Das gefiel mir ja auch so – daß es friedlich, freundlich und manierlich ist, daß es in den Pubs und Cafés viel Platz gibt, daß man nicht von Jugendlichen mit überschüssigen Kräften von der Bordsteinkante geschubst wird und auf weggeworfenen Plastikfrittentellern Bürgersteigsurfen machen muß.

Ach, wie schön wäre es, wenn die Leute eines Tages die Wonnen eines ruhigen Urlaubs am Meer wiederentdecken würden, die einfachen Freuden, auf einer gutgepflegten Uferpromenade spazierenzugehen, am Geländer zu lehnen und den Ausblick zu genießen, mit einem guten Buch in einem Café zu sitzen oder einfach herumzubummeln. Dann blüht und gedeiht Morecambe vielleicht wieder. Und wäre es nicht herr-

lich, wenn die Regierung Maßnahmen ergriffe, dahinschwindende Orte wie Morecambe zu restaurieren? Den Pier nach den Originalplänen wieder errichtete, einen neuen Winter Gardens subventionierte, die Gebäude an der Strandpromenade sanierte, und vielleicht eine Abteilung des Finanzamts oder sonst eine Institution in die Stadt verlegte, um ihr zu einem bißchen Leben rund ums Jahr zu verhelfen.

Es bedarf nur eines Anstoßes und eines vernünftigen langfristigen Plans, und man würde garantiert auch die Leute hierherlocken, die Buchläden eröffnen möchten, kleine Restaurants, Antiquitätenläden, Galerien, von mir aus auch Tapas-Bars und ein Boutique-Hotel. Warum denn nicht?

Morecambe könnte ein kleines nordenglisches Pendant von Sausalito oder St. Ives werden. Vielleicht grinsen Sie bei der Vorstellung, aber was hat denn ein Ort wie Morecambe sonst für eine Zukunft? Am Wochenende könnten die Leute kommen, in neuen Strandrestaurants gepflegt speisen und auf die Bucht hinausschauen und vielleicht in ein Theaterstück oder Konzert im Winter Gardens gehen. Yuppie-Bergwanderer könnten hier übernachten und so den

Lake District entlasten. Es wäre alles ausgesprochen sinnvoll. Aber es wird natürlich nie passieren, und zum Teil deshalb, mit Verlaub gesagt, weil Sie grinsen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Manchmal habe ich einen kleinen, zerfledderten Zeitungsausschnitt dabei, den ich zum Zwecke heimlichen Vergnügens herausziehe und lese. Es ist eine Wettervorhersage aus der *Western Daily Mail,* und es steht nur darin: »Aussichten: Trocken und warm, aber kühler und etwas Regen.«

Da haben Sie das englische Wetter mit ein paar dürren Worten perfekt auf den Punkt gebracht: trocken, aber regnerisch mit warmen/kühlen Abschnitten. Diese Vorhersage könnte die *Western Daily Mail* jeden Tag bringen – von mir aus, wirklich – und läge kaum je daneben.

Für einen Fremden ist das eindrucksvollste am englischen Wetter, daß es so wenig zu bieten hat. Alle Phänomene, die der Natur anderswo einen Hauch Aufregung, Unvorhersagbarkeit und Bedrohlichkeit verleihen – Tornados, Monsune, wütende Blizzards, Hagelstürme, bei denen man um

sein Leben rennen muß –, sind auf den britischen Inseln so gut wie unbekannt, und mir soll's recht sein. Ich ziehe gern jeden Tag des Jahres die gleiche Art Kleidung an. Ich weiß es zu schätzen, daß ich weder eine Klimaanlage noch Fliegendraht vor den Fenstern brauche, der Insekten und anderes flatterndes Getier fernhält, das mir das Blut aussaugt oder das Gesicht anknabbert, während ich schlafe. Ich bin froh, daß ich weiß, solange ich nicht im Februar den Ben Nevis in Pantoffeln erklimme, werde ich mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit in diesem sanften, wohltemperierten Land nie den Elementen zum Opfer fallen.

Ich erwähne das hier, weil ich zwei Tage, nachdem ich Morecambe verlassen hatte, im Speisesaal des Old England Hotel in Bowness-on-Windermere frühstückte und in der *Times* einen Artikel über einen für die Jahreszeit sehr ungewöhnlichen Schneesturm las – einen »Blizzard« –, der Teile East Anglias »in seiner Gewalt« gehabt hatte. Das Blatt berichtete, der Sturm habe der Region mancherorts »mehr als fünf Zentimeter Schnee« beschert, was zu »bis zu fünfzehn Zentimeter hohen Schneever-

wehungen führte«. Daraufhin tat ich etwas, was ich noch nie getan habe: Ich zog mein Notizbuch heraus und entwarf einen Brief an die Redaktion, in dem ich, freundlich und hilfsbereit, wie ich bin, daraufhinwies, daß fünf Zentimeter Schnee beileibe keinen Schneesturm, fünfzehn Zentimeter Schnee keine Verwehung hergäben und man von einem Blizzard reden könne, wenn man die Haustür nicht mehr aufbekomme. In Schneeverwehungen verliere man bis zum nächsten Frühjahr sein Auto, und von Kälte könne man erst sprechen, wenn man ein Stück seines Fleisches an Türgriffen, Briefkästen und anderen Metallgegenständen einbüße. Dann zerknüllte ich den Brief, weil ich ernsthaft in Gefahr war, mich in Colonel Blimp zu verwandeln. Diese stockreaktionären Exemplare saßen nämlich in beträchtlicher Anzahl mit ihren blimpischen Gattinnen um mich herum und aßen Cornflakes oder Porridge. Ohne sie könnten Hotels wie das Old England nicht überleben.

Ich war in Bowness, weil ich zwei Tage überbrücken mußte, bis zwei Freunde von mir aus London kamen, mit denen ich übers Wochenende wandern wollte. Darauf freute ich mich schon sehr; auf die Aus-

sicht, noch einen langen, unnützen Tag in Bowness zu vertrödeln und zu versuchen, die leeren Stunden bis zum Abendessen zu füllen, allerdings weniger. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß ich einfach nur eine bestimmte Anzahl Schaufenster voll Geschirrtüchern, Peter-Rabbit-Porzellan und Musterpullovern anschauen kann, bis mein Interesse am Einkaufen erlischt, und nun war ich mir nicht sicher, ob ich noch einen Tag Bummeln in diesem anstrengenden Urlaubsort überstehen würde.

Ich war auch nur deshalb nach Bowness gekommen, weil dort der einzige Bahnhof im Lake District National Park ist. Von der Morecambe Bay aus war es mir zudem als ausgesprochen reizvoll erschienen, ein paar friedliche Tage die gelassene Schönheit des Windermere und den üppigen Komfort eines noblen (wenn auch teuren) alten Hotels zu genießen. Nachdem aber nun ein Tag vorüber war und ein weiterer vor mir lag, fühlte ich mich wie ein Fisch auf dem Trockenen, und ich wurde ungeduldig wie am Ende einer langen Genesungszeit. Na, wenigstens, dachte ich frohgemut, hatten die für die Jahreszeit exorbitanten fünf Zentimeter Schnee, die East Anglia so grau-

sam heimgesucht, Chaos auf den Straßen verursacht und die Leute gezwungen hatten, sich durch lebensgefahrliche, bis zu knöcheltiefe Schneeverwehungen zu kämpfen, diese Ecke Englands gnädigerweise verschont. Hier waren die Elemente gütig gestimmt, und die Welt außerhalb des Speisesaals funkelte schwach in der blassen winterlichen Sonne.

Ich beschloß, mit dem See-Dampfer nach Ambleside zu fahren. Da würde ich nicht nur eine Stunde totschlagen und den See anschauen können, sondern auch an einen Ort kommen, der schon eher wie eine Stadt und weniger wie ein Seebad an der falschen Stelle war. In Bowness gab es nämlich sage und schreibe achtzehn Pullover-Läden und wenigstens zwölf mit Peter-Rabbit-Zeugs, aber nur eine einzige Fleischerei. Und obwohl auch Ambleside durchaus mit den mannigfaltigen Möglichkeiten vertraut war, wie man sich an umherschweifenden Touristenhorden bereichert, hatte es wenigstens eine vorzügliche Buchhandlung und Unmengen Globetrotterläden, die ich nun wieder irrsinnig, wenn auch unerklärlicherweise unterhaltsam finde. Ich kann stundenlang Rucksäcke, Kniestrümpfe,

Kompasse und Überlebensrationen inspizieren, dann in ein anderes Geschäft gehen und haargenau das gleiche wieder tun. Ich tigerte also nach dem Frühstück mit einer gewissen erregten Vorfreude zur Ablegestelle, wo ich leider feststellen mußte, daß die Dampfer nur in den Sommermonaten fahren, was an diesem milden Morgen kurzsichtig schien, denn selbst jetzt wimmelte es in Bowness von Ausflüglern. Durch die schlurfenden Touristengruppen bahnte ich mir einen Weg zu der kleinen Fähre, die zwischen dem Ort und dem alten Fährhaus am gegenüberliegenden Ufer hin und her tuckert. Das sind zwar nur ein paar hundert Meter, doch zumindest fährt sie das ganze Jahr.

Eine bescheidene Reihe Autos und acht bis zehn Wanderer mit Fleece Jacken, Rucksäcken und Bergschuhen warteten geduldig an der Zufahrt zur Fähre. Ein Mann trug sogar Shorts – bei einem britischen Wanderer immer ein Zeichen fortgeschrittener Demenz. Meine Liebe zum Wandern – das heißt, Wandern im britischen Sinn – hatte ich erst vor relativ kurzer Zeit entdeckt. Ich war zwar noch nicht so weit, daß ich Shorts mit vielen Taschen trug, aber ich hatte mir

schon angewöhnt, die Hosenbeine in die Socken zu stopfen. (Wenn ich auch noch nie jemanden gefunden hatte, der mir erklärte, was das eigentlich für einen Nutzen bringt, außer daß man ernsthaft und der Sache verpflichtet aussieht.)

Als ich noch nicht lange in Großbritannien war, ging ich einmal in eine Buchhandlung und sah überrascht, daß eine ganze Abteilung »Wanderführern« vorbehalten war. Das fand ich reichlich ulkig, ja, bizarr, denn wo ich herkam, brauchten die Leute in der Regel keine schriftlichen Instruktionen, um sich von einem Ort zum anderen zu bewegen. Aber dann lernte ich allmählich, daß es in Großbritannien, grob gesagt, zwei Arten von Wandern gibt, nämlich das alltägliche, das einen ins Pub, und, wenn alles gutgeht, auch wieder nach Hause bringt, und das ernsthaftere, bei dem festes Schuhwerk, topographische Karten in Plastikhüllen, Rucksäcke mit Sandwiches und Thermosflaschen mit Tee und im letzten Stadium das Tragen von khakifarbenen Shorts auch bei unmöglichem Wetter unerläßlich sind.

Jahrelang hatte ich beobachtet, wie sich diese Wandervögel bei nasser, widrigster Witterung wolkenverhangene Berge hinauf-

schleppten, und sie für echt wahnsinnig gehalten. Doch dann fragte mich mein alter Freund John Price, der in Liverpool aufgewachsen ist und seine Jugend damit verbracht hat, Kletterpartien in felsigen Steilwänden im Lake District zu veranstalten, ob ich nicht mal mit ihm und ein paar Freunden an einem Wochenende einen Spaziergang – das Wort benutzte er – auf den Haystacks machen wollte. Ich glaube, die beiden harmlosen Worte »Spaziergang« und »Haystacks«, verbunden mit dem Versprechen, daß wir uns danach ordentlich einen hinter die Binde kippen würden, veranlaßten mich, meine natürliche Vorsicht aufzugeben.

»Bist du sicher, daß es nicht zu schwer ist?« fragte ich.

»Naah, nur ein Spaziergang«, wiederholte John.

Es war natürlich alles andere als das. Stundenlang kraxelten wir gewaltige, senkrechte Abhänge hoch, über rumpelnde Geröllhalden und dicke Grasbüschel, um hochaufragende Felszitadellen herum und gelangten hoch oben schließlich in ein kaltes, trostloses Totenreich, das so einsam und unwirtlich war, daß sogar die Schafe bei unserem

Anblick erschraken. Dahinter lagen noch höhere und entferntere Gipfel, die von der schmalen, schwarzen Straße Hunderte von Metern unter uns völlig unsichtbar gewesen waren. John und seine Freunde spielten in der allerbrutalsten Weise mit meinem Lebenswillen. Wenn sie sahen, daß ich zurückblieb, lümmelten sie sich auf Felsbrocken, rauchten und schwatzen und ruhten sich aus, doch in dem Moment, in dem ich sie in der Absicht, zu ihren Füßen niederzusinken, einholte, sprangen sie erholt auf und marschierten mit ein paar aufmunternden Worten und großen männlichen Schritten weiter, so daß ich hinter ihnen herstolpern mußte und mich nie ausruhen konnte. Ich keuchte und geiferte und ächzte vor Schmerzen. Etwas auch nur entfernt so Widernatürliches hatte ich noch nie gemacht, und ich schwor mir, eine solche Dummheit auch nie wieder zu begehen.

Und als ich mich dann gerade hinlegen und nach einer Bahre rufen wollte, erklommen wir eine letzte Erhebung und befanden uns urplötzlich, wie durch Zauber, auf dem Gipfel der Erde, auf einer Terrasse im Himmel inmitten eines Ozeans wogender Bergkuppen. Ich hatte noch nie etwas auch nur halb

so Schönes gesehen. »Ja, leck mich!« sagte ich in einem Augenblick besonderer Eloquenz: Ich war hin und weg. Seitdem war ich jedesmal mitgegangen, wenn sie mich mitnahmen, und hatte nie gemeckert und sogar angefangen, meine Hosenbeine in die Socken zu stopfen. Und konnte es nun bis zum nächsten Morgen gar nicht abwarten.

Die Fähre legte an, und ich schlurfte mit den anderen an Bord. Überaus entzückend lag der Windermere ruhig im sanften Sonnenlicht. Völlig unüblich störte auch kein einziges Boot seine gläserne Stille. Die Behauptung, daß dieser See bei Wassersportlern beliebt ist, ist eine unverantwortlich frivole Untertreibung. Etwa 14000 Motorboote – ich möchte diese Zahl wiederholen: 14000 – sind registriert. An einem gutbesuchten Sommertag sind vielleicht 1600 Motorboote gleichzeitig auf dem Wasser, von denen viele mit sechzig Stundenkilometern und Wasserskiläufern im Schlepptau vorbeizischen. Und das zusätzlich zu all den anderen Typen seetüchtiger Objekte, die nicht angemeldet werden müssen – den Schlauchbooten, Segelbooten, Surfbrettern, Kanus, Gummibooten, Luftmatratzen, diversen Ausflugsdampfern und der alten

Tuckerfähre, auf der ich jetzt fuhr –, alle auf der Suche nach einem schiffsgroßen Stück Wasser. Wenn man an einem Augustsonntag an einem Seeufer im Lake District steht und Wasserskifahrer durch dicht gestaffelte Schlauchbootgeschwader und anderen schwimmenden Abfall brettern sieht, reißt man über kurz oder lang Mund und Augen auf und faßt sich an den Kopf.

Etwa ein Jahr zuvor war ich wegen eines Artikels für die *National Geographie* ein paar Wochen an den Seen gewesen, und dabei fiel für mich auch eine Fahrt mit einer Nationalparksbarkasse ab. Ein zweifelhaftes Vergnügen. Um mir zu zeigen, wie gefährlich es war, in Booten mit Hochleistungsmotoren über einen so befahrenen See zu rasen, steuerte der Parkaufseher das Gefährt hinaus in die Mitte des Gewässers, sagte, ich solle mich gut festhalten – woraufhin ich lächelte, immerhin mache ich neunzig Meilen auf der Autobahn –, und gab Gas. Hm, ich sage nur eins: Gegen vierzig Meilen pro Stunde in einem Boot sind vierzig Meilen auf der Straße nichts. Wir rasten los, ich wurde in den Sitz zurückgeschleudert, klammerte mich mit beiden Händen aus Leibeskräften fest, und dann

schossen wir übers Wasser wie ein flacher Stein, der aus einem Gewehr abgefeuert wird. So starr vor Angst war ich selten. Selbst an dem ruhigen Morgen außerhalb der

Saison war der Windermere mit Hindernissen verstopft. Wir flitzten zwischen kleinen Inseln her und schrammten in Schräglage an Landzungen vorbei, die so plötzlich und bedrohlich auftauchten wie Schreckgespenster in der Geisterbahn. Wenn man sich vorstellt, daß diese Fläche von 1600 rasenden Booten befahren wird, die ein schmerbäuchiger Stadtidiot mit so gut wie keiner Erfahrung mit diesen Fahrzeugen steuert, plus all dem schwimmenden Treibgut aus Ruderbooten, Kajaks, Tretbooten und dergleichen, ist es doch ein Wunder, daß im Wasser nicht lauter Leichen sind.

Das Erlebnis lehrte mich zweierlei – erstens, daß Erbrochenes bei vierzig Meilen die Stunde in der Luft zerstäubt, und zweitens, daß der Windermere ein überaus kompaktes Gewässer ist. Und jetzt kommen wir zum Kern der Sache. Trotz seiner immensen geographischen Vielfalt und zeitlosen Majestät ist Großbritannien ein überaus kleines Land. Kein einziges Naturdenkmal

hat Weltniveau – es gibt keine Alpen, keine phantastischen Schluchten, nicht einmal einen großen Fluß. Man mag die Themse für eine wichtige Wasserader halten, aber im Weltmaßstab ist sie kaum mehr als ein ambitionierter kleiner Bach. Verlegte man sie nach Nordamerika, käme sie nicht einmal unter die ersten hundert. Um genau zu sein, sie würde auf Nummer 108 landen, deklassiert von solch relativen Unbekannten wie dem Skunk, dem Kuskokwim und sogar dem kleinen Milk. Der Windermere nimmt unter den englischen Seen einen Ehrenplatz ein, doch auf knapp achtzig Quadratzentimeter seiner Wasserfläche kommen fast zwei Quadratmeter des Oberen Sees. In Iowa gibt es ein Gewässer namens Dan Green Slough, von dem selbst die meisten Iowaner noch nie gehört haben, aber es ist größer als der Windermere. Der gesamte Lake District belegt weniger Fläche als die Twin Cities Minneapolis und St. Paul.

Mir gefällt das sehr – nicht daß alles so bescheiden in seinen Ausmaßen, sondern daß es wunderschön ist, obwohl es so bescheiden inmitten einer dichtbesiedelten Insel liegt. Denn das will was heißen! Haben Sie wirklich eine genaue Vorstellung davon,

wie irrsinnig dicht besiedelt Großbritannien ist? Wußten Sie zum Beispiel, daß man, wenn man die gleiche Bevölkerungsdichte in Amerika erzielen wollte, die gesamte Einwohnerschaft von Illinois, Pennsylvania, Minnesota, Massachusetts, Michigan, Colorado und Texas einpacken und nach Iowa verfrachten müßte? Einen Tagesausflug vom Lake District entfernt leben zwanzig Millionen Menschen, und zwölf Millionen (grob geschätzt, ein Viertel der Bevölkerung Englands) kommen jedes Jahr zu den Seen. Kein Wunder, daß man an manchen Sommerwochenenden zwei Stunden braucht, um Ambleside zu durchqueren, und über den Windermere praktisch von Boot zu Boot laufen kann.

Aber selbst in der Hochsaison ist der Lake District immer noch bezaubernder und nicht so kommerziell und geldgeil wie viele berühmte, schöne Flecken in viel größeren Ländern. Und fern der Massen – fern von Bowness, Hawkshead und Keswick mit ihren Geschirrtüchern, Tea Rooms, Teekannen und dem ewigen Beatrix-Potter-Scheiß – bewahrt er Ecken purer Vollkommenheit, wie ich nun feststellte, als sich die Fähre an den Landesteg schob und wir hinaustaper-

ten. Eine Minute lang wimmelte es an der Landestelle wie im Bienenhaus, eine Gruppe Autos fuhr von, eine andere an Bord, und die acht oder zehn Fußgänger entfernten sich in verschiedene Richtungen. Dann herrschte seliges Schweigen. Ich spazierte über einen hübsch bewaldeten Pfad um das Seeufer herum, wandte mich dann landeinwärts und begab mich nach Near Sawrey.

In Near Sawrey befindet sich Hilltop, das Cottage, wo die unvermeidbare Potter ihre süßen kleinen Aquarelle malte und ihre schmalzigen Stories ersann. Die meiste Zeit des Jahres ist es überlaufen von Touristen aus aller Herren Länder. Das Dorf besteht weitgehend aus großen (aber diskret gelegenen) Parkplätzen, und bei Gott, der Tea Room bietet seine Speisen sogar in Japanisch an. Aber die Wege zum Dorf sind aus jeder Richtung sehr reizvoll und unverdorben: eine Idylle aus Wiesen und Weiden, durchzogen von Schiefermauern, vereinzelten Wäldchen und geduckten, weißen Bauernhäusern. Dahinter locken die blauen Berge. Near Sawrey selbst besitzt einen betörenden, wohlbedachten Charme, den auch die alles überschwemmenden Massen, die hierherkommen und durch seine be-

rühmteste Wohnstatt schlurfen, nicht zerstören können. Hilltop ist so besorgniserregend beliebt, daß der National Trust es nicht einmal mehr aktiv bewirbt. Die Touristen kommen trotzdem. Als ich ankam, spuckten zwei Busse plappernde weißhaarige Insassen aus, und der Hauptparkplatz war beinahe voll.

Da ich im Jahr zuvor schon in Hilltop gewesen war, wanderte ich daran vorbei über einen wenig bekannten Pfad zu einem kleinen, etwas höher gelegenen Bergsee. Hier ist die alte Mrs. Potter immer hergekommen und mit einem Ruderboot herumgepaddelt – ob sie aus gesundheitlichen Gründen Sport treiben oder sich geißeln wollte, entzieht sich meiner Kenntnis –, aber der See war wunderhübsch und anscheinend ganz vergessen. Ich hatte das deutliche Gefühl, daß ich seit Jahren der erste Besucher war. In der Nähe flickte ein Bauer ein Stück zusammengefallene Mauer, und ich blieb stehen und beobachtete ihn eine Weile aus diskreter Entfernung. Denn wenn etwas noch besänftigender ist, als eine Bruchsteinmauer zu reparieren, dann, jemanden dabei zu beobachten. Ich erinnere mich, wie ich einmal, kurz nachdem wir in die Yorks-

hire Dales gezogen waren, einen Spaziergang machte und einen mir flüchtig bekannten Bauern traf, der eine Mauer auf einem einsamen Berg instand setzte. Es war ein mieser Januartag mit Nebel und Regen, und im Grunde gab es keinen triftigen Grund, daß er die Mauer wieder aufbaute. Die Wiesen auf beiden Seiten gehörten ihm, und das Gatter dazwischen stand sowieso immer offen, so daß die Mauer auch keine praktische Funktion hatte. Ich blieb eine Weile stehen, beobachtete ihn und fragte schließlich, warum er hier im kalten Regen die Mauer repariere. Er schaute mich mit diesem besonderen schmerzlichen Ausdruck an, den die Farmer in Yorkshire Gaffern und anderen Toren vorbehalten, und sagte: »Natürlich, weil sie zusammengefallen ist.« Daraus lernte ich, nie wieder einem Farmer aus Yorkshire eine Frage zu stellen, die nicht mit »ein Pint Tetley's« beantwortet werden kann, und daß die britische Landschaft vor allem deshalb so unsäglich schön und zeitlos ist, weil so viele Bauern aus welchem Grund auch immer die Mühe auf sich nehmen, sie in ihrer Schönheit zu erhalten.

Mit Geld hat es kaum etwas zu tun. Wuß-

ten Sie, daß die Regierung pro Kopf und Jahr weniger für die Nationalparks ausgibt als Sie für eine einzige Tageszeitung? Daß sie dem Königlichen Opernhaus in Covent Garden mehr gibt als allen zehn Nationalparks zusammen? Daß der Jahresetat für den Lake District National Park, ein Gebiet, das weit und breit als schönstes und ökologisch empfindlichstes gilt, 2,4 Millionen Pfund beträgt, ungefähr soviel wie der für eine einzige große Gesamtschule? Mit dieser Summe muß die Parkverwaltung den Park managen, zehn Informationszentren betreiben, 127 Vollzeitangestellte und – im Sommer – 40 Teilzeitbeschäftigte bezahlen, Gerätschaften und Wagen unterhalten und ersetzen, Landschaftsverbesserungen finanzieren, Bildungsprogramme durchführen und als lokale Baubehörde fungieren. Daß der Lake District durchweg so wunderbar und erholsam ist und zudem so sorgfältig erhalten wird, spricht gewaltig für die Leute, die hier arbeiten, leben und zu Besuch sind. Neulich habe ich gelesen, daß mehr als der Hälfte einer Gruppe von Briten, auf die Frage, auf was in ihrem Land sie stolz sein könnten, nichts einfiel. Na, dann sollen sie darauf stolz sein!

Ein paar Stunden lang stapfte ich glücklich und zufrieden durch die üppige, heitere Landschaft zwischen Windermere und Conisten Water und wäre gern noch länger geblieben, aber es begann zu regnen – ein steter, nerviger Regen, für den ich Trottel wanderkleidungsmäßig nicht gerüstet war –, und ich hatte auch Hunger. Deshalb ging ich zur Fähre und fuhr nach Bowness zurück.

Und eine Stunde und ein überteuertes Thunfisch-Sandwich später war ich zurück im Old England, starrte durch ein großes Fenster auf den nassen See hinaus und war so richtig lustlos und gelangweilt, wie es sich an verregneten Nachmittagen in einer feudalen Umgebung gehört. Um eine halbe Stunde herumzubringen, ging ich in den Salon und sah zu, ob ich nicht ein Kännchen Kaffee auftreiben konnte. Locker im Raum verteilt saßen alternde Colonels samt Gattinnen und schlampig gefalteten *Daily Telegraphs*.

Die Colonels waren alle kurze, dicke Burschen mit Tweedjacket, pomadisiertem Silberhaar, rauhem Gebaren, das ein Herz aus Stein verbarg, und einem schmissigen Humpeln, wenn sie sich durch den Raum

bewegten. Ihre großzügig gerougten und gepuderten Gattinnen sahen alle aus, als kämen sie gerade von einer Sarganprobe. Ich fühlte mich ernsthaft fehl am Platze und war deshalb überrascht, als mich eine grauhaarige Lady, die sich offenbar bei einem Erdbeben die Lippen geschminkt hatte, im freundlichen Plauderton ansprach. In einer solchen Situation brauche ich immer einen Moment, bis mir einfällt, daß ich nun ein einigermaßen ehrbar aussehender Mann mittleren Alters bin und kein schlaksiger junger Bauernbursche mehr, geradewegs von den Kornfeldern Iowas.

Wie das so üblich ist, begannen wir mit ein paar Worten über das garstige Wetter, aber als die Frau merkte, daß ich Amerikaner bin, schweifte sie sofort ab und ließ sich ausführlich über einen Trip aus, den sie und Arthur – Arthur war der schüchtern lächelnde Dämlack neben ihr – kürzlich zu Freunden in Kalifornien gemacht hatten. Und langsam verwandelte sich das Gespräch in eine vermutlich oft heruntergeleierte Tirade über die Unzulänglichkeiten der Amerikaner. Ich werde nie begreifen, was sich die Leute eigentlich dabei denken. Glauben sie, ich weiß ihren Freimut zu

schätzen? Nehmen sie mich auf den Arm? Oder vergessen sie schlicht und ergreifend, daß ich auch zu dieser minderen Spezies gehöre? Sie reden zum Beispiel auch oft völlig ungeniert mit mir über das Problem der Einwanderung.

»Die Amerikaner sind so aufdringlich, finden Sie nicht?« Die Lady rümpfte die Nase und trank einen Schluck Tee. »Man braucht nur fünf Minuten mit einem Fremden zu plaudern, und schon denkt er, man ist sein *Freund*. In Encino hat mich doch tatsächlich ein Mann – ein pensionierter Postangestellter oder so was – um meine Adresse gebeten und gesagt, wenn er das nächste Mal in England sei, wolle er v*orbei*kommen! Können Sie sich das vorstellen? Ich kannte den Mann überhaupt nicht!« Wieder nahm sie einen Schluck Tee und dachte einen Moment nach.

»Seine Gürtelschnalle war sehr ungewöhnlich. Ganz aus Silber und mit kleinen Edelsteinen.«

»Mir macht das Essen zu schaffen«, sagte ihr Gatte und reckte sich ein wenig, um einen Monolog zu beginnen, aber es wurde rasch deutlich, daß er zu den Männern gehörte, die in Gegenwart ihrer Gattinnen nie

über den ersten Satz einer Geschichte hinauskommen.

»O ja, das Essen!« rief sie und bemächtigte sich des Themas.

»Die Amerikaner haben eine recht ungewöhnliche Einstellung zum Essen.«

»Wieso, weil sie schmackhaftes Essen mögen?« erkundigte ich mich mit einem matten Lächeln.

»Nein, mein Lieber, es geht um die *Portionen*. Die Portionen in Amerika sind richtiggehend *obszön*.«

»Einmal habe ich ein Steak bekommen ...« begann der Mann mit einem kleinen Glucksер.

»Und was sie der Sprache antun! Sie können einfach kein Queen's English.«

Moment mal. Solche Herrschaften können über amerikanische Essensportionen und freundliche Typen mit bunten Gürtelschnallen sagen, was sie wollen, aber bei der Diskussion über das amerikanische Englisch verstehe ich keinen Spaß. »Warum sollten sie Queen's English sprechen?« fragte ich eine Spur frostig.

»Es ist ja nicht ihre Königin.«

»Aber was sie für Worte gebrauchen. Und die Akzente! Welches Wort war es noch,

daß dir so mißfallen hat, Arthur?«

»›Normalcy‹«, sagte Arthur. »Einmal habe ich einen Burschen kennengelernt …«

»Aber ›normalcy‹ ist kein Amerikanismus«, sagte ich.

»Es ist in Großbritannien geprägt worden.«

»O nein, das glaube ich nicht, mein Lieber«, sagte diese dumme Pute im Brustton der Überzeugung und bedachte mich mit einem herablassenden Lächeln. »Nein, ganz bestimmt nicht.«

»1687«, sagte ich. Eine dreiste Lüge. Das heißt, nicht ganz; »normalcy« ist ein Anglizismus. Ich konnte mich nur nicht an Einzelheiten erinnern. Aber dann hatte ich einen Geistesblitz.

»Daniel Defoe benutzt es in seinem Buch *Glück und Unglück der berühmten Moll Flanders*.« Wenn man als Amerikaner in England lebt, gewöhnt man sich an die ewige Behauptung, Amerika sei der Tod der englischen Sprache. Das erzählt man mir gern und oft, normalerweise bei Dinnerparties, und normalerweise ist es jemand, der ein bißchen zu tief ins Glas geschaut hat. Manchmal auch eine nicht zurechnungsfähige, zu stark gepuderte alte Zicke wie die

hier. Und irgendwann verliert man die Geduld. Ich sagte ihr also – ich sagte *ihnen*, denn ihr Gatte sah aus, als wolle er auch noch einen schlichten Gedanken äußern –, ob es ihnen nun passe oder nicht, die britische Sprache sei über die Maßen durch in Amerika geprägte Worte bereichert worden, Worte, ohne die *sie* gar nicht auskämen, und eines davon sei »moron«, Schwachkopf. Ich grinste zähnefletschend, trank meinen Kaffee aus und entschuldigte mich einen Hauch arrogant. Dann ging ich weg, um noch eine Epistel an die Redaktion der *Times* zu entwerfen.

Als John Price und ein sehr netter Bursche namens David Partridge am nächsten Morgen um 11 Uhr in Prices Auto vor dem Hotel vorfuhren, erwartete ich sie schon an der Tür. Mit der Begründung, ich könne das Kaff nicht länger ertragen, verbot ich ihnen, in Bowness eine Kaffeepause zu machen und hieß sie zu dem Hotel in der Nähe von Bassenthwaite fahren, wo Price uns Zimmer gebucht hatte. Dort ließen wir unser Gepäck, tranken etwas, erwarben in der Küche drei Lunchpakete, warfen uns in schicke Bergklamotten und machten uns

zum Great Langdale auf. Na bitte, jetzt kamen wir der Sache doch schon näher.

Obwohl das Wetter wenig verheißungsvoll und es ja auch schon spät im Jahr war, drängten sich an den Parkplätzen und Straßenrändern im Tal die Autos. Überall wühlten Leute in Kofferräumen und holten ihre Ausrüstung heraus oder saßen in offenen Autotüren und zogen sich warme Socken und festes Schuhwerk an. Auch wir schnürten unsere Schuhe, schlossen uns einer wilden Armee Wanderer mit Rucksäcken und wollenen Kniestrümpfen an und begannen einen langen buckligen Berg namens Band zu erklimmen. Unser Ziel war der legendäre Gipfel des Bow Fell, mit 892 Metern die sechsthöchste Erhebung im Lake District. Vor uns bewegten sich Farbtupfer langsam und in gebührendem Abstand voneinander auf eine absurd weit entfernte Bergspitze zu, die in den Wolken verschwand. Wie immer war ich insgeheim erstaunt, daß so viele Leute von der Vorstellung besessen waren, es sei ein Spaß, sich an einem feuchten, schon winterlichen Samstagmorgen Ende Oktober einen Berghang hinaufzukämpfen.

Durch die grasbewachsenen, niedrigeren

Hänge kletterten wir in immer kargeres Terrain, suchten uns über Fels und Geröll einen Weg, bis wir oben in den zottigen Wolkenfetzen anlangten, die über die Talsohle 300 Meter weiter unten trieben. Die Ausblicke waren sensationell – die gezackten Gipfel der Langdale Pikes erhoben sich gegenüber und umdrängten das enge und nun erfreulich weit entfernte Tal mit seinen winzigen, von Steinmauern eingefaßten Wiesen, und im Westen wogte ein Meer von braunen Bergmassiven, die in Nebel und niedrigen Wolken verschwanden.

Als wir weitermarschierten, wurde das Wetter erheblich schlechter. Eisstückchen wirbelten durch die Luft und schnitten uns in die Haut wie Rasierklingen. Und als wir uns Three Tarns näherten, wurde es wahrhaft bedrohlich. Dichter Nebel gesellte sich zu dem scharfen Eisregen, grimmige Windböen schlugen gegen den Berghang und reduzierten unsere Marschgeschwindigkeit auf ein Schneckentempo. Der Nebel begrenzte die Sicht auf ein paar Meter. Ein, zweimal gerieten wir vom Wege ab, was mich in Angst und Schrecken versetzte, weil ich eigentlich nicht hier oben sterben wollte – abgesehen von allem anderen, hatte ich

noch 4700 Treuepunkte auf meiner Barclaycard, für die ich mir was aussuchen durfte. Da tauchte aus der Düsternis vor uns etwas auf, das beunruhigend wie ein orangefarbener Schneemensch aussah. Bei näherer Inspektion entpuppte es sich als ein Hightech-Wanderoutfit. Irgendwo drinnen steckte ein Mann.

»Bißchen frisch«, meinte das Bündel, leicht untertreibend.

John und David fragten ihn, ob er von weit herkomme.

»Nein, vom Blea Tarn.« Blea Tarn war zehn Meilen entfernt – über anstrengendes Gelände.

»Schlecht dort?« fragte John in der Diktion, die ich jetzt schon als die lakonische Sprache britischer Wanderer erkannte.

»Auf allen vieren«, sagte der Mann.

Sie nickten. Alles klar.

»Bald ist es hier auch so.«

Wieder nickten sie.

»Na, ich troll mich mal«, verkündete der Mann, als könne er nicht den ganzen Tag verquatschen, und stapfte ab in die weiße Suppe. Ich sah ihm hinterher, und als ich mich wieder umdrehte, weil ich zart zu bedenken geben wollte, ob wir nicht eventuell

den Rückzug ins Tal antreten sollten, in eine warme Herberge mit heißem Essen und kaltem Bier, sah ich nur noch, wie Price und Partridge von den Nebeln zehn Meter vor mir verschluckt wurden.

»He, wartet auf mich!« krächzte ich und kraxelte hinter ihnen her.

Wir schafften es ohne weitere Vorkommnisse zur Spitze. Ich zählte dreiunddreißig Leute, die sich dort mit Sandwiches, Thermosflaschen und wild flatternden Karten an die vom Nebel weißen Felsbrocken drückten, und versuchte mir vorzustellen, wie ich das einem ausländischen Zuschauer erklären würde – drei Dutzend Engländer machen in einem Eissturm auf einem Berggipfel Picknick –, und stellte fest, daß es nicht zu erklären war. Wir trotteten zu einem Felsen, wo ein liebenswürdiges Paar seine Rucksäcke wegschob und auf ein Stück seines Picknickplatzes verzichtete, damit wir auch noch hinpaßten. Wir setzten uns, wühlten in dem schneidenden Wind in unseren braunen Tüten herum, schlugen mit tauben Fingern hartgekochte Eier auf, schlürften lauwarme Limo, futterten schlabbrige Käse-Pickle-Sandwiches, und starrten in die undurchdringliche Finster-

nis, durch die wir drei Stunden geklettert waren, um hierher zu gelangen, und ich dachte, wirklich, ich dachte ganz ernsthaft: Mein Gott, ich liebe dieses Land!

Vierundzwanzigstes Kapitel

Auf der Fahrt nach Newcastle über York stürzte ich mich wieder in ein Abenteuer. Ich stieg in Durham aus, weil ich mich ein Stündchen in der Kathedrale umtun wollte, und verliebte mich sofort in die Stadt. Und zwar heftig. Sie ist wunderschön – eine perfekte kleine Stadt –, und ich dachte immer wieder: Warum hat mir nie jemand davon erzählt? Ich wußte natürlich, daß sie eine schöne Kathedrale hatte, aber ich hatte ja keine Ahnung, wie *toll* die ist. Ich konnte nicht glauben, daß in zwanzig Jahren nie mal jemand zu mir gesagt hatte: »Was, du bist noch nie in Durham gewesen? Lieber Himmel, Mann, da mußt du sofort hin! Bitte – nimm mein Auto.« Ich hatte in den Sonntagszeitungen unzählige Reiseberichte über Wochenendreisen nach York, Canterbury, Norwich, sogar Lincoln gelesen, aber ich konnte mich an keinen über Durham erinnern, und wenn ich Freunde nach Durham

fragte, fand ich kaum mal jemanden, der dort gewesen war. Deshalb: Wenn Sie noch nie in Durham gewesen sind, fahren Sie sofort hin. Nehmen Sie mein Auto. Die Stadt ist wundervoll.

Die Kathedrale, ein Koloß aus rotbraunem Stein, steht hoch über einer grünen Schleife des träge dahinfließenden Flusses Wear und ist natürlich das Prachtstück. Sie ist rundum vollkommen – nicht nur die Lage und Umgebung und der Bau selbst, sondern auch, und das ist nicht weniger erwähnenswert, die Art und Weise, wie sie Besucher empfängt. Zunächst einmal gab es keine Bettelei, keine »freiwillige« Eintrittsgebühr. Draußen hing nur ein Schild, auf dem stand, daß es 700000 Pfund im Jahr koste, die Kathedrale zu erhalten, und daß man sich wegen der umfangreichen Renovierungen am Ostflügel über jedes Scherflein freue, das die Besucher erübrigen könnten. Innen waren zwei bescheidene Sammelkästen und sonst nichts – kein Chaos, keine Bettelschilder oder störenden Anschlagbretter, Überhaupts nichts, das einen von der unsäglich erhabenen Größe des Innenraums ablenkte. Es war auch genau der richtige Tag für eine Besichtigung. Durch

die Buntglasfenster fiel das Sonnenlicht in breiten schrägen Bahnen, beleuchtete die üppig kannelierten, massiven Pfeiler und besprenkelte den Boden mit Farbtüpfelchen. Es gab sogar hölzernes Kirchengestühl.

Ich bin kein Experte, aber das Fenster im Chor kann sich meiner Ansicht nach mindestens mit dem berühmteren in York messen, und man konnte es wenigstens in seiner ganzen Herrlichkeit sehen, weil es nicht im Querschiff verborgen ist. Und das Buntglasfenster am anderen Ende war sogar noch schöner. Hach, ich könnte vor Begeisterung stundenlang rumblabbern, so wunderschön war es. Als ich dastand, einer von nur etwa einem Dutzend Besuchern, kam ein Küster vorbei und entbot mir einen fröhlichen Gruß. Ich war von dieser Freundlichkeit so bezaubert und überhaupt so entzückt, inmitten einer solchen Vollkommenheit zu sein, daß ich, ohne zu zögern, Durham meine Stimme für die beste Kathedrale auf dem Planeten Erde gab.

Als ich mich satt gesehen hatte, ließ ich die Münzen nur so in den Kollektetopf prasseln und ging von dannen, um mir wenigstens ganz rasch das alte Stadtzentrum anzu-

schauen, das nicht weniger altehrwürdig und betörend war. Dann kehrte ich zum Bahnhof zurück, gleichermaßen beeindruckt und verzweifelt, wieviel es in diesem kleinen Land zu sehen gibt und wie dumm ich gewesen war, mir einzubilden, daß ich mehr als einen Bruchteil davon in sieben so schnell vergehenden Wochen sehen konnte.

Ich nahm einen Intercity nach Newcastle und dann einen Nahverkehrszug nach Pegswood, achtzehn Meilen weiter nördlich, wo ich wiederum in herrlichem, für die Jahreszeit ungewohnlichem Sonnenschein ein, zwei Meilen über eine pfeilgerade Straße nach Ashington wanderte.

Ashington hat sich lange als das größte Bergarbeiterdorf der Welt bezeichnet, aber der Bergbau ist verschwunden, und mit einer Einwohnerzahl von 23000 ist es ja wohl auch schwerlich ein Dorf. Es ist berühmt als Geburtsort etlicher Fußballspieler – Jackie und Bobby Charlton, Jackie Milbourn und mehr als vierzig weiterer, die so talentiert waren, daß sie in der ersten Liga spielten, ein bemerkenswerter Ausstoß für eine bescheidene kleine Gemeinde –, aber mich zog etwas anderes hierher: die einstmals berühmten und nun weitgehend vergesse-

nen Bergarbeiter-Maler.

1934 gründete die Stadt unter Leitung des Malers Robert Lyon, der an der Durham University lehrte, einen Malclub, der sich Ashington Club nannte. Er bestand beinahe ausschließlich aus Kumpeln, die nie gemalt hatten – ja, die meisten hatten noch nicht einmal ein richtiges Gemälde zu Gesicht bekommen – und sich nun jeden Montagabend in einer Baracke trafen. Sie waren unerwartet talentiert und »trugen den Namen Ashington über die grauen Berge«, wie sich ein Kritiker des *Guardian*, der offenbar null Ahnung von Fußball hatte, später ausdrückte. In den Dreißigern und besonders in den Vierzigern erregten sie ungeheure Aufmerksamkeit, und es wurden ebenso häufig Artikel in überregionalen Zeitungen und Kunstzeitschriften über sie geschrieben wie Ausstellungen ihrer Werke in London und anderen großen Städten veranstaltet. Bei meinem Freund David Cook hatte ich mir einmal einen Bildband von William Feaver, *Pitmen Painters*, angeschaut. Die Abbildungen der Gemälde waren durchaus entzückend, aber was mir in Erinnerung blieb, waren die Fotografien der kräftigen Kumpel, die sich mit Schlips

und Anzug in einer engen kleinen Baracke über Staffeleien und Zeichenbretter beugten. Ich mußte es sehen.

Ashington war völlig anders, als ich erwartet hatte. Auf den Fotos in Davids Buch war es ein weit auseinandergezogenes, aus den Fugen geratenes Dorf inmitten schmutziger Schlackehalden, unter den Rußschichten von drei Gruben begraben. Ein Ort mit Matschstraßen, auf die ein ewiger, rußiger Nieselregen niederging.

Ich aber fand eine moderne, lebendige Kommune, die in sauberer, klarer Luft geradezu schwamm. Es gab sogar einen neuen Gewerbepark mit flatternden Wimpeln, spillerigen neuen Bäumen und einem eindrucksvollen Backsteintor auf eindeutig rekultiviertem Gelände. Die Hauptstraße, die Station Road, war eine schicke Fußgängerzone, und die vielen Läden dort schienen gut zu gehen. Natürlich warf hier keiner das Geld zum Fenster raus – die meisten Geschäfte waren von dem Kaliber Price Buster/Superdrug/Nice-Scheiß, die Fenster zugepappt mit schrillen Supersonderangebotsplakaten –, aber im Gegensatz zu Bradford schienen sie zumindest halbwegs zu prosperieren.

Ich fragte im Rathaus, wie ich zu der Stätte der einstmals berühmten Baracke kam, und begab mich dann durch die Woodhorn Road auf die Suche nach dem alten Co-op-Gebäude, hinter dem sie gestanden hatte. Der Ruhm der Ashington Group beruhte in hohem Maße auf wohlwollendem, aber etwas unangenehmem Paternalismus. Wenn man zum Beispiel die alten Berichte über ihre Ausstellungen in London oder Bath liest, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Maler aus Ashington von den Kritikern und anderen Schöngeistern doch eher wie Dr. Johnsons dressierter Hund betrachtet wurden: Das Wunder bestand nicht darin, daß sie es gut, sondern daß sie es überhaupt machten.

Und dabei zeigte sich bei diesen Malern nur eine Facette eines größeren Hungers nach Bildung in Orten wie Ashington, wo die meisten Leute schon Glück hatten, wenn sie mehr als ein paar Jahre Volksschule ergattern konnten. Von heute aus betrachtet, ist es ganz erstaunlich, wie reich das Leben dort in den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg war und wie begeistert die Bildungsangebote angenommen wurden. Zeitweise konnte sich die Stadt einer philosophischen

Gesellschaft rühmen, die rund ums Jahr ein volles Programm mit Vorträgen, Konzerten und Abendunterricht bot, einer Operngesellschaft, einer Theatergesellschaft, einem Arbeiterbildungsverein, einem Institut der Arbeiterwohlfahrt mit Werkstätten und noch mehr Vortragssälen sowie unzähliger Gärtner-, Radfahr- und Sportvereine und dergleichen. Sogar die Arbeiterclubs, von denen Ashington zu seinen Glanzzeiten zweiundzwanzig aufwies, hatten Büchereien und Leseräume für diejenigen, denen der Sinn nach mehr als einem oder zwei Glas Federation Ale stand. Es gab ein blühendes Theater, einen Ballsaal, fünf Kinos und eine Konzerthalle, die Harmonic Hall. Als der Bach Choir aus Newcastle an einem Sonntagnachmittag in den Zwanzigern dort gastierte, kamen 2000 Zuhörer. Können Sie sich heute etwas auch nur entfernt Ähnliches vorstellen?

Und dann verschwanden sie alle nacheinander – die Thespisjünger, die Operngesellschaft, die Leseräume und Vortragssäle. Sogar die fünf Kinos schlossen leise ihre Pforten. Heute findet man die lebendigste Zerstreuung in einer Noble's Spielhalle, an der ich nun auf dem Weg zum Co-op-Gebäu-

de vorbeikam. Es war nicht schwer zu finden, dahinter befand sich ein großer, ungeteerter Parkplatz, den ein paar niedrige Gebäude umstanden – eine Baustoffhandlung, eine Pfadfinderhütte, eine Sozialamtsbaracke und das leuchtend chromgrün gestrichene Holzhaus des Veterans' Institute. Aus William Feavers Buch wußte ich, daß die Baracke der Ashington Group neben dem Veterans's Institute gewesen war, aber nicht, auf welcher Seite, und jetzt konnte man es nicht mehr erkennen.

Die Gruppe war eine der letzten lokalen Institutionen, die verschwand, obwohl sich ihre Auflösung langsam und schmerzhaft vollzog. Während der gesamten fünfziger Jahre sank die Mitgliederzahl unerbittlich. Die Älteren starben weg, und die jungen Leute fanden es lächerlich, sich in Schlips und Anzug zu werfen und mit Farbkästen herumzumachen. Die letzten Jahre erschienen montags abends regelmäßig nur noch zwei alte Mitglieder, Oliver Kilbourn und Jack Harrison. Im Sommer 1982 wurde ihnen mitgeteilt, daß die Miete von 50 Pence im Jahr auf 14 Pfund steigen würde. »Das«, bemerkt Feaver, »plus den 7 Pfund, die vierteljährlich für Strom anfielen, war zu viel.«

Im Oktober 1983 löste sich die Ashington Group kurz vor ihrem fünfzigsten Geburtstag auf, weil ihr 42 Pfund fehlten. Die Baracke wurde abgerissen.

Jetzt kann man sich dort nur noch den Parkplatz anschauen, aber die Bilder werden treu und brav im Woodhorn Colliery Museum aufgehoben, das etwa eine Meile weiter in der Woodhorn Road liegt. Dort lief ich nun an endlosen Reihen früherer Bergarbeiterhäuschen entlang. Die alte Zeche sieht immer noch wie eine Zeche aus, die Backsteingebäude sind noch intakt. Das Förderrad hing in der Luft wie ein seltsames, einsames Kirmeskarussell. Verrostete Schienen durchziehen das Gelände. Aber alles ist ruhig und still, und die Rangierhöfe sind in ordentliche grüne Rasenflächen verwandelt worden. Ich war einer der wenigen Besucher.

Das Woodhorn Colliery schloß im Jahre 1981, sieben Jahre vor seinem einhundertsten Geburtstag. Früher war es einmal eines von 200 Kohlebergwerken in Northumberland, eines von mehr als 3000 im ganzen Land. In den Zwanzigern, als die Kohleindustrie boomte, arbeiteten 1,2 Millionen Männer in britischen Kohlegruben.

Zur Zeit meines Besuches waren noch sechzehn Zechen in Betrieb, und die Zahl der Beschäftigten war um 98 Prozent zurückgegangen.

Traurig findet man das aber nur so lange, bis man das Museum betritt und die Fotos und Unfallstatistiken einen daran erinnern, wie hart und kräftezehrend die Arbeit war und wie zwangsläufig und systematisch sie Generationen von Armut hervorbrachte. Kein Wunder, daß so viele Fußballer von hier kommen; jahrezehntelang war »Soccer« der einzige Ausweg.

Das Museum war gratis und voll geschickt ausgewählter, faszinierender Ausstellungsstücke, die das Leben unten in den Gruben und in dem lebendigen Dorf darüber veranschaulichten. Ich hatte doch gar keine konkrete Vorstellung davon, wie hart das Leben in den Gruben war. Bis weit in unser Jahrhundert hinein starben dort jährlich mehr als tausend Männer, und jede Zeche hatte zumindest eine legendäre Katastrophe. (Woodhorn 1916, als dreißig Männer bei einer Explosion starben, die sich wegen verbrecherisch lascher Sicherheitsvorkehrungen und -kontrollen ereignete. Die Herren Bergwerksbesitzer wurden streng ermahnt,

das dürfe nicht wieder vorkommen, wenn doch, würden sie nächstes Mal aber tüchtig ausgeschimpft.) Bis 1847 arbeiteten Kinder von vier Jahren – fassen Sie das? – bis zu zehn Stunden am Tag in den Gruben, und noch bis vor relativ kurzer Zeit wurden zehnjährige Jungen als Wettertürwärter beschäftigt. In totaler Dunkelheit waren sie auf engstem Raum gezwungen, nichts anderes zu tun, als jedesmal, wenn ein Kohlenhund vorbeikam, die Belüftungstüren zu öffnen und zu schließen. Eine Schicht dauerte von 3 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags sechs Tage die Woche. Und das war ein leichter Job.

Weiß der Himmel, wie die Leute Zeit und Kraft fanden, sich zu Vorträgen und Konzerten und Malclubs zu schleppen, aber sie haben es getan! In einem hell erleuchteten Raum hingen dreißig oder vierzig Bilder von Mitgliedern der Ashington Group. Die Mittel der Gruppe waren so beschränkt, daß viele mit einfacher Wandfarbe malten, und zwar auf Papier, Pappe oder Holzfaserplatten. Kaum welche sind auf Leinwand. Es wäre grob fahrlässig, so zu tun, als habe die Gruppe einen angehenden Tintoretto oder wenigstens einen Hockney in ihren Reihen

gehabt, aber die Bilder sind so interessant, weil sie das Leben in einer Bergarbeiterkommune über einen Zeitraum von fünfzig Jahren festhalten. Fast alle geben lokale Szenen wider – »Samstagabend im Club«, »Whippets« – oder das Leben untertage, und sie hier im Kontext eines Bergwerksmuseums zu sehen und eben nicht in einer Kunstgalerie in einer Metropole, erhöhte ihren Reiz beträchtlich. Zum zweiten Mal an diesem Tag war ich beeindruckt und entzückt.

Und nun raten Sie mal, was ich beim Hinausgehen auf einem Schild las, das die Besitzer der Bergwerke aufführte? Einer der Hauptnutznießer all dieser Mühen und Plagen war niemand anderes als unser alter Freund W. J. C. Scott-Bentinck, der fünfte Herzog von Portland, und nicht zum erstenmal fiel mir auf, was für eine bemerkenswerte kleine Welt Großbritannien doch ist.

Es ist schon toll – das Land schafft es, zugleich intim und klein und bis zum Bersten voll interessanter Ereignisse und Dinge zu sein. Das ringt mir immer wieder Bewunderung ab –, man wandert durch eine Stadt wie Oxford und kommt innerhalb kürzester Zeit am Haus von Christopher Wren vorbei,

den Gebäuden, wo Halley seinen Kometen fand und der Chemiker Boyle sein erstes Gesetz, der Laufbahn, wo Roger Bannister zum erstenmal die Meile unter vier Minuten lief, der Wiese, über die Lewis Carroll promenierte; oder man steht auf dem Snow's Hill in Windsor und sieht mit einem einzigen Blick Windsor Castle, die Sportplätze von Eton, den Friedhof, wo Thomas Gray seine berühmte Elegie schrieb, und die Stätte, an der die *Lustigen Weiber von Windsor* zum erstenmal aufgeführt wurden. Gibt es irgendwo auf der Erde auf so engem Raum eine Landschaft, die so vollgepackt ist mit den Ergebnissen jahrhundertelanger, nie erlahmender schöpferischer Leistung?

In glühendste Bewunderung versunken, kehrte ich nach Pegswood zurück und nahm einen Zug nach Newcastle, wo ich mir ein Hotel suchte und den Abend in einem Zustand heiterer Gelassenheit verbrachte. Ich ging bis ganz spät durch die menschenleeren Straßen, betrachtete die Statuen und Gebäude mit Liebe und Respekt und beendete den Tag mit einem kleinen Gedanken, den ich Ihnen nunmehr unterbreite:

Wie kann es angehen, daß in diesem herrlichen Land, in dem man auf Schritt und

Tritt den Zeugnissen genialer Schöpferkraft und großen Unternehmergeistes begegnet, in dem alle Bereiche menschlicher Fähigkeiten erkundet, erprobt und nach allen Seiten erweitert worden sind, aus dem viele der größten Errungenschaften in Industrie, Handel und Künsten stammen – wie ist es in einem solchen Land möglich, daß ich bei der Rückkehr in mein Hotel den Fernseher einschaltete und schon wieder *Cagney und Lacey* lief?

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Ich fuhr nach Edinburgh. Kann man an einem frischen, dunklen Novemberabend mit dem Zug in einer schöneren, faszinierenderen Stadt ankommen als in Edinburgh? Glücklich derjenige, der aus dem geschäftigen, unterirdischen Inneren von Waverley Station auftaucht und sich im Herzen einer so herrlichen Stadt wiederfindet. Ich war seit Jahren nicht mehr dort gewesen und hatte vergessen, wie berauschend sie sein kann. Jedes Denkmal war mit goldenen Scheinwerfern angestrahlt – die Burg und die Zentrale der Bank of Scotland auf dem Hügel, das Balmoral Hotel und die Statue

von Scott darunter –, was ihnen einen gewissen gespenstischen Adel verlieh. Die Stadt summte von den Aktivitäten zum Tagesausklang. Die Busse brummten durch die Princes Street, und Verkäufer und Büroangestellte eilten über die Bürgersteige, um rasch nach Hause zu Haggis und *cock-a-leekie,* der Hühnersuppe mit Lauch, zu kommen und ein bißchen auf dem Dudelsack zu dudeln, oder was auch immer die Schotten nach Sonnenuntergang tun.

Ich hatte im Caledonian Hotel ein Zimmer bestellt, ein tollkühnes, extravagantes Unterfangen, aber es ist ein grandioser Bau und eine Edinburgher Institution, und ich mußte einfach für zwei Nächte dazugehören. Der Weg dorthin führte mich über die Princes Street, an dem gotischen Weltraumschiff, vulgo Scott-Denkmal, vorbei, und versetzte mich erneut in gehobene Stimmung, als ich mich unter die eilenden Menschenmassen mischte und die Burg auf dem Felsensockel erblickte, der sich scharf von dem blassen Abendhimmel abhob.

Eigenartig, wie sehr man das Gefühl hatte, in einem anderen Land zu sein, viel mehr als in Wales. Die Gebäude waren unenglisch schmal und hoch, das Geld anders, sogar

die Luft und das Licht fühlten sich unbeschreiblich nördlich an. Jedes Buchhandlungsfenster war voll von Büchern über Schottland oder von schottischen Autoren. Und natürlich waren die Stimmen anders. Ich lief daher, als hätte ich England weit hinter mir gelassen, und kam prompt an etwas Vertrautem vorbei. Da, schau her, hier gibt's Marks & Spencer, dachte ich verblüfft, als wäre ich in Reykjavik oder Stavanger und könne nicht damit rechnen, etwas Britisches vorzufinden. Es war richtig nett.

Ich checkte im Caledonian ein, schmiß meine Sachen ins Zimmer und ging sofort wieder hinaus, begierig, mir draußen anzusehen, was immer Edinburgh zu bieten hatte. Ich trottete über einen langen, buckligen Berghang zur Burg, aber die Anlage war schon für die Nacht geschlossen, und ich begnügte mich mit einem gemächlichen Spaziergang über die Royal Mile, auf der nichts los und die auf eine strenge, schottische Art sehr schön war. Ein Blick in die Schaufenster der vielen Touristenläden veranlaßte mich, darüber zu räsonieren, was die Schotten der Welt doch alles geschenkt haben – Kilts, Dudelsäcke, karierte Mützen,

Haferkekse in Dosen, leuchtendgelbe Pullover mit großen Rhombenmustern, wehmütig dreinschauende Greyfriars Bobbys in Gips (ich würde auch so dreinschauen, wenn ich vierzehn Jahre am Grabe meines Herrn wachte), Haggis –, und daß es außer den Schotten sowieso niemand will.

Eins möchte ich an dieser Stelle betonen: Ich hege für Schottland und seine klugen, frischwangigen Bewohner die größte Zuneigung und Bewunderung. Wußten Sie, daß Schottland mehr Universitätsstudenten pro Kopf der Bevölkerung hat als alle anderen Nationen Europas? Und überproportional im Verhältnis zu seiner bescheidenen Größe hat es eine ganze Latte von Berühmtheiten hervorgebracht – Stevenson, Watt, Lyell, Lister, Burns, Scott, Conan Doyle, J. M. Barrie, Adam Smith, Alexander Graham Bell, Thomas Telford, Lord Kelvin, John Logie Baird, Charles Rennie Mackintosh und Ian McCaskill, um nur ein paar zu nennen. Neben vielem anderen verdanken wir den Schotten den Whisky, Regenmäntel, Gummistiefel, das Fahrradpedal, das Telefon, Asphalt, Penicillin und das Wissen, wie Cannabis seine Wirkung entfaltet. Wie unerträglich wäre das Leben wohl ohne diese

Dinge. Also danke schön, Schottland, und mach dir nichts draus, daß du dich heutzutage nicht einmal mehr für die Fußballweltmeisterschaft qualifizierst.

Am Ende der Royal Mile stieß ich auf den Eingang zum Holyrood Palace und gelangte durch eine Reihe dunkler Seitenstraßen zurück zum Zentrum. Schließlich landete ich in einem ungewöhnlichen Pub auf dem St. Andrew Square, im Tiles. Der Name paßte wie die Faust aufs Auge, denn vom Boden bis zur Decke war jeder Zentimeter mit dicken fetten, schnörkeligen viktorianischen Kacheln bedeckt. Es war ein bißchen, als betränke man sich in Prince Alberts Klo – übrigens gar nicht übel. Wie dem auch sei, irgend etwas muß mir gefallen haben, denn ich kippte eine närrische Menge Bier in mich hinein, und als ich damit fertig war, hatten alle Restaurants im Umkreis geschlossen. Ich schlich in mein Hotel zurück, blinzelte der Nachtschicht zu und brachte mich ins Bett.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, war ich halb verhungert, munter und über Gebühr klar im Kopf. Ich begab mich in den Speisesaal. Ob ich frühstücken möchte, fragte mich ein Herr im schwarzen Anzug.

»Worauf Sie sich verlassen können!« erwiderte ich bestens gelaunt und versetzte ihm einen freundschaftlichen Rippenstoß. Ich wurde zu einem Tisch geleitet und war so hungrig, daß ich auf einen Blick in die Speisekarte verzichtete und den Mann bat, mir zu bringen, was auch immer Küche und Keller zum Frühstück zu bieten hatten. Dann lehnte ich mich glücklich und zufrieden zurück und betrachtete in aller Muße die Karte. Und entdeckte, daß das warme Frühstück mit 14,50 Pfund verzeichnet war! Ich schnappte mir einen vorbeikommenden Ober.

»Entschuldigen Sie«, sagte ich, »aber hier steht, daß das Frühstück 14,50 Pfund kostet.«

»Das ist richtig, Sir.«

Plötzlich spürte ich, wie ein Kater an meiner Schädeldecke kratzte. »Heißt das«, sagte ich, »daß ich zusätzlich zu der üppigen Summe, die ich für das Zimmer berappe, 14,50 Pfund für ein Spiegelei und einen Haferkeks hinlegen soll?«

Er gab zu, daß das im wesentlichen zutreffe. Da widerrief ich meine Bestellung und bat statt dessen um eine Tasse Kaffee. Also, ehrlich.

Vielleicht lag es daran, daß mein Glück so plötzlich so früh getrübt und ich grantig wurde, oder an dem tröpfelnden Regen, jedenfalls sah Edinburgh bei Tageslicht nicht halb so schön aus wie am Abend zuvor. Nun schleppten sich die Leute mit Schirmen durch die Straßen, und die Autos zischten so durch die Pfützen, daß es gereizt und ungeduldig klang. Die George Street, das Herz der New Town, bot mit ihren Statuen und imposanten Plätzen einen fraglos feinen, wenn auch feuchten Anblick. Doch bei weitem zu viele georgianische Gebäude waren durch moderne Fassaden grob verschandelt worden.

Auf der Suche nach einem Café oder Bistro, in dem ich frühstücken konnte, landete ich schließlich wieder in der Princes Street. Auch sie schien sich über Nacht verändert zu haben. Als gestern hier die Werktätigen hindurchgeeilt waren, hatte sie betörend vital gewirkt, richtig aufregend, aber jetzt im faden Licht des Tages kam sie mir nur lustlos und grau vor. Ich schlurfte daher, doch mit Ausnahme von ein paar wahrhaft trübseligen Billigläden für Strickwaren, wo die Sachen anscheinend mit Fallrückzieher auf die Theken gekickt wor-

den waren oder spontan aus Mülleimern krabbelten, hatte die Princes Street nichts als die üblichen Kettenetablissements zu bieten – Boots, Littlewoods, Virgin Records, British Home Stores, Marks & Spencer, einen Burger King und ein McDonald's. Was in der Stadtmitte fehlte, war eine ehrwürdige, allseits beliebte Institution wie zum Beispiel ein Kaffeehaus oder ein Tea Room, jedenfalls ein Lokal mit Zeitungen an Holzstangen, Topfpalmen und vielleicht einer kleinen, dicken Lady, die Klavier spielte.

Ungeduldig und verdrossen ging ich schließlich in einen vollen McDonald's, wartete hundert Jahre in einer langen, unordentlichen Schlange, in der ich noch ungeduldiger und verdrossener wurde, und bestellte dann eine Tasse Kaffee und ein Egg McMuffin.

»Wollen Sie eine Apfeltasche dazu?« fragte der picklige Jüngling, der mich bediente.

»Verzeihung«, sagte ich, »sehe ich aus, als hätte ich einen Hirnschaden?«

»Wie bitte?«

»Korrigieren Sie mich, wenn ich unrecht habe, aber ich habe keine Apfeltasche bestellt, oder?«

»Hm … nein.«

»Na also. Oder sehe ich so aus, als litte ich an einer Geisteskrankheit, die es mir unmöglich macht, eine Apfeltasche zu bestellen, wenn ich eine wollte?«

»Nein, wir soll'n eben nur jeden danach fragen.«

»Dann sind Sie also der Auffassung, in Edinburgh hätten alle einen Dachschaden?«

»Wir soll'n bloß alle fragen.«

»Gut, ich will aber keine Apfeltasche, und deshalb habe ich auch keine bestellt. Wollen Sie sonst noch etwas wissen, das ich nicht will?«

»Wir soll'n bloß alle fragen.«

»Wissen Sie noch, *was* ich möchte?«

Verwirrt schaute er auf seine Kasse. »Hm, ein Egg McMuffin und eine Tasse Kaffee.«

»Glauben Sie, ich kriege es heute morgen noch, oder sollen wir uns noch ein bißchen unterhalten?«

»Schon gut, ich hole es sofort.«

»Danke schön.«

Also wirklich.

Danach war ich nur ein winziges bißchen weniger verdrossen, und als ich das McDonald's verließ, regnete es in Strömen. Ich hechtete über die Straße und flüchtete in-

tuitiv in die Royal Scottish Academy, einen noblen pseudohellenistischen Bau, zwischen dessen Säulen Banner hingen, wodurch er ein wenig wie ein verlorener Außenposten des Berliner Reichstags aussah. Ich entrichtete 1,50 Pfund für eine Eintrittskarte, schüttelte mich wie ein Hund trocken und schlurfte hinein. Sie hatten ihre Herbstausstellung oder vielleicht ihre Winterausstellung, oder vielleicht war es auch ihre Jahresausstellung. Ich konnte es nicht erkennen, weil ich keine Schilder sah und die Bilder mit Nummern bezeichnet waren. Um herauszufinden, was was war, hätte man zusätzlich 2 Pfund für einen Katalog hinblättern müssen – was mich, ehrlich gesagt, ärgert, wenn ich mich gerade schon von 1,50 Pfund getrennt habe. (Der National Trust pflegt diese Unsitte auch. Er versieht die Pflanzen und Bäume in seinen Parks und Gärten mit Nummern, so daß man einen Katalog kaufen muß, wenn man wissen will, wie sie heißen. Übrigens ein Grund, warum ich mein Vermögen nicht dem National Trust vererbe.) Die Ausstellung erstreckte sich über viele Räume, und die Werke fielen in vier Kategorien. Erstens: Boote an Stränden, zweitens: einsa-

me Katen, drittens: halbbekleidete Freundinnen, die Toilette machen, und viertens: aus irgendeinem Grunde französische Straßenszenen, stets mit wenigstens einer Ladenfassade, auf der BOULANGERIE oder EPICERIE stand, so daß man den Schauplatz unmöglich mit Fraserburgh oder Arbroath verwechseln konnte.

Viele Bilder – ja, die meisten – waren außergewöhnlich gut, und als ich sah, daß an einigen rote Kreise klebten, merkte ich nicht nur, daß sie zum Verkauf standen, sondern verspürte auch plötzlich das seltsame Verlangen, selbst eines zu erstehen. Also begann ich, Ausflüge zu der Dame am Eingang zu machen und zu fragen: »Entschuldigung, wieviel kostet Nummer 125?« Woraufhin sie nachschaute und eine Zahl nannte, die mehrere hundert Pfund über dem lag, was ich auszugeben bereit war. Dann dackelte ich wieder los, kam nach einem Weilchen zurück und fragte: »Entschuldigen Sie, wieviel kostet Nummer 74?« Einmal sah ich ein Bild, das mir gesonders gut gefiel – ein Gemälde vom Solway Firth von einem Burschen namens Colin Park –, und die Dame schaute nach und sagte, es koste 125 Pfund. Das war ein anständiger

Preis, und ich wollte es schon selbst auf die Gefahr hin kaufen, daß ich es bis John O'-Groats unterm Arm hätte tragen müssen, da entdeckte sie, daß sie in der falschen Zeile nachgesehen hatte. Das Bild für 125 Pfund war ein kleines Ding von etwa 7,5 x 7,5 Zentimetern, und der Colin Park kostete erheblich mehr. Ich zog also wieder ab. Als meine Beine allmählich müde wurden, versuchte ich es anders herum und fragte sie, was sie für 50 Pfund oder weniger habe. Sie hatte nichts, und ich ging um eine Hoffnung ärmer, aber, was den Katalog betraf, um 2 Pfund reicher meiner Wege.

Dann besuchte ich die Scottish National Gallery, die mir sogar noch besser gefiel, nicht nur, weil sie gratis war. Sie versteckt sich hinter der Royal Scottish Academy und macht von außen nicht viel her. Aber innen ist sie in einem imperialen, neunzehnten Jahrhundert-Stil gehalten und sehr edel – mit roten Frieswänden, überdimensionalen Bildern in pompösen Rahmen, hier und dort Statuen von nackten Nymphen und vergoldeten Möbeln, die einen an Königin Victorias Boudoir erinnern. Die Gemälde waren nicht nur hervorragend, sondern hatten auch Schilder, die über den histori-

schen Hintergrund informierten und darüber, was die dargestellten Leute machten, was ich für höchst empfehlenswert halte. Es sollte überall obligatorisch sein.

Dankbar las ich die lehrreichen Bemerkungen und freute mich, zum Beispiel zu erfahren, daß Rembrandt auf seinem Selbstporträt deshalb so mißmutig aussieht, weil er gerade für bankrott erklärt wurde. Doch in einem der Räume fiel mir ein Mann in Begleitung eines etwa dreizehnjährigen Jungen auf, der keine Schilder brauchte.

Die beiden entstammten dem, was die Queen Mother wahrscheinlich als niedere Stände bezeichnet. Alles an ihnen verriet Armut und materiellen Mangel – schlechtes Essen, schlechter Lohn, schlechte Zähne, schlechte Aussichten, sogar schlecht gewaschene Wäsche –, aber der Mann beschrieb die Bilder mit wahrhaft herzerwärmender Liebe und Vertrautheit, und der Juhge lauschte jedem seiner Worte mit gespannter Aufmerksamkeit. »Siehst du, das hier ist ein später Goya«, sagte der Mann leise. »Schau dir bloß an, wie beherrscht der Pinselstrich ist – im Vergleich zu seinen vorherigen Arbeiten ein kompletter Stilwechsel.

Weißt du noch, wie ich dir mal erzählt habe, daß Goya bis fünfzig kein einziges großes Bild gemalt hat? Aber das Bild hier ist großartig.« Verstehen Sie, er gab nicht an; er teilte!

Das hat mich in Großbritannien oft beeindruckt und mir Rätsel aufgegeben – wie gebildet Leute von unterprivilegierter Herkunft oft sind. Wie Leute, von denen ich es nie gedacht hätte, mir einen Pflanzennamen in Latein sagen oder sich als Experten in der Politik des alten Thrakien entpuppen. In diesem Land wird das große Finale einer Sendung wie *Mastermind* immerhin nicht selten von Taxifahrern oder Lokomotivführern gewonnen. Ich kann mich nie entscheiden, ob ich das zutiefst beeindruckend finde oder einfach nur schrecklich – ob das ein Land ist, in dem sogar Lokomotivführer etwas über Tintoretto und Leibniz wissen, oder ein Land, in dem Leute, die etwas über Tintoretto und Leibniz wissen, als Lokomotivführer enden. Ich weiß nur, es kommt hier häufiger vor als anderswo.

Nach der Nationalgalerie kletterte ich den steilen Abhang zu der Burganlage hoch, die mir seltsam, beinahe gespenstisch vertraut

vorkam. Ich war nie dort gewesen, wußte also absolut nicht, warum. Aber dann fiel mir ein, daß eine der Episoden von *This Is Cinerama* in Bradford ein Zapfenstreich auf der Burg von Edinburgh gewesen war. Die Burganlagen sahen genauso aus wie in dem Film, nur war jetzt das Wetter anders, und Gott sei Dank paradierten keine Gordon Highlanders einher. Eins hatte sich seit 1951 allerdings auch mächtig verändert – der Blick von der Terrasse auf die Princes Street.

1951 war die Princes Street immer noch eine der eindrucksvollsten Straßen der Welt, eine elegante Hauptverkehrsader, an der nördlichen Seite von imposanten viktorianischen und edwardianischen Bauten gesäumt, die von Größe und Selbstbewußtsein und einem Weltreich zeugten – der North British Mercantile Insurance Company, dem prächtigen, klassizistischen Gebäude des New Club, dem alten Waverley Hotel. Und dann wurden sie aus unerfindlichen Gründen eines nach dem anderen abgerissen und großteils von grauen Betonbunkern ersetzt. Am östlichen Ende der Straße wurde der gesamte St. James' Square, eine Grünfläche, die von Unmengen Mietshäu-

sern aus dem achtzehnten Jahrhundert umgeben war, plattgemacht, um einem der klotzigsten, häßlichsten Laden-Hotel-Komplexe, der je dem Reißbrett eines Architekten entsprungen ist, zu weichen. Nun sind von der einstmals stolzen Pracht der Princes Street nur noch einzelne Exemplare wie das Balmoral Hotel und das Scott-Denkmal und ein Teil der Fassade von Jenners Department Store übrig.

Als ich wieder zu Hause war, fand ich in meinem *AA Book of British Towns* die Illustration eines Malers, die das Herz Edinburghs aus der Vogelperspektive zeigt. Da war die Princes Street von einem Ende zum anderen nur von feinen, alten Häusern gesäumt. Und genauso war der Künstler mit den Abbildungen anderer britischer Städte verfahren – Norwich und Oxford und Canterbury und Stratford. Also, das gehört sich doch einfach nicht! Man kann doch keine feinen, alten Bauten abreißen und dann so tun, als seien sie noch da. Aber das ist typisch für Großbritannien in den letzten dreißig Jahren, und nicht nur für Gebäude.

In reichlich mieser Stimmung begab ich mich auf die Suche nach was Vernünftigem zu essen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Reden wir über was Erfreulicheres. Reden wir über John Fallows. Der stand 1987 eines Tages am Schalter einer Londoner Bank und wartete, daß er bedient wurde. Da trat der Möchtegern-Bankräuber Douglas Bath vor ihn, schwenkte ein Gewehr und verlangte Geld von dem Kassierer. Stinkwütend sagte Fallows, er solle sich ans Ende der Schlange »verpissen« und warten, bis er dran sei. Vermutlich nickten die anderen Wartenden zustimmend. Auf diesen Verlauf der Ereignisse nicht vorbereitet, verließ Bath die Bank lammfromm und mit leeren Händen und wurde unweit davon verhaftet.

Ich erzähle das, um meine Behauptung zu untermauern, daß, wenn eine wertvolle Eigenschaft die Briten charakterisiert, dann das angeborene Gefühl für gute Manieren und daß man sie unter Einsatz seines Lebens verteidigt. Achtung für und stillschweigende Rücksichtnahme auf andere sind solch fundamentale Bestandteile des britischen Lebens, daß kaum ein Gespräch ohne beginnt. Begegnungen mit Fremden

werden gewöhnlich mit den Worten eingeleitet: »Es tut mir furchtbar leid, aber.« Dann folgt irgendeine Bitte: »Können Sie mir sagen, wo es nach Brighton geht? ... mir helfen, meine Hemdgröße herauszufinden? ... Ihren Überseekoffer von meinen Füßen nehmen?« Und wenn Sie der Bitte nachgekommen sind, schenken sie Ihnen stets ein schüchternes, entschuldigendes Lächeln, sagen wieder, daß es ihnen leid tut, und bitten um Verzeihung dafür, daß sie Ihre Zeit in Anspruch genommen oder gedankenlos ihren Fuß dort hingestellt haben, wo ja ganz offensichtlich Ihr Überseekoffer stehen mußte. Ich liebe es.

Den lebendigen Beweis für meine Argumentation lieferte eine Frau, die vor mir stand, als ich am späten Vormittag aus dem Caledonian auscheckte. Mit hilflosem Blick sagte sie zu dem Empfangsmenschen: »Es tut mir furchtbar leid, aber ich schaffe es anscheinend nicht, den Fernseher in meinem Zimmer anzustellen.« Wohlgemerkt, sie war den ganzen Weg nach unten gekommen, um sich zu entschuldigen, weil der Fernseher des Hotels nicht funktionierte! Mir floß das Herz über vor Wärme und Zuneigung für dieses merkwürdige, uner-

gründliche Land.

Und es geschieht alles instinktiv, das kommt noch dazu. Ich erinnere mich, als ich, neu im Land, eines Tages an einem Bahnhof ankam und sah, daß nur zwei von etwa einem Dutzend Schalter offen waren. (Zum besseren Verständnis des ausländischen Lesers sollte ich erklären, daß in Großbritannien folgende Regel gilt: Ganz einerlei, wie viele Schalter es in einer Bank, einer Post oder einem Bahnhof gibt, es sind immer nur zwei besetzt. Außer bei Hochbetrieb. Da ist nur einer auf.) An beiden wurde bedient. In einem anderen Land wäre nun eins von beidem passiert: Entweder hätten sich die Kunden vor den Schaltern gedrängelt und alle gleichzeitig verlangt dranzukommen, oder es hätte zwei sich langsam vorwärtsschiebende Schlangen gegeben, voll ärgerlicher Wartender, die überzeugt waren, daß sich die andere Schlange schneller bewegte.

Hier in Großbritannien waren die Leute spontan auf ein viel vernünftigeres und raffinierteres Verfahren gekommen. Sie hatten eine einzige Schlange ein paar Meter weit von beiden Schaltern entfernt gebildet. Immer wenn einer frei wurde, ging der er-

ste in der Schlange hin, und der Rest schlurfte einen Schritt vor. Es war wunderbar fair und demokratisch, und das Bemerkenswerte war, daß es niemand befohlen oder auch nur vorgeschlagen hatte.

Es geschah einfach.

Etwas Ähnliches passierte nun. Denn nachdem die Dame mit dem widerspenstigen Flimmerkasten ihre Entschuldigung vorgebracht hatte (und ich muß sagen, daß der Empfangsmensch sie ungewöhnlich anstandslos akzeptierte und sogar soweit ging, anzudeuten, falls sich sonst noch etwas im Zimmer der Frau als funktionsuntüchtig erweise, solle sie doch um Gottes willen nicht die Schuld bei sich suchen), wandte er sich an mich und einen weiteren, ebenfalls wartenden Herrn und fragte: »Wer ist der nächste?« Woraufhin der Herr und ich uns dem komplizierten Procederé, »Nach Ihnen«, »Nein, nach Ihnen«, »Aber ich bestehe darauf«, »Ach, das ist aber sehr liebenswürdig« unterwarfen, und mir das Herz nun geradezu überfloß.

Und so trat ich denn an meinem zweiten Morgen in Edinburgh, aufgemuntert von dieser heiteren, zivilisierten Begegnung, glücklich und zufrieden und eins mit der

Welt aus dem Hotel. Die Sonne schien, und die Stadt war wieder wie verwandelt. Die George Street und die Queen Street waren ausgesprochen hinreißend, die steinernen Fassaden glänzten im Sonnenschein, die feuchte, drückende Dunkelheit, die sie am Vortag verdüstert hatte, war gänzlich geschwunden. Der Firth of Forth schimmerte in der Ferne, und die kleinen Parks und Plätze waren grün und voller Leben. Ich stapfte The Mound zu den alten Stadtterrassen hoch, um mich umzuschauen, und war erstaunt, wie anders alles aussah. Princes Street war immer noch eine Schandmeile architektonischer Fehltritte, aber die dichtgedrängten, eleganten Dächer und hochaufragenden Kirchtürme auf den Hügeln dahinter verliehen der Stadt Charakter und Eleganz, was mir am Vortag völlig entgangen war.

Den Morgen machte ich einen auf Tourist, ich besuchte die Kathedrale St. Giles, schaute mir Holyroodhouse an und kletterte auf den Gipfel des Calton Hill. Dann holte ich meinen Rucksack und ging zum Bahnhof, froh, daß ich mit Edinburgh meinen Frieden geschlossen hatte und wieder auf Achse war.

Und was ist doch eine Zugreise für eine feine Sache! Schon als wir aus Edinburgh durch die ruhigen Vororte und über die Brücke über den Forth hinauszockelten, begann die Bewegung der Bahn mich einzulullen. (Und meine Güte, die Brücke *ist* ein mächtiges Bauwerk; plötzlich begriff ich, warum die Schotten sich nicht genug darüber auslassen können.) Der Zug war fast leer und richtig feudal. Er war in beruhigenden Blau- und Grüntönen gehalten, ein scharfer Kontrast zu den diversen Triebwagen, in denen ich während der letzten Tage gereist war. Er erwies sich tatsächlich als so beruhigend, daß meine Lider bald unerträglich schwer wurden und mein Hals sich in ein gummiartiges Material verwandelte. Im Handumdrehen sackte mir der Kopf auf die Brust, und ich beschäftigte mich nun nur noch mit der leisen, stetigen Produktion etlicher Liter Spucke – für die ich leider keine rechte Verwendung hatte.

Manche Leute sollten in der Eisenbahn einfach nicht schlafen, oder wenn sie eingeschlafen sind, stillschweigend mit einer Plane bedeckt werden, und ich fürchte, ich gehöre dazu. Unbestimmbare Zeit später erwachte ich mit einem brünftigen Schnau-

ben, schlug kurz und wild mit den Armen um mich, hob den Kopf von der Brust und stellte fest, daß ich von Bart bis Gürtelschnalle von einem Spinnennetz aus Sabber besudelt war und drei Leute mich mit seltsam teilnahmsloser Miene anstarrten. Wenigstens blieb mir die übliche Erfahrung erspart, aufzuwachen und festzustellen, daß mich eine Gruppe kleiner Kinder mit offenen Mündern anstarrt und angesichts der Entdeckung, daß dieser sabbernde Koloß lebendig ist, kreischend die Flucht ergreift.

Erschreckt vor meinem Publikum zurückweichend, tupfte ich mich diskret mit dem Jackenärmel ab und konzentrierte mich auf den Blick nach draußen. Wir ratterten durch eine weite, offene Landschaft, die eher nett als dramatisch war – Ackerland bis weit zu den großen, runden Bergen hin –, und der Himmel schien unter seinem eigenen schweren Grau zu kollabieren. Von Zeit zu Zeit hielten wir in einer trägen, kleinen Stadt mit einem toten, kleinen Bahnhof – Ladybank, Cupar, Leuchars – und erreichten schließlich mit Dundee, Arbroath und Montrose eine größere, etwas geschäftigere Welt. Drei Stunden nach unserer Abfahrt von Edinburgh glitten wir in spärli-

chem, rasch schwindendem Licht nach Aberdeen hinein.

Neugierig drückte ich das Gesicht gegen die Scheibe. Ich war noch nie in Aberdeen gewesen und kannte auch niemanden, der dort gewesen war. Ich wußte fast nichts über die Stadt, außer, daß sie von der Nordseeölindustrie beherrscht wird und sich stolz »Granite City« nennt. Sie war mir immer irrsinnig abgelegen erschienen, als würde ich dort wahrscheinlich nie hinkommen, deshalb wollte ich sie unbedingt sehen.

Ich hatte mich in einem Hotel eingemietet, das in meinem Reiseführer wärmstens empfohlen wurde (der dicke Wälzer endete als Feuerholz), sich aber als ödes, überteuertes Hochhaus in einer Seitenstraße entpuppte. Mein Zimmer war klein und düster, das Mobiliar angeschlagen, das Bett vom Format einer Gefängnispritsche, die Zudecke hauchdünn, das einzige Kissen alles andere als weich und die Tapete eifrig bemüht, von einer feuchten Wand zu fliehen. In einem ambitionierten Moment hatte die Hotelleitung eine Art Mischpult am Bett anbringen lassen, von dem aus man Lampen, Radio und

Fernseher einschalten konnte und in dem überdies ein Wecker eingebaut war, aber nichts davon funktionierte. Den Weckerknopf hatte ich sofort in der Hand. Seufzend ließ ich meine Siebensachen aufs Bett plumpsen und kehrte auf die dunklen Straßen Aberdeens zurück auf der Suche nach Essen, Trinken und granitenem Glanz.

Eines habe ich über die Jahre gelernt: Die Eindrücke, die man von einer Stadt gewinnt, werden unweigerlich von dem Weg geprägt, den man für die Anreise wählt. Fahren Sie durch die grünen Vororte Richmond, Barnes und Putney nach London hinein und steigen Sie, sagen wir, in Kensington Gardens oder Green Park aus, und Sie glauben, inmitten einer riesigen, wohlgepflegten ländlichen Idylle zu sein. Nehmen Sie die Strecke über Southend, Romford und Liverpool Street, und Sie bekommen ein völlig anderes Bild. Vielleicht lag es also lediglich an dem Weg, den ich von meinem Hotel aus nahm. Ich lief jedenfalls knapp drei Stunden straßauf, straßab und fand an Aberdeen nichts auch nur annähernd Bewundernswürdiges. Es gab hier und da ein paar Lichtblicke – eine Fußgängerzone am Mercat Cross, ein inter-

essant aussehendes kleines Museum namens John Dun's House, ein paar eindrucksvolle Universitätsgebäude –, aber sooft ich auch kreuz und quer durchs Zentrum ging, ich stieß immer nur auf einen riesigen, glamourösen neuen Einkaufskomplex, den zu umschiffen absolut nervig war (grummelnd landete ich stets aufs neue in Sammellagern für Pappkartons und Ladebuchten, von denen aus es nicht weiterging). Oder ich fand mich in einer breiten, endlosen Straße mit genau den gleichen Läden wieder, die ich in den letzten sechs Wochen in jeder zweiten Stadt gesehen hatte. Es war wie überall und nirgends – wie ein kleines Manchester oder ein x-beliebiger Teil von Leeds. Vergebens suchte ich eine einzige Stelle, wo ich mich hinpflanzen, die Hände in die Hüfte stemmen und sagen konnte: »Aha, das also ist Aberdeen.« Vielleicht lag es ja auch an der düsteren Jahreszeit. Irgendwo hatte ich gelesen, daß Aberdeen neunmal den Wettbewerb »Britain in Bloom« gewonnen hatte, aber ich sah kaum einen Park oder grünen Fleck. Vor allem hatte ich selten das Gefühl, mitten in einer reichen stolzen, aus Granit erbauten Stadt zu sein.

Und zu allem Überfluß konnte ich mich nicht entscheiden, wo ich essen wollte. Ich gieperte nach etwas anderem, etwas, das ich auf dieser Reise nicht schon hundertmal gegessen hatte – Thai oder Mexikanisch vielleicht, oder vielleicht Indonesisch oder sogar Schottisch –, aber ich fand immer wieder nur die üblichen chinesischen oder indischen Restaurants, wie üblich in einer Seitenstraße, wie üblich eine Treppe hoch, die aussah, als sei sie erst kürzlich für ein Motorradrennen benutzt worden, doch ich konnte mich nicht überwinden, diese schreckliche Klettertour ins Unbekannte zu machen. Ich wußte ja eh genau, was mich dort oben erwartete – trübes Licht, ein Empfangsbereich mit einem gepolsterten Tresen, asiatische Klimpermusik, Tische voll Edelstahltellerwärmern und Biergläsern. Nein, danke. Verzweifelt veranstaltete ich schlußendlich eine Runde »Ene mene mu«, und das Schicksal bestimmte einen Inder. Es war bis auf das letzte Reiskorn so wie jedes indische Essen, das ich in den Vorwochen gegessen hatte. Selbst der Rülpser nach dem Essen schmeckte genauso wie immer. Unzufrieden und miesepetrig kehrte ich in mein Hotel zurück.

In der aufrichtigen Hoffnung, daß die Stadt mir besser gefallen würde, machte ich am nächsten Morgen einen Spaziergang. Aber leider, leider wurde ich enttäuscht. Aberdeen war eigentlich ganz in Ordnung, doch fade bis zur Schmerzgrenze. Ich bummelte durch das neue Einkaufszentrum und streifte ziemlich weit durch die Straßen im Umkreis, doch ich fand sie alle gleich farblos, man konnte sie getrost vergessen. Und dann begriff ich, daß das Problem nicht sosehr in Aberdeen begründet war, als im Wesen des modernen Großbritannien. Britische Städte sind wie ein Kartenspiel, das endlos neu gemischt und ausgeteilt worden ist – die gleichen Karten, andere Reihenfolge. Wenn ich aus einem anderen Land nach Aberdeen gekommen wäre, hätte ich es wahrscheinlich angenehm und schön gefunden. Es war wohlhabend und sauber, hatte Buchläden und Kinos, eine Universität und im großen und ganzen alles, was man in einer Stadt braucht. Ich bezweifle ja nicht, daß man nett dort leben kann. Es war nur so sehr wie überall sonst auch.

Nachdem ich diesen kleinen Gedanken in meinem Kopf verstaut hatte, mochte ich es viel lieber. Ich meine nicht, daß ich darauf

brannte, mit Sack und Pack dort hinzuziehen – und wieso auch? Genau die gleichen Dinge, die Läden, Bibliotheken und Freizeitzentren, Pubs und Fernsehprogramme, Telefonzellen, Postgebäude, Ampeln, Parkbänke, Zebrastreifen, Seeluft und Post-indischem-Essen-Rülpser konnte ich ja genauso überall sonst haben. Aber eben das, was Aberdeen am Abend zuvor langweilig und vorhersagbar gemacht hatte, machte es komischerweise nun vertraut, ja richtig heimelig. Doch nie hatte ich auch nur eine Spur das Gefühl, daß ich in Granite City war, und ohne Bedauern holte ich meine Sachen aus dem Hotel und kehrte zum Bahnhof zurück, um meine Fahrt gen Norden fortzusetzen.

Wieder war der Zug sehr sauber, fast leer und besänftigend blau und grau. Er bestand nur aus zwei Waggons, hatte aber einen Minibarservice. Das beeindruckte mich. Nur war der junge Bursche, der die Minibar schob, leider sehr emsig – ich hatte den Eindruck, daß er gerade mit dem Job angefangen hatte, mithin immer noch an dem Punkt war, wo es ihm Spaß machte, Tee auszuteilen und Geld zu wechseln. Da es nur zwei andere Fahrgäste und nur 55 Me-

ter zu patrouillieren gab, kam er alle drei Minuten vorbei. Der ständige Krach des vorbeiratternden Wagens bewahrte mich aber wenigstens davor, einzunicken und in peinliche Hypersabberei zu geraten.

Wir fuhren durch eine schöne, unaufregende Landschaft. Ich kannte die Highlands nur an der dramatischeren Westküste, das hier war im Vergleich entschieden ruhiger – sanfte Berge, niedrige Bauernhöfe, gelegentliche Ausblicke auf ein leeres, stahlgraues Meer –, durchaus nicht unschön. Die Fahrt verlief ereignislos. Nur in Nairn stieg ein großes Flugzeug auf und vollführte alle möglichen erstaunlichen Dinge am Firmament, es klettere mehrere hundert Fuß senkrecht in die Höhe, kippte dann langsam nach vorn und stürzte sich zur Erde, um beinahe im letzten Augenblick in steilen Kurven wieder hochzufliegen. Es kam wahrscheinlich von einem Übungsflughafen der britischen Luftwaffe, aber ich fand es aufregender, mir vorzustellen, daß es von einem wahnsinnigen Selbstmörder gekidnappt worden war. Und dann passierte etwas Atemberaubendes. Das Flugzeug flog auf den Zug zu, hielt geradewegs Kurs auf uns, als habe der Pilot uns erspäht und fän-

de es interessant, uns mitzunehmen. Es kam immer näher und wurde immer größer – ich schaute mich unbehaglich um, doch es war niemand da, mit dem ich das Erlebnis hätte teilen können –, bis es beinahe das ganze Fenster ausfüllte. Doch da fuhr der Zug in einen Tunnel, und das Flugzeug verschwand aus dem Blickfeld. Um meine Nerven zu beruhigen, kaufte ich mir einen Kaffee und ein Päckchen Kekse von der Minibar und wartete darauf, daß Inverness kam.

Ich mochte die Stadt sofort. Sie wird nie einen Schönheitswettbewerb gewinnen, hat aber ein paar liebenswerte Besonderheiten – ein altmodisches, kleines Kino namens La Scala, eine guterhaltene Marktpassage, auf einem Hügel eine große, hinreißend ausgenippte Sandsteinburg aus dem neunzehnten Jahrhundert, ein paar prächtige Spazierwege am Fluß entlang. Mir hatten es besonders die trüb beleuchteten Arkaden angetan, eine überdachte Durchgangsstraße, die offenbar für immer und ewig im Jahre 1953 stehengeblieben war. Es gab einen Friseursalon mit einer sich drehenden rotweißen Stange davor und im Laden Fotos von Leuten, die aussahen, als seien ihre Frisuren in

den Fünfzigern gestylt worden. Und ein Scherzartikelgeschäft bot nützliche, interessante Gegenstände feil, die ich seit Jahren nicht gesehen hatte: Niespulver, Plastikkotze (sehr praktisch, um sich im Zug seinen Platz freizuhalten) und Kaugummi, das die Zähne schwarz färbt. Es war zu, aber ich beschloß, am nächsten Morgen zurückzukommen, um mich mit Vorräten einzudecken.

Inverness hat vor allem einen schönen, grün und gemächlich dahinfließenden Fluß, der romantisch mit Bäumen überhangen, am einen Ufer von großen Häusern, gepflegten, kleinen Parks und der alten Sandsteinburg (nun dem Sitz des Bezirksgerichts) gesäumt ist und am anderen von alten Hotels mit steilen Satteldächern, noch mehr großen Häusern und der gravitätischen, Nôtre-Dame-ähnlichen Kathedrale. Ich buchte ein Zimmer im nächstbesten Hotel und unternahm gleich darauf einen Spaziergang durch das schwächer werdende Dämmerlicht. Die eleganten Promenaden entlang des Flusses waren aufmerksam mit Bänken bestückt, sehr nett bei einem abendlichen Bummel. Ich lief ein, zwei Meilen auf der Seite des Flusses an der Haugh Road an kleinen Inseln vorbei, die man

über viktorianische Fußgängerhängebrücken erreichte.

Fast alle großen Villen auf beiden Seiten des Flusses waren in einem Zeitalter erbaut, in dem man noch dienstbare Geister hatte. Wie, überlegte ich, war all dieser spätviktorianische Wohlstand nach Inverness gelangt, und wer unterhielt diese hübschen Ungetüme heute? Unweit der Burg, auf einem riesigen Grundstück, das Bauherrn wohl als erstklassige Lage bezeichnet hätten, stand ein besonders großes, reich verziertes Herrenhaus mit Türmen und Erkern. Ein wunderbares, weitläufiges Ding, eins, bei dem ich mir immer gleich vorstelle, daß ich mit dem Fahrrad darin herumfahren könnte. Es war mit Brettern verschlagen, baufällig und stand zum Verkauf. Wie kann man bloß, fragte ich mich, ein solch reizendes Haus so verfallen lassen? Als ich daran entlangspazierte, verlor ich mich in Tagträumereien, es für ein Spottgeld zu kaufen, zu sanieren und glücklich bis an mein Lebensende auf diesem hochherrschaftlichen Anwesen neben dem absolut bezaubernden Fluß zu leben, bis mir einfiel, was meine Familie wohl sagen würde, wenn wir doch nicht ins Land der Einkaufs-

zentren, Fernseher mit hundert Programmen und der kindskopfgroßen Hamburger gingen, sondern in den feuchten Norden Schottlands.

Egal, denn leider muß ich gestehen, daß ich sowieso nicht in Inverness wohnen könnte, und zwar wegen zweier sensationell häßlicher moderner Bürogebäude an der Hauptbrücke, die das Stadtzentrum rettungslos verschandeln. Als ich auf dem Rückweg darauf stieß, blieb ich wie angewurzelt stehen und staunte, daß man eine ganze Stadt mit zwei seelenlosen Gebäuden ruinieren kann. Nichts – weder Umfang noch Materialien noch der Stil – paßte zu der Umgebung. Sie waren nicht nur häßlich und groß, sondern so schlecht konstruiert, daß man tatsächlich zweimal um sie herumlaufen konnte, ohne je den Haupteingang zu finden. An der Straßenfront des größeren zum Flußufer hin befand sich eine riesige Ladebucht mit Metallkipptoren und nicht etwa ein Restaurant oder eine Gartenterrasse oder wenigstens Läden oder Büros mit einem schönen Ausblick. Dabei schaute das Gebäude auf einen der schönsten Flüsse Großbritanniens hinaus. Grauenhaft, einfach grauenhaft, es spottete jeder Beschrei-

bung.

Kurz zuvor war ich in Hobart in Tasmanien gewesen, wo Sheraton ein überwältigend unansehnliches Hotel in das wunderhübsche Hafenviertel geklotzt hatte. Man erzählte mir, daß der Architekt nie dort gewesen war und das Hotelrestaurant nach hinten gesetzt hatte, wo die Gäste den Hafen überhaupt nicht sehen konnten. Das hatte ich seitdem für das Nonplusultra architektonischer Hirnlosigkeit gehalten. Ich glaubte ja nicht, daß dieses Duo von demselben Architekten entworfen worden war – denn was für eine entsetzliche Vorstellung, daß es vielleicht zwei so schlechte Architekten in der Welt gibt –, aber die Firma hätte ihn sicher mit Kußhand genommen.

Von all den Gebäuden in Großbritannien, die ich mit Inbrunst in die Luft sprengen würde – das Maples Building in Harrogate, das Hilton Hotel in London, die Post in Leeds, einen auf gut Glück herausgegriffenen Bau der British Telecom –, würde ohne Zögern meine erste Wahl auf eins von diesen beiden, egal, welches, fallen.

Und jetzt kommt der Knüller. Raten Sie, wer in diesen herzzerreißenden beiden Kästen residiert? Ich sag's Ihnen. Das größere

ist der regionale Hauptsitz des Highland Enterprise Board und das kleinere der Sitz des Inverness and Nairn Enterprise Board, und beide Körperschaften sind damit betraut, die Schönheit dieses hübschen, munteren Landstrichs zu bewahren. Prost Mahlzeit!

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Für den nächsten Morgen hatte ich große Pläne. Ich wollte zur Bank, die Plastikkotze kaufen, mir die Kunstgalerie ansehen und eventuell noch einmal an dem lieblichen Fluß Ness entlangwandeln. Aber ich wachte zu spät auf und hatte nur noch Zeit, mich in meine Klamotten zu werfen, die Rechnung zu bezahlen und schweißtriefend zum Bahnhof zu watscheln. Über Inverness hinaus fahren nur noch wenige Züge – nach Thurso und Wick nur dreimal am Tag –, ich konnte es mir also nicht erlauben, zu spät zu kommen.

Und wirklich wartete der Zug auch schon leise summend und fuhr auf die Minute pünktlich ab. Vor einer Kulisse aus sanften Bergen und dem kalten, glatten Beauly Firth glitten wir aus der Stadt und ratterten

bald in einem hübschen Tempo durch die Gegend. Diesmal fuhren mehr Leute mit, es gab auch wieder einen Minibarservice – Bravo, British Rail! –, aber keiner wollte was, weil die meisten Fahrgäste Rentner und mithin Selbstversorger waren.

Ich kaufte mir ein Tandoori-Chicken-Sandwich und einen Kaffee. Was für ein Fortschritt! Ich weiß noch, wie man kein British-Rail-Sandwich essen konnte, ohne sich zu fragen, ob das der letzte Akt vor einer langen Phase an einer lebenserhaltenden Maschine war. Aber es gab sowieso selten welche zu kaufen, weil der Speisewagen geschlossen war. Nun indes aß ich ein Tandoori-Chicken-Sandwich und trank einen richtig guten Kaffee, und es war mir sogar von einem freundlichen, ansehnlichen jungen Mann in einem Zwei-Wagen-Zug durch die Highlands zum Platz gebracht worden.

Hier ist eine interessante Statistik für Sie, die langweilig sein mag, aber beachtenswert ist. Die Ausgaben für die Eisenbahninfrastruktur pro Person pro Jahr betragen in Belgien und Deutschland 20 Pfund, in Frankreich 31 Pfund, in der Schweiz mehr als 50 Pfund und in Großbritannien knapp unter üppigen 5 Pfund. In der Europäischen

Gemeinschaft geben nur Griechenland und Irland pro Kopf weniger für die Verbesserung ihres Eisenbahnnetzes aus als Großbritannien. Sogar Portugal ist spendabler. Und trotz dieser geringen Mittel ist die britische Eisenbahn, alles in allem betrachtet, exzellent. Die Züge sind viel sauberer als früher und die Beamten im allgemeinen geduldiger und hilfsbereiter. Die Fahrkartenkontrolleure sagen nun immer »Bitte« und »Danke«, und das Essen ist genießbar.

Dankbar vertilgte ich also mein Tandoori-Chicken-Sandwich und meinen Kaffee und nutzte die Zeit zwischen den Bissen zum Beobachten eines weißhaarigen Paars an einem Tisch gegenüber, das sich angelegentlich mit seiner Reiseverpflegung beschäftigte. Sie bauten kleine Plastikboxen mit Schweinepastete und hartgekochten Eiern vor sich auf, zogen Thermosflaschen heraus, drehten Deckel auf und förderten kleine Salz- und Pfefferstreuer zutage. Ist es nicht erstaunlich? Man gibt einem Paar alter Leute eine Leinenreisetasche, ein paar Tupperbehälter und eine Thermosflasche, und sie amüsieren sich stundenlang damit. Diese hier werkelten mit wohlgeordneter Präzision und in völligem Schweigen vor

sich hin, als hätten sie sich seit Jahren auf dieses Ereignis vorbereitet. Als all das Essen nett zurechtgelegt war, aßen sie vier Minuten lang wie die Spätzchen und verbrachten einen Großteil des restlichen Morgens damit, leise alles wieder wegzupacken. Sie sahen sehr glücklich aus.

Auf komische, aber herzerwärmende Weise erinnerten sie mich an meine Mutter, denn auch sie ist Tuppertopf-Anhängerin. Sie picknickt nicht in der Bahn, weil es in ihrem Teil des Landes keine Personenzüge mehr gibt, aber sie legt gern herrenlose Essensreste in Plastikbehälter verschiedener Größe und verstaut sie ordentlich im Kühlschrank. Mit Müttern ist das ohnehin so ein Ding, glaube ich. Kaum hat man das Haus verlassen, schmeißen sie fröhlich alles weg, was man in seiner Kindheit und Jugend gehegt und gepflegt hat – die kostbare Sammlung Baseballkarten, die vollständigen *Playboy-Jahrgänge 1966 – 75*, die Highschool-Jahrbücher –, aber gibt man ihnen einen halben Pfirsich oder einen Löffel übriggebliebene Erbsen, packen sie sie in eine Tupperschüssel hinten in den Kühlschrank und hüten sie dort mehr oder weniger für immer.

Wir ratterten durch eine immer einsamere, kargere, baumlose, kalte Landschaft, die Heide klammerte sich an die Berghänge wie Flechte an Felsen, und die wenigen Schafe liefen erschrocken weg, wenn der Zug vorbeikam. Ab und zu fuhren wir durch gewundene Täler mit vereinzelten Bauernhöfen, die von weitem romantisch und hübsch und von nahem trostlos und ungemütlich aussahen. Es waren meist kleine Häuser mit massenweise Blech überall – Blechschuppen, Blechhühnerställen, Blechzäunen –, und sie sahen baufällig und verwittert aus. Es war eine dieser schrägen Gegenden, wo nichts weggeworfen wird. Jeder Hof war zugemüllt mit Bergen von ausrangiertem Zeugs, als glaube der Besitzer, daß er eines Tages 132 halbverrottete Zaunpfähle, eine Tonne kaputte Backsteine und die Karosserie eines 64er-Ford-Zodiac brauche.

Zwei Stunden nach unserer Abfahrt von Inverness kamen wir in einen Ort namens Golspie. Eine gar nicht so kleine Stadt mit großen Sozialbausiedlungen und ganzen Straßenzügen mit solch grauen Kieselrauhputzbungalows, die anscheinend öffentlichen Toiletten nachempfunden sind und für die man in Schottland eine seltsame Zunei-

gung hegt. Keine Spur von Fabriken oder sonstigen Arbeitsstätten. Womit, überlegte ich, verdienen all die Menschen in all den Häusern in Golspie ihre Brötchen? Dann kam Brora, auch keine kleine Gemeinde, mit Strandpromenade, aber ohne Hafen, soweit ich sehen konnte. Und ohne Fabriken. Was arbeiten sie bloß in diesen Kaffs inmitten des Nichts?

Danach wurde die Landschaft ziemlich öde, Bauernhäuser oder Weidetiere gab's nicht mehr. Es schien so, als führen wir eine Ewigkeit durch eine große schottische Leere, durch meilenweites Niemandsland. Auf halber Strecke kamen wir dann zu einem Ort namens Forsinard: zwei Häuser, ein Bahnhof und ein unerklärlich großes Hotel. Was für eine seltsame, abgeschiedene Welt es war. Und dann endlich, endlich waren wir in Thurso, der nördlichsten Stadt auf der britischen Hauptinsel, hier war Schluß, in jeder Hinsicht. Auf leicht wackeligen Beinen trat ich aus dem kleinen Bahnhof und begab mich auf der langen Hauptstraße ins Zentrum.

Ich hatte keine Ahnung, was mich erwartete, aber meine anfanglichen Eindrücke stimmten mich hoffnungsfroh. Offenbar

eine saubere, ordentliche Stadt, eher behaglich als protzig, erheblich größer, als ich erwartet hatte, und mit mehreren kleinen Hotels. Ich nahm ein Zimmer im Pentland Hotel, ein durchaus nettes Haus, wenn man sich in der Grabesstille am Ende der Welt wohlfühlt. Ein sympathischer Empfangsmensch händigte mir den Schlüssel aus, ich verfrachtete meine Sachen in ein abgelegenes Zimmer, das ich über gespenstisch gewundene Flure erreichte, und machte mich dann an die Stadtbesichtigung.

Laut Stadtarchiv hatte Thurso seinen großen Tag 1834, als Sir John Sinclair, ein Lokalmatador, hier den Begriff »Statistik« prägte, aber seitdem ist es doch erheblich ruhiger geworden. Wenn er nicht Neologismen ausheckte, baute Sinclair die Stadt fleißig um, stattete sie mit einer prächtigen Bibliothek in einem nicht zu überladenen Stil und mit einem kleinen Platz samt Park in der Mitte aus. Um den Platz herum steht heute ein bescheidenes Viertel mit nützlichen, freundlichen Lädchen – Drogerie und Fleischerei, Weinhandlung, ein, zwei Damenboutiquen, etliche Banken, jede Menge Friseursalons (warum sind in abgelegenen Nestern immer so viele Friseursalons?). Es

gab ein kleines altmodisches Woolworth's, aber von diesem und den Banken abgesehen, schien fast alles in lokalem Besitz, was Thurso eine heimelige Atmosphäre verlieh, die Atmosphäre einer echten, eigenständigen Kommune. Es gefiel mir sehr.

Ich bummelte ein wenig durch die Einkaufsstraßen und folgte dann ein paar Nebenstraßen zum Hafenviertel, wo ein Fischlagerhaus einsam und allein auf einem unendlich großen, leeren Parkplatz an einem riesigen, leeren Strand stand, an den die Wellen krachten. Wie üblich am Meer blies einen ein frisches, kräftiges Lüftchen ordentlich durch, und die Welt war in ein ätherisches nördliches Licht getaucht, das dem Wasser eine seltsame Leuchtkraft, ja, allem einen merkwürdigen blaßbläulichen Schimmer verlieh, was mein Gefühl, weit weg von zu Hause zu sein, noch verstärkte.

Am anderen Ende des Strands stand ein Geisterturm, ein Stück alte Burg, und ich marschierte los, um nachzuforschen. Zwischen mir und meinem Ziel floß ein felsiger Bach, deshalb mußte ich zu einer Fußgängerbrücke in einiger Entfernung vom Strand zurück und mir dann über einen matschigen, großzügig mit Abfall bestreu-

ten Pfad einen Weg suchen. Der Burgturm war verfallen, die unteren Fenster und Türöffnungen waren zugemauert. Ein Schild daneben teilte mir mit, daß der Küstenpfad geschlossen, weil teilweise abgetragen war. Lange blieb ich auf dieser kleinen Landzunge stehen und starrte aufs Meer, dann drehte ich mich zur Stadt um und überlegte, was ich tun sollte.

Denn für die nächsten drei Tage sollte Thurso mein Zuhause sein, und ich wußte nicht so recht, wie ich eine so lange, leere Zeit ausfüllen sollte. Zwischen einem Schnaufer Seeluft und dem Gefühl, vollständig abgeschnitten zu sein, beschlich mich leise Panik. Ich war am Ende der Welt, es gab niemanden zum Reden und die aufregendste Unterhaltung bot ein alter zugemauerter Turm. Ich wanderte auf demselben Weg zurück in die Stadt und machte in Ermangelung einer Alternative noch einmal einen Schaufensterbummel. Und dann passierte es vor einem Gemüsegeschäft – ach, auf einer langen Reise weit weg von zu Hause passiert es mir immer. Und stets sehe ich dem Moment mit Grausen entgegen.

Ich begann, mir unbeantwortbare Fragen zu stellen!

Lange, einsame Reisen wirken sich nämlich sehr verschieden auf die Gemüter aus. Es hat ja auch etwas Abnormes, sich ohne besonderen Grund und mit unterbeschäftigtem Hirn an einem fremden Ort aufzuhalten. Da wird man schließlich ein bißchen verrückt im Kopf. Ich habe es oft bei anderen erlebt. Manche so mutterseelenallein Reisende fangen an, mit sich selbst zu reden. Sie murmeln vor sich hin und meinen, es hört keiner. Andere suchen verzweifelt die Gesellschaft Wildfremder, fangen an Ladentheken und Hotelrezeptionen mit Smalltalk an und lungern verdächtig lange dort herum, bevor sie sich dann endlich trollen.

Wieder andere werden zu gierigen, zwanghaften Besichtigern und rennen bei ihrem einsamen Streben, alles zu sehen, mit ihrem Reiseführer in der Hand von Sehenswürdigkeit zu Sehenswürdigkeit. Ich kriege eine Art Fragedurchfall. Ich stelle mir insgeheim und ganz für mich Fragen – Dutzende und Aberdutzende –, auf die ich aber keine Antwort weiß. Und als ich jetzt so vor dem Obst- und Gemüsegeschäft in Thurso stand, mit geschürzten Lippen und mehr oder weniger leerem Kopf in sein dunkles Inneres schaute und völlig unvermittelt

dachte: »Warum heißt es Mandarine?«, wußte ich, es hatte begonnen.

Verglichen mit anderen Fragen ist die nicht schlecht. Ich meine, warum *heißt* es Mandarine? Ich weiß nicht, wie Sie reagieren würden, aber wenn mir jemand eine unbekannte orangerote Frucht unter die Nase hielte, die etwas kleiner als ein Tennisball wäre und süß schmeckte, würde ich, glaube ich, nicht denken: Ach, wißt ihr, sie erinnert mich wahrhaftig an einen Mandarin.

Das Problem ist, wenn die Fragerei einmal angefangen hat, gibt's kein Halten mehr. Ein paar Häuser weiter war ein Laden, der Pullover verkaufte, und ich dachte: Warum nennen die Engländer sie »Jumper«, Springer? Schon seit Jahren mache ich mir darüber immer mal wieder Gedanken, und ich würde es echt gern wissen. Muß man darin springen? Wenn man morgens ein solches Teil anzieht, sagt man sich dann: Heute ist mir nicht nur den ganzen Tag warm (keine unwichtige Überlegung in einem Land, in dem man nicht immer wie selbstverständlich mit Zentralheizungen rechnen kann), sondern ich wäre auch entsprechend gekleidet, wenn man von mir verlangte, ein biß-

chen zu springen.

Und so ging es immer weiter. Unter einem Meteoritenhagel von Fragen lief ich durch die Straßen. Warum spricht man vom »Fuß des Berges« und nicht vom »Kopf des Berges«? Warum sagen wir, uns läuft die Nase? (Meine glitscht.) Wer aß die erste Auster, und wie, um alles in der Welt, hat mal jemand herausgefunden, daß Ambra ein exzellentes Fixateur für Parfüms ist?

Wenn das geschieht, dann bedarf es, das weiß ich aus jahrelanger Erfahrung, eines besonderen Schocks, damit mein Verstand aus der Isolationsfolter befreit wird. Gott sei Dank konnte Thurso mit einem aufwarten. Als ich in einer Seitenstraße gerade zu überlegen begann, warum wir »Hals über Kopf« sagen, stieß ich auf eine außergewöhnliche kleine Lokalität, die Fountain Restaurant hieß und drei komplette, aber auch komplett unterschiedliche Menüs anbot – ein chinesisches, ein indisches und ein »europäisches«. Weil sich in einer Stadt wie Thurso vermutlich keine drei verschiedenen Restaurants rentieren, gab es eines, das drei Küchen offerierte.

Von diesem Konzept sofort angetan, ging ich hinein und wurde von einer hübschen

jungen Dame zu einem Tisch geleitet. Sie gab mir eine Speisekarte, die viele, viele Seiten hatte. Aus dem Titelblatt war ersichtlich, daß alle drei Mahlzeiten von einem einzigen schottischen Koch zubereitet wurden, ich studierte also Seite um Seite in der Hoffnung, »Haferkekse süß-sauer« oder »Haggis Biriyani« zu finden, aber die Gerichte waren ganz traditionell. Ich entschied mich für das chinesische Menü, setzte mich dann gemütlich hin und genoß einen Zustand seliger Fragelosigkeit.

Dann kam das Essen, und ich muß sagen, es schmeckte wie ein chinesisches Gericht, von einem schottischen Koch gekocht – womit ich nicht sagen will, daß es nicht gut war. Witzigerweise war es nur völlig anders als irgendeine chinesische Speise, die ich je gekostet hatte. Je mehr ich aß, desto besser schmeckte es mir. Wenigstens war es anders, und das war in diesem Stadium der Reise alles, was ich wollte.

Danach ging es mir viel besser. Weil ich sonst nicht wußte, wohin, schlenderte ich noch einmal in die Nähe des Fischlagerhauses, um die Abendluft zu genießen. Doch als ich in der Dunkelheit stand, der hämmernden Brandung lauschte und zufrieden zu

der sternenübersäten Himmelskuppel über mir schaute und plötzlich dachte: Wer war der Meinung, daß Hereford und Worcester flotte Namen für Grafschaften sind, wußte ich, es war Zeit, ins Bett zu gehen.

Am nächsten Morgen wurde ich früh von meinem Wecker geweckt, und erhob mich nur widerwillig. Denn ich hatte meinen Lieblingstraum geträumt. Ich besitze eine große, einsame Insel, nicht unähnlich denen hier oben an der schottischen Küste, und lade sorgfältig ausgewählte Leute ein: den Typen, der die Weihnachtsbaumlichter erfunden hat, die ausgehen, wenn *ein* Glühbirnchen platzt, den Menschen, der für die Rolltreppenwartung auf dem Flughafen Heathrow zuständig ist, beinahe alle, die je eine Benutzeranleitung für einen PC verfaßt haben, und natürlich John Selwyn Gummer. Ich schicke sie mit einer minimalen Überlebensration los, jage dann mit einer wildkläffenden Hundemeute hinter ihnen her und bringe sie alle gnadenlos zur Strecke. Doch plötzlich fiel mir ein, daß ich einen großen aufregenden Tag vor mir hatte. Ich fuhr nach John O'Groats!

Seit Jahren hatte ich von John O'Groats ge-

hört, aber nicht den leisesten Schimmer, wie es dort war. Angeblich über alle Maßen exotisch, und ich wollte unbedingt dorthin. Aufgeregt frühstückte ich im Pentland Hotel, wo ich der einzige Mensch im Speisesaal war, und fand mich Punkt neun bei William Dunnet's, dem ortsansässigen Fordhändler, ein. Ich hatte ein paar Tage zuvor telefonisch dort ein Auto reservieren lassen, weil man John O'Groats zu dieser Jahreszeit nicht anders erreichen kann.

Der Mann im Ausstellungsraum brauchte einen Moment, um sich an die Vereinbarung zu erinnern. »Ah, Sie sind der Bursche da unten aus dem Süden«, sagte er, als es ihm einfiel. Das brachte mich doch ein wenig aus dem Konzept. Man hört nicht oft, daß Yorkshire als »da unten im Süden« bezeichnet wird.

»Sind das von hier aus nicht alle Orte?« fragte ich.

»Nun ja, wahrscheinlich«, sagte er, als sei er auf etwas selten Tiefgründiges gestoßen.

Er war ein freundlicher Bursche – in Thurso sind alle Leute freundlich –, und während er die umfangreiche Bürokratie erledigte, ohne die er mir die Verantwortung für zwei Tonnen gefahrlichen Metalls nicht

übertragen konnte, plauderten wir angeregt über das Leben in diesem entfernten Außenposten der Zivilisation. Mit dem Auto dauerte es sechzehn Stunden nach London, nicht, daß jemals jemand dorthin fuhr, erzählte er. Für die meisten Leute sei Inverness, vier Stunden mit dem Wagen, die südliche Grenze der bekannten Welt.

Mir kam es vor, als hätte ich seit Monaten mit niemandem gesprochen, und ich laberte ihn mit Fragen zu. Womit verdienten sich die Leute in Thurso ihren Lebensunterhalt? Wieso war die Burg so verfallen? Wo fuhren sie hin, wenn sie ein Sofa kaufen, einen Film sehen oder ein chinesisches Gericht essen wollten, das nicht ein Schotte gekocht hatte, oder wenn sie sonst etwas erleben wollten, das jenseits der bescheidenen Vergnügungsmöglichkeiten lag, die der Ort bot?

Und ich erfuhr, daß Thurso wirtschaftlich von dem unweit gelegenen Atommeiler in Dounreay am Leben erhalten wurde, daß die Burg einst wohlerhalten und wunderschön gewesen war, der exzentrische Besitzer sie aber verfallen lassen hatte, und daß Inverness ein durchaus aufregendes Pflaster war. Darob muß ich zartes Erstaunen

verraten haben, denn er lächelte und sagte schmunzelnd: »Na ja, dort gibt es ein Marks & Spencer.«

Dann nahm er mich mit nach draußen, setzte mich in den Fahrersitz eines Ford Thesauraus (oder was weiß ich, ich bin bei Autonamen nicht sehr gut), erklärte mir in aller Kürze die vielen beweglichen Hebel und Armaturenbrettknöpfe und sah mir dann mit starrem, nervösem Lächeln zu, wie ich Schalter und Regler betätigte, die dafür sorgten, daß die Rückenlehne von meinem Rücken wegschoß, der Kofferraum aufsprang, die Scheiben wischer auf Platzregenstufe schalteten, und ich mir mit einem quälenden Knirschen der Gänge und etlichen ruckartigen Bewegungen einen neuen, reichlich holprigen Pfad vom Parkplatz bahnte und die Straße erreichte.

Sekunden später, denn so winzig ist Thurso, war ich auf der offenen Landstraße und bewegte mich wohlgemut auf John O'Groats zu. Es war eine faszinierend leere Landschaft. Eigentlich nur wogende winterbleiche Wiesen, die bis zu der tosenden See hinunterreichten, und die im Dunst liegenden Orkney-Inseln dahinter, aber das Gefühl der Weite und Offenheit brachte mich in

Hochstimmung, und zum erstenmal seit Jahren fühlte ich mich vergleichsweise sicher hinter einem Steuerrad. Es gab überhaupt nichts zum Hineinkrachen.

Wenn man in den äußersten Norden Schottlands kommt, ist man wirklich völlig abseits vom Schuß. In ganz Caithness leben nur 27000 Menschen – in etwa die Bevölkerung von Haywards Heath oder Eastleigh in einem Gebiet, das beträchtlich größer ist als die meisten englischen Grafschaften. Die beiden Städte Thurso und Wick stellen mehr als die Hälfte dieser Bevölkerung und John O'Groats überhaupt keine, denn es ist keine Gemeinde, sondern nur eine Stelle, wo man anhalten und Postkarten und Eis kaufen kann.

Sie heißt nach Jan de Groot, einem Holländer, der im fünfzehnten Jahrhundert dort einen Fährbetrieb unterhielt. (Wenn er halbwegs bei Sinnen war, nach Amsterdam.) Offenbar nahm er 4 Pence, und in der Gegend wird erzählt, daß diese Summe von da an als Groat bekannt wurde, aber leider ist es eine rührende Erfindung. Wahrscheinlicher ist, daß der Holländer nach der alten englischen Silbermünze *Groat* benannt wurde, und nicht umgekehrt. Aber

egal, wen interessiert das schon?

Heute besteht John O'Groats aus einem geräumigen Parkplatz, einem kleinen Hafen, einem einsamen weißen Hotel, ein paar Eisbuden und drei oder vier Läden, die Postkarten, Pullover und Videos von einem Sänger namens Tommy Scott verhökern. Angeblich war auch ein berühmter Wegweiser dort, mit den Angaben, wie weit es nach Sydney und Los Angeles ist, aber ich habe ihn nicht gefunden. Vielleicht nehmen sie ihn außerhalb der Saison weg, damit Leute wie ich ihn nicht als Souvenir mitgehen lassen. Nur ein Laden war auf. Ich ging hinein und war überrascht, daß dort drei Damen mittleren Alters arbeiteten. Die Besetzung schien ein bißchen übertrieben, denn ich war ganz offenkundig der einzige Tourist im Umkreis von 400 Meilen. Die Damen waren ausgesprochen munter und fidel und begrüßten mich aufs herzlichste mit diesem wundervollen Highland-Akzent – nüchtern und präzise und dennoch melodisch. Ich faltete ein paar Pullover auseinander, damit sie was zu tun hatten, wenn ich wieder weg war, betrachtete mit offenem Mund ein Demovideo von Tommy Scott, der auf diversen windumtosten Landzungen kecke schotti-

sche Weisen zum besten gab (schon gut, ich sag ja nichts), kaufte ein paar Postkarten, hielt mich lange bei einer Tasse Kaffee auf, schwatzte mit den Damen über das Wetter, ging dann auf den stürmischen Parkplatz hinaus und begriff, daß ich alles erlebt hatte, was man in John O'Groats erleben kann.

Ich wanderte im Hafen herum, schirmte vor den Fenstern des kleinen Museums, das bis zum Frühjahr geschlossen hatte, die Augen mit den Händen ab und lugte hinein, warf einen anerkennenden Blick auf den Pentland Firth, Stroma und den Old Man of Hoy und ging dann zurück zum Auto. Sie wissen das womöglich schon, aber John O'Groats ist nicht der nördlichste Punkt des schottischen Festlandes. Diese Auszeichnung gebührt einem Ort namens Dunnet Head, fünf oder sechs Meilen weiter. Dunnet Head hat der Menschheit sogar noch weniger Zerstreuung zu bieten als John O'Groats, doch es hat einen hübschen unbemannten Leuchtturm, sensationelle Blicke aufs Meer und natürlich eine hübsche Atmosphäre völliger Abgeschiedenheit.

Ich stand auf einer böigen Anhöhe, betrachtete lange die Welt um mich herum und wartete darauf, daß mich ein tiefsinni-

ger Gedanke beschlich, denn ich war in gewisser Weise am Ziel. Ich wäre schon gern mit der Fähre zu den draußen gelegenen Inseln, den verstreuten Felsnasen bis ins weit entfernte Shetland getuckert, aber ich hatte keine Zeit mehr, und eigentlich war es auch nicht nötig. Trotz seines rauhen, luftigen Charmes würde Shetland doch nur ein weiteres Stück Großbritannien sein. Die gleichen Läden, dasselbe Fernsehprogramm, die gleichen Leute in den gleichen Marks & Spencer-Strickjacken. Das fand ich überhaupt nicht traurig – eher das Gegenteil –, aber ich verspürte auch nicht unbedingt das Bedürfnis, es nun zu sehen. Beim nächsten Mal würde es immer noch dort sein.

Einen Hafen mußte ich jedoch in meinem Miet-Ford noch anlaufen. Sechs oder sieben Meilen südlich von Thurso befindet sich das Dorf Halkirk, nun vergessen, aber wegen der angeblichen Unfreundlichkeit seiner Bewohner und weil es wirklich am Arsch der Welt liegt, im Zweiten Weltkrieg bei britischen Soldaten ein zutiefst, zutiefst unpopulärer Stützpunkt. Sie sangen ein bezauberndes kleines Lied.

This fucking town's a fucking cuss

No fucking trams, no fucking bus,
Nobody cares for fucking us
In fucking Halkirk.

No fucking sport, no fucking games,
No fucking fun. The fucking dames
Won't even give their fucking names
In fucking Halkirk.

Und in diesem liebevollen Geiste geht es noch zehn Strophen weiter. (Um die fällige Frage zu beantworten: Ich hatte vorher nachgeschaut, es war keiner der Standardtitel von Tommy Scott.) Über die einsame 6874 fuhr ich also nach Halkirk. An dem Ort war natürlich nicht viel dran – nur ein paar Straßen auf dem Weg nach nirgendwo, eine Fleischerei, ein Baumaterialiengeschäft, zwei Pubs, ein kleiner Lebensmittelladen und eine Dorfgemeinschaftshalle mit Kriegerdenkmal. Man merkte an keiner Stelle, daß Halkirk je mehr gewesen war als eine öde kleine Unterbrechung der allgemeinen Leere ringsherum, aber auf dem Denkmal standen die Namen von dreiundsechzig Toten aus dem Ersten Weltkrieg (neun hießen Sinclair und fünf Sutherland) und achtzehn aus dem Zweiten.

Vom Rand des Dorfes konnte man meilenweit über die grasbewachsenen Ebenen sehen, aber nirgendwo Reste von verfallenen Kasernen. Nein, diese Gegend schien nie etwas anderes gewesen zu sein als endlose Pampa. Neugierig betrat ich den Lebensmittelladen. Was für ein seltsames Ding – ein großer, schuppenähnlicher Raum, schlecht beleuchtet und bis auf ein paar Metallregale an der Tür leer. Auch dort lagen nur einige vereinzelte Päckchen mit allem möglichen Klimbim. Ein Mann stand an der Kasse, und ein alter Bursche vor mir tätigte einen kleineren Einkauf. Ich erkundigte mich nach dem Stützpunkt.

»*Oh, aye*«, sagte der Besitzer. »Das große Kriegsgefangenenlager. Am Ende des Krieges hatten wir vierzehntausend Deutsche hier. Hier gibt's ein Buch, da ist alles drin.«

Zu meiner Verwunderung hatte er trotz des kargen sonstigen Angebots einen Stapel Bildbände neben der Kasse liegen. Titel: *Caithness im Krieg* oder so ähnlich. Es gab mir einen zum Anschauen. Er enthielt die üblichen Bilder von ausgebombten Häusern und Pubs, um die die Leute herumstanden und sich fassungslos am Kopf kratzten oder mit diesem idiotischen Katastrophenbilder-

grinsen in die Kamera starren, als dächten sie: Na, wenigstens kommen wir in die *Picture Post*. Ich fand kein einziges Bild von gelangweilten Soldaten in Halkirk, im Register wurde das Dorf nicht einmal erwähnt. Das Buch hatte den stolzen Preis von 15,95 Pfund.

»Wunderbares Buch«, spornte mich der Besitzer zum Kauf an.

»Preiswert.«

»Vierzehntausend Deutsche hatten wir hier im Krieg!« brüllte der alte, halbtaube Knabe.

Mir fiel nicht ein, wie ich taktvoll nach Halkirks gräßlichem Ruf fragen konnte. »Für die britischen Soldaten war es doch hier bestimmt ziemlich einsam«, überlegte ich laut.

»Ach nein, das glaube ich nicht«, widersprach der Mann.

»Thurso ist doch nur einen Katzensprung entfernt und Wick auch, wenn Sie mal eine Abwechslung wollten. Damals wurde viel getanzt«, fügte er einen Hauch zweideutig hinzu und nickte dann in Richtung des Buchs in meinen Händen. »Preiswert.«

»Ist von dem alten Stützpunkt noch was übrig?«

»Hm, die Gebäude sind natürlich nicht mehr da, aber wenn Sie hier hinten hinausgehen«, er gestikulierte in die entsprechende Richtung, »stoßen Sie noch auf die Fundamente.« Einen Moment schwieg er und sagte dann: »Und kaufen Sie das Buch nun?«

»Äh, hm – ich überleg's mir noch mal«, log ich und gab es ihm zurück.

»Es ist preiswert«, sagte der Mann.

»Vierzehntausend Deutsche warn hier!« rief mir der Alte nach, als ich ging.

Zu Fuß schaute ich mir die Umgebung noch einmal an, gondelte dann noch ein bißchen im Auto herum, fand aber keine Spur von einem Gefangenenlager, und langsam dämmerte mir, daß es doch wohl auch ziemlich unwichtig war. Ich fuhr nach Thurso zurück und brachte dem freundlichen Fordhändler das Auto. Er war völlig überrascht, weil es erst kurz nach zwei war.

»Wollen Sie wirklich nicht noch woanders hinfahren?« sagte er. »Es ist doch schade, Sie haben das Auto ja für den ganzen Tag gemietet.«

»Wo könnte ich denn noch hinfahren?« fragte ich.

Eine Minute dachte er nach. »Hm, eigent-

lich nirgendwohin.«

Er sah ein wenig niedergeschlagen aus.

»Schon gut«, sagte ich. »Ich habe viel gesehen!« Und ich meinte es im weitesten Sinne.

Achtundzwanzigstes Kapitel

So, jetzt erzähle ich Ihnen, warum ich immer im Pentland Hotel absteigen werde, wenn ich in Thurso bin. An dem Abend, bevor ich fuhr, bat ich die liebenswürdige Dame am Empfang, mich um fünf Uhr morgens zu wecken, weil ich einen Frühzug nach Süden erwischen mußte. Und da fragte sie mich – vielleicht sollten Sie Platz nehmen, wenn Sie nicht schon sitzen –, also, sie fragte: »Möchten Sie das warme Frühstück?«

Ehrlich, ich dachte, sie wäre ein bißchen schwer von Kapee, und sagte: »Verzeihung, ich meinte fünf Uhr morgens. Ich muß um halb sechs los. Halb sechs in der Früh.«

»Ja, mein Lieber. Möchten Sie das warme Frühstück?«

»Um fünf Uhr morgens?«

»Es ist im Zimmerpreis mit drin.«

Und alle Achtung, da servierte mir diese

wunderbare kleine Herberge doch wahrhaftig am nächsten Morgen in aller Herrgottsfrühe um 5.15 Uhr eine hübsche Portion Gesottenes und Gebratenes und eine Kanne heißen Kaffee.

Als glücklicher und ein wenig dickerer Mann verließ ich das Hotel, tigerte durch die Dunkelheit zum Bahnhof und erlebte dort die zweite Überraschung des Morgens. Das Ding war rappelvoll mit Frauen, die in festlicher Stimmung auf dem Bahnsteig standen, die eisige, dunkle Luft mit Atemwolken und munterem Highlandgeschnatter erfüllten und geduldig darauf warteten, daß der Schaffner seine Kippe zu Ende rauchte und die Zugtüren öffnete.

Ich fragte eine Dame, was los sei, und sie erzählte mir, daß sie alle zum Einkaufen nach Inverness führen. Das machten sie jeden Samstag. Sie fuhren fast vier Stunden hin, deckten sich neu ein mit Marks-&-Spencer-Unterhosen und Plastikkotze und was immer Inverness hatte, das Thurso nicht hatte (was ziemlich viel war), nahmen dann den Achtzehn-Uhr-Zug zurück und kamen rechtzeitig zum Schlafengehen heim.

In heiterer, erwartungsfroher Stimmung fuhren wir durch den frühmorgendlichen

Nebel, ein munterer Haufen in der gemütlichen Enge von zwei Eisenbahnwagen. In Inverness war Endstation, und wir drängelten hinaus, die Damen, um ihre Einkäufe zu tätigen, ich, um in den 10.35 nach Glasgow umzusteigen. Als ich sie so fortgehen sah, merkte ich überrascht, daß ich sie richtiggehend beneidete. Wahnsinn, da standen sie mitten in der Nacht auf, kamen erst um zehn Uhr abends wieder nach Hause, und doch hatte ich noch nie Menschen gesehen, die so fröhlich zum Einkaufen fuhren.

Der kleine Zug nach Glasgow war fast leer und die Landschaft überaus malerisch. Wir fuhren durch Aviemore, Pitlochry, Perth und weiter nach Gleneagles, das einen hübschen, nun leider verrammelten Bahnhof hatte. Und dann, mehr als acht Stunden, nachdem ich mich an dem Morgen aus dem Bett gequält hatte, waren wir in Glasgow. Nach so vielen Stunden Fahrt kam es mir komisch vor, aus der Queen Street Station zu treten und immer noch in Schottland zu sein.

Wenigstens haute es mich diesmal nicht um. Ich weiß noch, wie entsetzt ich war, als ich 1973 zum erstenmal in Glasgow aus ebendiesem Bahnhof kam und sah, wie er-

stickend dunkel und rußgeschwärzt alles war. Eine solch stickige, dreckige Stadt hatte ich noch nie erlebt. Alles kam mir düster und freudlos vor. Selbst der Akzent dort klang nach Schlacke und Grus. Die St. Mungo-Kathedrale war so schwarz, daß sie sogar von der gegenüberliegenden

Straßenseite wie ein Scherenschnitt aussah. Und es gab keine Touristen – überhaupt keine. Glasgow war die Hauptstadt von Schottland, aber mein Europareiseführer *Let's go* erwähnte es nicht einmal.

In den folgenden Jahren hat Glasgow natürlich eine sensationelle, vielgerühmte Verwandlung durchlaufen. Im Stadtzentrum sind die alten Gebäude dutzendweise saubergeblasen und liebevoll poliert worden, so daß die Granitflächen wieder glänzen. In den Jahren des schwindelerregenden Booms der Achtziger wurden tatkräftig weitere Dutzend errichtet – allein im letzten Jahrzehnt Bürogebäude für mehr als 1 Milliarde Pfund. Mit der Burrell Collection legte die Stadt sich eines der feinsten Museen der Welt zu und mit dem Princes Square-Einkaufszentrum eines der intelligentesten Beispiele an Stadterneuerung. Vorsichtig kam die Welt plötzlich nach Glasgow und

entdeckte prompt und zu ihrem Entzücken, daß diese Stadt mit herrlichen Museen, netten Pubs, Weltklasseorchestern und nicht weniger als siebzig Parks gesegnet war, reichlicher als jede andere Stadt dieser Größe in Europa. 1990 war Glasgow Kulturhauptstadt Europas, und keiner hat gelacht. Noch nie zuvor hatte sich der Ruf einer Stadt so jäh und so dramatisch gewandelt – und meiner Ansicht nach verdient es auch keine mehr als Glasgow.

Ich bin außerdem der Meinung, daß unter den vielen Schätzen der Stadt keiner mit der Burrell Collection mithalten kann. Nachdem ich im Hotel eingecheckt hatte, fuhr ich, weil sie so weit draußen ist, schnell mit dem Taxi hin.

»*D'ye nae a lang roon?*« sagte der Fahrer, als wir über Clydebank und Oban auf einer Autobahn Richtung Pollok Park rasten.

»Verzeihung«, sagte ich, denn ich spreche kein »Glaswegian«.

»*D'ye dack ma fanny?*«

Wie ich es hasse, wenn ein Mensch aus Glasgow mit mir spricht. »Verzeihung«, sagte ich und suchte fieberhaft nach einer Ausrede. »Ich höre sehr schlecht.«

»*Aye, ye nae hae doon a lang roon*«, sagte

er. Ich glaube, es bedeutete: »Ich mache jetzt mit Ihnen einen ganz weiten Umweg und schaue Sie ganz oft mit bedrohlichen Blicken an, damit Sie sich allmählich fragen, ob ich Sie zu einem leerstehenden Lagerhaus bringe, wo Freunde von mir darauf warten, Sie zu verprügeln und Ihnen Ihr Geld abzunehmen.« Aber sonst sagte er nichts mehr und lieferte mich ohne weitere Vorkommnisse am Museum ab.

Wie sehr ich die Burrell Collection mag! Sie ist nach Sir William Burrell benannt, einem schottischen Reeder, der 1944 der Stadt seine Gemäldesammlung mit der Auflage hinterließ, sie in ländlicher Umgebung innerhalb der Stadtgrenzen unterzubringen. Er hatte – nicht unbegründet – Angst, daß die Luftverschmutzung seinen Kunstwerken Schaden zufügen würde. Unfähig, zu entscheiden, was man mit diesem üppigen Überraschungsgeschenk anfangen sollte, tat man erstaunlicherweise nichts. Die nächsten neununddreißig Jahre lagen einige wahrhaft außergewöhnliche Objekte fast vergessen in Kisten verpackt in Lagerhäusern. Nach beinahe vier Dekaden, in denen die Stadt nicht zu Potte kam, nahm sie sich Ende der Siebziger dann doch endlich einen

begabten Architekten namens Barry Gasson. Der entwarf ein schmuckes, schlichtes Gebäude an einem Wald, das berühmt für seine luftigen Räume und die raffinierte Art werden sollte, wie architektonische Elemente aus der Burrellschen Sammlung – mittelalterliche Pforten und Türstürze und dergleichen – in die Anlage integriert wurden. Unter allgemeinem Beifall wurde es 1983 eröffnet.

Burrell war nicht besonders reich, aber meine Güte, er hatte Geschmack. Die Galerie enthält nur 8000 Ausstellungsstücke, aber sie kommen von überall her – aus Mesopotamien, Ägypten, Griechenland, Rom –, und mit Ausnahme einiger glasierter Porzellanfigurinen von Blumenmädchen, die er einmal im Fieberwahn aufgegabelt haben muß, sind sie durch die Bank umwerfend. Den ganzen Nachmittag lang wandelte ich glücklich durch die vielen Räume und tat so (das mache ich manchmal), als dürfe ich eins der Objekte mit nach Hause nehmen, ganz egal, welches – als Geschenk des schottischen Volkes in Würdigung meiner überragenden menschlichen Qualitäten. Nach vielem Ringen entschied ich mich schließlich für einen Kopf der Persephone aus dem

fünften Jahrhundert v. Chr. aus Sizilien, der nicht nur überwältigend makellos war, als sei er erst gestern erschaffen worden, sondern sich auch perfekt auf dem Fernseher gemacht hätte. Am frühen Abend verließ ich hochzufrieden die Burrell Collection und erquickte mich noch ein wenig im Pollok Park.

Es war ein milder Tag, und ich beschloß, in die Stadt zurückzulaufen, obwohl ich keinen Plan und auch nur eine äußerst vage Vorstellung hatte, wo das entfernte Zentrum lag. Ich weiß nicht, ob Glasgow wirklich eine wundervolle Stadt ist oder ich dort nur immer zufällig auf ein paar unvergeßlich schöne Sehenswürdigkeiten gestoßen bin – den zauberhaften Kelvingrove Park, den Botanischen Garten, die sagenhafte Nekropolis, den Friedhof mit reihenweise reich verzierten Grabmälern. Diesmal war es auch so. Ich wanderte hoffnungsfroh eine breite Allee namens St. Andrews Drive entlang und streifte ziellos durch ein hübsches Viertel mit reichen, gutsituierten Häusern und einem anmutigen Park mit einem kleinen Teich. Schließlich kam ich an der Scotland Street Public School vorbei, einem wunderbaren Gebäude mit eleganten

Treppenaufgängen, das wahrscheinlich von Macintosh war, und kam bald darauf in einen eher schäbigen, aber nicht weniger interessanten Bezirk, den ich als die Gorbals identifizierte. Und dann verirrte ich mich.

Von Zeit zu Zeit konnte ich den Clyde sehen, aber nicht herausfinden, wie ich dorthin oder – viel wichtiger! – *darüber* kam. Ich lief durch viele kleine Straßen und befand mich bald in einer dieser toten Gegenden mit fensterlosen Lagerhäusern und Garagentüren, auf denen steht: PARKEN VERBOTEN – GARAGE WIRD TAG UND NACHT BENUTZT. Ich schlug ein paar Haken, die mich immer weiter aus der menschlichen Gesellschaft hinausführten, und stolperte schließlich in eine kurze Straße mit einem Eck-Pub. Weil ich mich ein bißchen hinsetzen und was trinken wollte, ging ich hinein. Es war eine dunkle, abgehalfterte Kneipe, in der nur zwei nicht sehr vertrauenerweckende Männer nebeneinander am Tresen saßen und schweigend tranken. Sonst war niemand da. Ich bezog am anderen Ende des Tresens Posten und wartete ein wenig, aber niemand kam. Ich trommelte mit den Fingern auf den Tresen,

blies die Wangen auf und verzog die Lippen zu den unmöglichsten Formen, wie man das eben so macht, wenn man wartet. (Und warum eigentlich, was meinen Sie? Es ist ja nicht mal halb so unterhaltsam für einen selbst wie zum Beispiel das wirklich sehr primitive Blasenaufpulen oder mit dem Daumennagel die anderen Fingernägel säubern.) Ich amüsierte mich mit letzterem und blies die Wangen noch ein bißchen mehr auf, aber immer noch kam niemand. Schließlich merkte ich, wie der eine Gast mich beäugte.

»*Hae ya nae hook ma dooky?*« fragte er.

»Verzeihung?« erwiderte ich.

»*He'll nay be doon a mooning.*« Er riß den Kopf in Richtung eines Hinterzimmers.

»Ach so, aha«, sagte ich und nickte weise, als erkläre das alles.

Sie schauten mich aber weiter unverwandt an.

»*D'ye hae a hoo and a poo?*« sagte der erste Mann zu mir.

»Verzeihung?« sagte ich.

»*D'ye hae a hoo and a poo?*« wiederholte er. Offenbar war er ein wenig angeschickert.

Ich setzte ein dünnes, entschuldigendes

Lächeln auf und erklärte, daß ich aus der englischsprachigen Welt käme.

»*D'ye nae hae in May?*« fuhr der Mann fort. »*If ye dinna dock ma donny*.«

»*Doon in Troon they croon in June*«, sagte sein Kumpel. »*Wi' a spoon*«, fügte er erläuternd hinzu.

»Ach so, aha.« Wieder nickte ich tiefsinnig, schob die Unterlippe ein wenig vor, als sei mir doch jetzt beinahe alles klar. Und genau da erschien zu meiner Erleichterung der Barmann mit unglücklicher Miene und wischte sich die Hände an einem Geschirrtuch ab.

»*Fuckin muckle fucket in the fuckin muckle*«, sagte er zu den beiden Männern und dann mit müder Stimme zu mir: »*Ah hae the* woo.« Ich wußte nicht, ob es eine Frage oder eine Aussage war.

»Ein Glas Tennant's, bitte«, sagte ich hoffnungsvoll.

Er stieß ein ungeduldiges Geräusch aus, als sei ich seiner Frage ausgewichen. »*Hae y a nae hook ma dooky?*«

»Verzeihung?«

»*Ah hae the noo*«, sagte der erste Gast, der sich offenbar als Dolmetscher betrachtete.

Eine Weile stand ich mit offenem Mund da,

versuchte mir zusammenzureimen, was sie gesagt hatten, überlegte, welcher Teufel mich geritten hatte, in einem solchen Stadtteil ein Pub zu betreten, und sagte mit dann leiser Stimme: »Ach, nur ein Glas Tennant's.«

Der Barmann seufzte schwer und holte mir ein Pint. Nach dem ersten Schluck begriff ich, was sie mir die ganze Zeit mitzuteilen versucht hatten. Ich solle um Gottes willen in diesem Pub kein Lager bestellen, denn ich würde nur ein Glas warme, aus einem störrischen Hahn gezapfte Seifenlauge bekommen, und ich solle mein Leben in Sicherheit bringen, solange ich noch könne. Ich trank zwei Schluck von dem ominösen Gebräu, tat dann so, als müßte ich mal, und entkam durch die Seitentür.

Und so kehrte ich auf die dämmrigen Straßen am Südufer des Clyde zurück und versuchte, den Weg zurück in die Zivilisation zu finden. Es ist beinahe unmöglich, sich vorzustellen, wie die Gorbals waren, bevor man begann, sie aufzumotzen, und wagemutige Yuppies ermunterte, in schicke neue Mietshäuser an ihren Rändern zu ziehen. Nach dem Krieg tat die Stadt etwas höchst Ungewöhnliches. Sie baute riesige, schicke

Hochhaussiedlungen im Grünen, verschob Zehntausende aus heruntergekommenen Vierteln wie den Gorbals dorthin und vergaß, für die nötige Infrastruktur zu sorgen. Allein nach Easterhouse wurden vierzigtausend Leute verfrachtet, und als sie da waren, merkten sie, daß sie zwar tolle, neue Apartments mit Innenklo hatten, aber keine Kinos, keine Läden, keine Banken, keine Pubs, keine Schulen, keine Jobs, keine Arztpraxen. Jedesmal, wenn sie einen Drink, zur Arbeit oder zum Arzt wollten, mußten sie in einen Bus klettern und meilenweit zurück in die Stadt fahren. Da verwandelten sie die Häuser vor Wut in neue Slums. Mit dem Ergebnis, daß Glasgow wahrhaft schlimme Wohnungsprobleme hat. Die Stadt ist zwar der größte Immobilienbesitzer Europas. Ihre 160000 Häuser und Wohnungen machen die Hälfte des gesamten Wohnraums der Stadt aus. Doch nach eigenen Schätzungen müßte sie ungefähr 3 Milliarden Pfund ausgeben, um alles so zu sanieren, daß es den heutigen Anforderungen genügt. Wohlgemerkt, darin sind nicht die Mittel für neue Wohnungen enthalten, sondern lediglich die, um die bestehenden bewohnbar zu machen. Im Moment beträgt

das Budget dafür aber nur rund 100 Millionen Pfund im Jahr.

Nach geraumer Zeit fand ich einen Weg über den Fluß und ins schöne, neue Zentrum zurück. Ich schaute mir George Square an – meiner Ansicht nach der schönste Platz in ganz Großbritannien – und trottete dann bergan zur Sauchiehall Street, wo mir mein Glasgower Lieblings- und zugleich einziger Witz wieder einfiel. Er ist nicht so dolle, aber er gefällt mir. Ein Polizist schnappt an der Ecke Sauchiehall/Dalhousie einen Dieb und zerrt ihn an den Haaren mehrere hundert Meter weiter zur Rose Street, um ihn dort zu verhaften.

»Oi, warum machen Sie das?« fragt der Übeltäter. Er fühlt sich ungerecht behandelt und reibt sich den Kopf.

»Weil ich ›Rose Street‹ schreiben kann, du Scheißdieb«, sagt der Polizist.

Und das ist typisch für Glasgow. Nun hat es all diesen neuen Wohlstand und Schick, aber man hat das Gefühl, gleich darunter ist es immer noch roh und gewalttätig, was ich seltsam aufregend finde. Wenn man freitags abends durch die Straßen streift wie ich nun, weiß man nie, ob man an der nächsten Ecke auf eine Gruppe aufgedonnerter

Nachtschwärmer oder einen Trupp arbeitsloser jugendlicher Rowdies stößt, die Bock haben, einem zum Zwecke flüchtigen Vergnügens ihre Initialen in die Stirn zu ritzen. Das gibt der Stadt einen gewissen Pfiff.

Neunundzwanzigstes Kapitel

Ich bummelte noch einen Tag durch Glasgow. Weniger, weil ich dort noch länger verweilen wollte, als vielmehr, weil Sonntag war und ich nicht nach Hause fahren konnte. Denn die Züge fuhren nur bis Carlisle. (Im Winter verkehrt sonntags kein Zug zwischen Settle und Carlisle, weil es keinen Bedarf dafür gibt. British Rail scheint noch nicht auf die Idee gekommen zu sein, daß es vielleicht deshalb keinen Bedarf gibt, weil er nicht fährt.) Ich streifte kreuz und quer durch die winterlichen Straßen, schaute mir voller Hochachtung die Museen, den Botanischen Garten und die Nekropolis an, aber eigentlich wollte ich nur nach Hause, was sicher verständlich ist. Ich vermißte meine Familie, mein Bett, und außerdem muß ich, wenn ich bei mir zu Hause herumlaufe, nicht auf Schritt und Tritt aufpassen, daß ich nicht in Hundescheiße und Kotzela-

chen trete.

Am folgenden Morgen bestieg ich also ganz aufgeregt den 8.10-Uhr-Zug von Glasgow-Central nach Carlisle und nahm dort nach einer belebenden Tasse Kaffee im Bahnhofsimbiß den 11.40 Uhr nach Settle.

Die Strecke von Settle nach Carlisle ist die berühmteste Nebenstrecke der Welt. British Rail will sie seit Jahren stillegen, weil sie sich angeblich nicht trägt. Kann man sich ein verrückteres, groteskeres Argument vorstellen?

Diese abartige Begründung hören wir nun schon so lange bei so vielen Dingen, daß sie mittlerweile keiner mehr in Frage stellt. Aber wenn man auch nur einmal eine Nanosekunde darüber nachdenkt, tragen sich die meisten lohnenswerten Sachen nicht einmal in Ansätzen, und folgt man der absurden Logik noch ein Stückchen weiter, müßte man Ampeln abschaffen, Rastplätze, Schulen, die Kanalisation, Nationalparks, Museen, Universitäten, alte Menschen und jede Menge sonst. Warum, um alles in der Welt, sollte etwas so Nützliches wie eine Eisenbahnlinie, die im allgemeinen viel netter ist als alte Menschen und gewiß weniger meckert und schwafelt, auch nur im gering-

sten ihre Rentabilität beweisen müssen, um ihre Existenz zu sichern?

Nachdem ich das gesagt habe, kann ich aber auch nicht leugnen, daß die Strecke Settle-Carlisle schon immer etwas Groteskes hatte. Als sich James Allport, der Direktor der Midland Railway, im Jahre 1870 darauf versteifte, eine Eisenbahnstrecke nach Norden zu bauen, gab es schon eine an der Ostküste und eine an der Westküste, also beschloß er, eine in der Mitte hochzuverlegen, selbst wenn sie eigentlich von Nichts nach Nirgendwo über Garnichts führte. Das Ding kostete 3,5 Millionen Pfund, was heute wenig klingt, aber die phantastische Summe von 487 Trillionen Milliarden oder so was in dem Dreh ausmachen würde. Es war jedenfalls so viel, daß jeder, der auch nur ein bißchen was von Eisenbahnen verstand, zu der Überzeugung kam, daß Allport total meschugge war – war er ja auch.

Weil die Strecke durch ein irrsinnig rauhes, unwirtliches Stück der Pennines verlaufen sollte, mußten Allports Ingenieure alle möglichen Großtaten vollbringen, zum Beispiel zwanzig Viadukte und zwölf Tunnels bauen lassen. Also bitte, hier fuhr kei-

ne exzentrische Schmalspurbimmelbahn, hier fuhr der Intercity Rapid des neunzehnten Jahrhunderts, mit dem die Reisenden über die Yorkshire Dales fliegen konnten – das heißt, wenn sie gewollt hätten. Aber keiner wollte.

Es war also von Anfang an verlorenes Geld. Sei's drum. Es ist eine rundum tolle Strecke, und ich war wild entschlossen, jede Minute meiner eine Stunde und vierzig Minuten und 71% Meilen langen Fahrt auszukosten. Selbst wenn man in Settle und Umgebung wohnt, findet man nicht oft einen Grund, mit dieser Bahn zu fahren, also preßte ich das Gesicht an die Scheibe und wartete neugierig auf die berühmten Wahrzeichen – Blea Moor Tunnel, etwas über anderthalb Meilen lang; Dent Station, den höchstgelegenen Bahnhof im Land; das ruhmreiche Ribblehead-Viadukt, eine Viertelmeile lang, 31,70 Meter hoch und aus vierundzwanzig eleganten Bögen bestehend. Dazwischen genoß ich die Landschaft, die nicht nur einzigartig grandios ist, sondern mich auch absolut in ihren Bann schlug.

Wahrscheinlich findet ja jeder irgendwo ein Stückchen Erde jenseits aller Beschrei-

bung faszinierend, und bei mir sind es die Yorkshire Dales. Letztendlich kann ich es nicht erklären, denn es gibt selbst in Großbritannien weit eindrucksvollere Landschaften. Aber seit ich die Dales zum erstenmal gesehen habe, bin ich hilflos in sie vernarrt, und sie lassen mich nicht los. Zum Teil liegt es sicher an dem aufregenden Kontrast zwischen den hohen Berghängen mit ihren grenzenlosen Ausblicken und der Üppigkeit der Täler mit ihren gemütlichen Dörfern und grünen Bauernhöfen. Fast überall in den Dales bewegt man sich zwischen diesen beiden so unterschiedlichen Bereichen. Man kann es wirklich nicht in Worte fassen, so wundervoll ist es. Und dann liegt es natürlich an der behaglichen Atmosphäre der Abgeschlossenheit, die die Berge ringsum vermitteln, dem Gefühl, der Rest der Welt ist weit weg und unerheblich, was man sehr zu schätzen lernt, wenn man hier lebt.

In außergewöhnlichem Maße ist jedes Dale eine eigene kleine Welt für sich. Ich weiß noch, als wir neu in unserem Tal waren, krachte es in der Straße vor unserem Tor einmal furchterregend, und man hörte Metall scheppern. Ein Auto hatte sich über-

schlagen. Die Fahrerin war gegen eine Grasböschung geknallt und dann gegen eine Feldmauer gefahren. Das Auto lag auf dem Dach. Ich rannte hinaus und fand eine Frau aus dem Dorf, die verkehrt herum in ihrem Sicherheitsgurt ging, ruhig aus einer Kopfwunde blutete und benommen vor sich hinmurmelte, von wegen, so ginge das ja wohl nicht, sie müßte jetzt zum Zahnarzt. Während ich herumsprang und Hyperventiliergeräusche von mir gab, kamen zwei Farmer in einem Land-Rover und stiegen aus. Sie hievten die Dame vorsichtig aus dem Auto und setzten sie auf einen Stein. Dann stellten sie das Auto wieder richtig hin und schafften es aus dem Weg. Während der eine die Verletzte wegführte, damit sie eine Tasse Tee bekam und seine Frau sich um die Kopfwunde kümmerte, streute der andere Sägemehl auf die Öllache, regelte den Verkehr so lange, bis die Straße wieder völlig frei war, blinzelte mir zu, stieg in seinen Land-Rover und fuhr weg. Das alles ging in weniger als fünf Minuten und ohne Polizei, Krankenwagen oder Arzt vonstatten. Etwa eine Stunde später kam jemand mit einem Traktor, schleppte das Auto ab, und es war, als sei nie etwas geschehen.

In den Dales gehen die Menschen nämlich anders an die Dinge heran. Zum einen kommen Bekannte direkt ins Haus. Manchmal klopfen sie einmal und rufen »Hallo!«, bevor sie den Kopf zur Tür hineinstecken, aber oft verzichten sie darauf. Es ist schon eine ungewöhnliche Erfahrung, in der Küche am Spülbecken zu stehen, angeregt mit sich selbst zu reden, mit abgewinkeltem Bein einen ziehen zu lassen und sich dann umzudrehen und einen Stapel Post auf dem Küchentisch vorzufinden. Und wie oft habe ich jemanden kommen gehört, bin in Unterhosen in die Speisekammer geflitzt, habe dort gekauert und nicht zu atmen gewagt, während der Besucher rief: »Hallo! Hallo! Jemand zu Hause?«

Ein paar Minuten trampelt er dann noch in der Küche herum, liest die Zettel auf dem Kühlschrank und hält die Post ans Licht, bevor er schließlich an die Speisekammertür kommt und leise sagt: »Ich nehme sechs Eier, Bill – geht das in Ordnung?«

Als wir Freunden und Kollegen in London verkündeten, daß wir in ein Dorf in Yorkshire zögen, machten überraschend viele ein komisches Gesicht und sagten (sinngemäß): »Yorkshire? Was, zu den Menschen dort

oben? Wie überaus ... interessant.«

Ich habe nie verstanden, warum die Menschen in Yorkshire den schrecklichen Ruf haben, engstirnig und hartherzig zu sein. Ich habe sie immer als anständig und offen erlebt, und wenn man wissen will, was man für Fehler hat, findet man nirgendwo auskunftsbereitere Menschen. Es stimmt, sie erdrücken einen nicht gerade mit Liebe, was ein bißchen gewöhnungsbedürftig ist, wenn man aus einem geselligeren Teil der Welt stammt, also von überall sonst her. Zieht man im amerikanischen Mittelwesten, wo ich herkomme, neu in ein Dorf oder eine kleine Stadt, strömen alle nur so herbei, um einen willkommen zu heißen, als sei das der glücklichste Tag in der Geschichte der Gemeinde – und alle bringen einen Kuchen mit. Man kriegt Apfelkuchen, Kirschkuchen und Schokoladen-Sahne-Torte. Im Mittelwesten gibt es Leute, die ziehen alle sechs Monate um, nur um in diesen Genuß zu kommen.

In Yorkshire würde das nie passieren. Aber allmählich, ganz langsam, finden die Bewohner in ihrem Herzen ein Eckchen für den Neuankömmling und beginnen, ihn mit etwas, das ich Malhamdale-Winken nenne,

zu begrüßen, wenn sie vorbeifahren. Das ist ein aufregender Tag im

Leben des Zugereisten. Wenn Sie wissen wollen, wie das Malhamdale-Winken geht, tun Sie bitte einen Moment so, als hätten Sie ein Steuerrad in der Hand. Nun strecken Sie den Zeigefinger Ihrer rechten Hand ganz langsam aus, als hätten sie einen kleinen, unwillkürlichen Krampf. Das war's. Es sieht nicht nach viel aus, aber es spricht Bände, glauben Sie mir. Ich werde es schmerzlich vermissen.

In solcherlei Tagträumereien versunken, erwachte ich mit einem Ruck und merkte, daß ich schon in Settle war und meine Frau mir vom Bahnsteig aus zuwinkte. Plötzlich war meine Reise zu Ende. In einiger Verwirrung und als habe man mich mitten in der Nacht wegen eines Notfalls geweckt, eilte ich aus dem Zug und hatte das Gefühl, so dürfe die Reise nicht enden. Es war alles zu abrupt.

Über die Berggipfel fuhren wir nach Hause, eine sechs Meilen lange, kurvenreiche Fahrt von unsäglicher Schönheit, hoch hinauf in die *Sturmhöhen*-Weiten um Kirkby Fell mit unendlichen Ausblicken und dann hinunter in die heitere, herrliche Talschüs-

sel des Malhamdale, der kleinen versunkenen Welt, die sieben Jahre lang meine Heimat gewesen war. Auf halbem Weg nach unten bat ich meine Frau, an einem Weidengatter anzuhalten. Dort ist mein Lieblingsblick auf der ganzen Welt. Ich stieg aus. Man sieht fast das gesamte Malhamdale, behaglich geschützt von steilen, eindrucksvollen Bergen, mit den schnurgeraden Bruchsteinmauern, die sich unglaublich kühne Hänge hochziehen, den kleinen Weilern, dem wunderschönen, zweiräumigen Schulhaus, der alten Kirche mit den Ahornbäumen und kippenden Grabsteinen, dem Dach meines Pubs, und mitten drin, von Bäumen verdeckt, unser altes Steinhaus, das schon viel älter ist als mein Heimatland.

Es sah so friedlich und schön aus, daß ich hätte weinen mögen, und dennoch war es nur ein winziger Teil dieser kleinen, bezaubernden Insel. In einem einzigen Moment begriff ich plötzlich, was ich an Großbritannien so liebe – alles. Jedes kleinste bißchen, das Gute und das Schlechte. Dorffeste, enge Landstraßen, Leute, die »Es tut mir furchtbar leid, aber« sagen, und solche, die sich bei mir entschuldigen, wenn ich sie achtlos

mit dem Ellenbogen k.o. schlage, Milch in Flaschen, weiße Bohnen auf Toast, Heuernte im Juni, Brennesseln, Piers in Seebädern, topographische Karten, obligatorische Wärmflaschen, vernieselte Sonntage – jedes kleinste bißchen.

Was für ein herrliches Land – total bekloppt natürlich, aber über alle Maßen hinreißend. Wo sonst würde man Ortsnamen wie Tooting Bec und Farleigh Wallop aushecken oder ein Spiel wie Cricket, das drei Tage dauert und nie anzufangen scheint. Wer würde es nicht im geringsten komisch finden, daß die Richter kleine Mops auf dem Kopf tragen müssen, der Sprecher des Oberhauses auf einem mit Wolle ausgestopften Kissen sitzen muß, das Woolsack heißt, oder daß man stolz auf einen Kriegshelden ist, dessen letzter Wunsch es war, von einem Burschen namens Hardy geküßt zu werden. (»Bitte, Hardy, richtig auf die Lippen mit einem winzigen bißchen Zunge.«) Welche andere Nation der Welt hätte uns William Shakespeare, Schweinepastete, Christopher Wren, Windsor Great Park, die Open University und den Schokoladenvollkornkeks geschenkt? Keine natürlich.

Wie leicht gerät uns das alles aus dem Blick. Vor welche Rätsel wird Großbritannien die Historiker stellen, wenn sie auf die zweite Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts zurückblicken. Hier ist ein Land, das einen anständigen Krieg gekämpft und gewonnen, ein riesiges Empire prinzipiell vernünftig und aufgeklärt demontiert, einen weitsichtigen Sozialstaat geschaffen, kurz, fast alles richtig gemacht hat – und dann den Rest des Jahrhunderts damit verbringt, sich selbst als chronischen Versager zu betrachten. Tatsache ist, für die meisten Dinge ist es immer noch das beste Land der Welt – um einen Brief aufzugeben, einen Spaziergang zu machen, fernzusehen, ein Buch zu kaufen, auf einen Drink auszugehen, ein Museum zu besuchen, was auf der Bank zu erledigen, sich zu verirren, Hilfe zu suchen oder an einem Berghang zu stehen und den Ausblick zu genießen.

Das alles begriff ich in der Spanne eines langen, innigen Augenblicks. Ich habe es schon gesagt und kann es nur wiederholen: Mir gefällt es hier. Es gefällt mir hier besser, als ich Ihnen sagen kann. Ich ging von dem Gatter weg und stieg ins Auto und wußte, daß ich garantiert zurückkommen wür-

de.

Danksagung

Bei den Vorarbeiten zu diesem Buch haben mir folgende Menschen auf verschiedenste, aber immer selbstlose Weise geholfen: Peter und Joan Blacklock, Pam und Allen Kingsland, John und Nicky Price, David Cook und Alan Hume. Ich stehe tief in ihrer Schuld. Darum ihnen allen: Danke schön!